

Moritz Merten

Segregierte Quartiere – segregierte Freizeiträume

Eine Studie zu Freizeitverhalten und
Aktivitätsräumen Berliner Jugendlicher

OPEN ACCESS



Springer VS

Stadt, Raum und Gesellschaft

Reihe herausgegeben von

Ingrid Breckner, Stadt- und Regionalsoziologie, HCU Hamburg, Hamburg,
Hamburg, Deutschland

Andreas Farwick, Ruhr-Universität Bochum, Bochum, Deutschland

Susanne Frank, Raumplanung, Stadt- & Regionalsoziologie, Technische
Universität Dortmund, Dortmund, Deutschland

Simon Güntner, Fakultät Architektur und Raumplanung, TU Wien, Wien, Wien,
Österreich

Carsten Keller, FB 06, Inst Urbane Entwicklungen, Universität Kassel, Kassel,
Hessen, Deutschland

Marcus Menzl, Fachbereich Bauwesen, Technische Hochschule Lübeck, Lübeck,
Schleswig-Holstein, Deutschland

Barbara Schönig, Professur Stadtplanung, Bauhaus-Universität Weimar, Weimar,
Thüringen, Deutschland

Jens Wurtzbacher, Berlin (KHSB), Katholische Hochschule für Sozialwesen,
Berlin, Berlin, Deutschland

1991 gegründet, erscheint die Schriftenreihe "Stadt, Raum und Gesellschaft" seit 2003 bei Springer VS.

In dieser Reihe werden Texte publiziert, die Grundkonzepte und aktuelle Probleme der Stadt- und Raumentwicklung aus sozialwissenschaftlicher Perspektive analysieren. Dies beinhaltet zeitdiagnostische wie historisch orientierte Darstellungen von Stadtentwicklungsprozessen in ihrem gesellschaftlichen Kontext. Eingegangene Manuskripte werden in einem Peer-Review-Verfahren begutachtet.

Reihe herausgegeben von

Prof. Dr. Ingrid Breckner, HafenCity
Universität Hamburg

Prof. Dr. Andreas Farwick,
Ruhr-Universität Bochum

Prof. Dr. Susanne Frank, Technische
Universität Dortmund

Prof. Dr. Simon Güntner, Technische
Universität Wien

Prof. Dr. Carsten Keller, Universität
Kassel

Prof. Dr. Marcus Menzl, Technische
Hochschule Lübeck

Prof. Dr. Barbara Schöning,
Bauhaus-Universität Weimar

Prof. Dr. Jens Wurtzbacher,
Katholische Hochschule für
Sozialwesen Berlin

Moritz Merten

Segregierte Quartiere – segregierte Freizeiträume

Eine Studie zu Freizeitverhalten und
Aktivitätsräumen Berliner
Jugendlicher

 Springer VS

Moritz Merten
Köln, Deutschland

Diese Arbeit wurde als Dissertation mit dem Titel „Segregierte Quartiere – segregierte Freizeiträume? Zum Einfluss individueller und wohnstandortbezogener Merkmale auf die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher“ an der Universität Kassel am Fachbereich 06 eingereicht. Datum der Disputation: 18.02.2022.



ISSN 0935-7548

ISSN 2628-8133 (electronic)

Stadt, Raum und Gesellschaft

ISBN 978-3-658-43619-3

ISBN 978-3-658-43620-9 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-43620-9>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gefördert durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universitätsbibliothek Kassel

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en) 2024. Dieses Buch ist eine Open-Access-Publikation.

Open Access Dieses Buch wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Die in diesem Buch enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen. Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten. Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geographische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Stefanie Probst

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Das Papier dieses Produkts ist recyclebar.

Für meinen Vater Stefan

Danksagung

Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Promotionsprojekt durchzuführen und eine Dissertation zu verfassen. Die Abwandlung des bekannten Sprichworts trifft auch auf dieses wissenschaftliche Projekt und seine Verschriftlichung zu. Sie wären nicht möglich gewesen ohne die ganz unterschiedliche Unterstützung zahlreicher Menschen, denen ich an dieser Stelle danken möchte!

Als erstes möchte ich Prof. Dr. Carsten Keller, meinem Erstbetreuer, danken. Er hat mich auf dem Weg zu dieser Arbeit mit viel Geduld und fachlichem Rat begleitet. In entscheidenden Momenten hat er mir wichtige Impulse gegeben und dadurch zum Gelingen meiner Dissertation beigetragen. Die Weiterentwicklung meiner akademischen und soziologischen Fähigkeiten verdanke ich zu einem nicht unwesentlichen Teil seiner konstruktiven Kritik und unserem Austausch in allen Phasen des Projektes.

Ebenso möchte ich meinem Zweitbetreuer, Prof. Dr. Olaf Groh-Samberg, danken, der mir insbesondere bei der Analyse der quantitativen Daten und der Verschriftlichung der Ergebnisse mit wertvollem Rat zur Seite stand. Die sorgfältigen, systematischen und differenzierten quantitativen Auswertungen sind mir vor allem durch seine Unterstützung gelungen.

Anonym zu danken habe ich allen Entwickler*innen der für diese Arbeit verwendeten freien Software und freien Dateiformate. RMarkdown, QGIS, R und Zotero waren das technische Rückgrat meiner Arbeit und haben mir viele Schritte erleichtert. Mit Freude habe ich mir neue Fähigkeiten im Bereich der computer-gestützten (Geo-)Datenanalyse angeeignet. Dieser autodidaktische Prozess wäre ohne die unzähligen hilfreichen Tutorials und Foren-Posts aus den engagierten Communities, die die erwähnten Softwareprogramme umgeben, nicht möglich gewesen.

Ebenfalls nicht namentlichen nennen kann ich an dieser Stelle alle Jugendlichen, die an meiner Forschung teilgenommen haben. Ihnen gilt mein aufrichtiger Dank! Ihre Offenheit und ihre Bereitschaft mir ohne Gegenleistung einen detaillierten Einblick in ihr Leben zu geben, haben diese Dissertation erst möglich gemacht. Zugang zu den Jugendlichen haben mir die Schulleitungen, Lehrer*innen und Leitungen der Jugendzentren gewährt. Ihnen danke ich für ihr Interesse an meiner Arbeit und ihre Bereitschaft, mir die Zeit für die Befragung der Jugendlichen einzuräumen.

Für die finanzielle Unterstützung in Form von Zuschüssen zu den Kosten für Fragebogendruck und Interviewtranskription möchte ich dem Nachwuchsfond des Fachbereichs 06 der Universität Kassel danken. Mein Dank geht außerdem an den Open-Access-Fond der Universität Kassel und seine freundlichen Mitarbeiter*innen. Durch den von ihnen bewilligten Zuschuss wurde die frei zugängliche Publikation dieser Arbeit ermöglicht.

Bei der Entwicklung der Fragebögen haben mich Fran Meissner und Melissa Schmidt mit inhaltlichem Feedback sowie Alfons Merten und Anna Merten mit praktischer Hilfe beim Layout unterstützt – vielen Dank dafür! Der instruktive Pretest wäre nicht ohne Katharina Brandenstein möglich gewesen, die meinen komplexen Fragebogen in ihrem eng getakteten Lehrerinnenalltag mit ihren Schüler*innen getestet hat. Ihr danke ich ebenso wie Christoph Wagner, der dafür gesorgt hat, dass die Fragebögen und die dazugehörigen Karten ordentlich und preisgünstig gedruckt wurden.

Eine ganze Reihe von Menschen hat sich die Zeit genommen, um verschiedene Teile meiner Dissertation sorgfältig zu lesen. Ihre wertvollen Rückmeldungen haben die inhaltliche Qualität und die Lesbarkeit dieser Arbeit deutlich verbessert. Für ihre Anmerkungen danke ich Cordula Schwappach, Daniel Münsterlein, Floris Bernhardt, Lena Voigtländer, Malte Krüger, Max Örtl, Robert Barbarino und Thorsten Hertel. Letzterem muss ich zudem für viel Zuspruch bei dem ein oder anderen Bier danken und dafür, dass er mir vorgemacht hat, dass das nie zu enden scheinende Projekt einer Dissertation sich doch irgendwann abschließen lässt.

Für aufmunternden Zuspruch und das kollegiale und solidarische Miteinander bin ich auch meinen Kolleg*innen aus dem Mittelbau des FB 06 der Universität Kassel dankbar. Sie haben dafür gesorgt, dass ich trotz der Wirren und Widrigkeiten des akademischen Alltags gerne am Fachbereich gearbeitet habe. Besonderer Dank gilt Timo Baldewein, der mir gleich mehrmals, wenn ich verzweifelt über meinen Auswertungen saß, mit spontaner Nachhilfe in Statistik ausgeholfen hat. Und natürlich danke ich Helena Cermeno für ihren moralischen Beistand über all die Jahre. Es tat gut, eine so hilfsbereite und empathische Kollegin zu haben,

die aufgrund ihrer ähnlichen Lebenslage stets ein offenes Ohr für meine Sorgen, auch jenseits der Dissertation, hatte.

Für eine sorgfältige Rechtschreibkorrektur danke ich Brigitte, meiner Patentante Gaby und meiner Mutter Theresia. Letzterer habe ich noch sehr viel mehr zu verdanken: Ihre Bereitschaft, mit viel Liebe und Geduld unsere Kinder zu betreuen hat mir in stressigen Phasen etwas Luft verschafft. Und ohne die optimistische und pragmatische Lebenseinstellung, die ich von ihr „geerbt“ habe, wäre meine Dissertation wohl kaum zu bewältigen gewesen.

Unermesslicher Dank gilt nicht zuletzt meiner Partnerin und meinen Kindern. Anna hat mir in schwierigen Phasen meines Promotionsprojektes den Rücken freigehalten und mich darin bestärkt, weiterzumachen. Mit ihrem außerordentlichen Gespür für Sprache und ihren sorgfältigen Korrekturen hat sie die inhaltliche Stringenz und sprachliche Qualität meiner Arbeit angehoben. Mindestens ebenso wichtig ist aber, dass sie zusammen mit unseren beiden wunderbaren Kindern die Qualität meines Lebens abseits der Dissertation angehoben hat. Die Drei haben mir immer klar gemacht, dass es wichtigeres im Leben gibt als eine Promotion – vielleicht hat gerade das dazu geführt, dass ich sie erfolgreich beenden konnte.

Begonnen hätte ich diese wissenschaftliche Reise wohl nicht ohne meinen verstorbenen Vater Stefan. Von ihm habe ich schon früh gelernt, mit viel Neugier auf die Welt zu blicken, sie zugleich zu hinterfragen und auch gesellschaftliche Verhältnisse nicht als gegeben hinzunehmen. Ihm möchte ich diese Arbeit widmen!

Köln
im Oktober 2023

Moritz Merten

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Städtische Räume als Kontext adoleszenter Sozialisation	9
2.1	Die Relevanz des Stadtraums aus sozialisationstheoretischer Perspektive	11
2.1.1	Jugend und Sozialisation	11
2.1.2	Sozialisation im Stadtraum	14
2.1.3	Bedeutung von Wohnquartieren	18
2.1.4	Nachbarschaftseffekte	21
2.1.5	Forschungsansätze mit Fokus auf Exposition	27
2.1.6	Aktivitätsräume	30
2.2	Empirische Befunde zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen	34
2.2.1	Freizeitverhalten von Jugendlichen	35
2.2.2	Stadtstruktur, Quartier und Mobilität	43
2.2.3	Quartiere, Aktivitätsräume und Freundeskreise	49
2.2.4	Segregation von Alltagsräumen	55
2.3	Explorative Vorerhebungen – Jugendliche in Kassel	58
2.4	Zwischenfazit	61
3	Jugendliche Freizeitorte in Berlin – polyzentral oder segregiert? ...	67
3.1	Zentrale Dichte, polyzentrale Infrastruktur	71
3.1.1	Dichte und Zentren	71
3.1.2	Einkaufszentren und Grünflächen	80
3.1.3	Zusammenfassung	87
3.2	Jugendbezogene Infrastruktur	88
3.2.1	Jugendfreizeiteinrichtungen	92

3.2.2	Schulen	94
3.2.3	Zusammenfassung	100
3.3	Verkehrsinfrastruktur und Mobilität	102
3.3.1	Qualität des Berliner ÖPNV	103
3.3.2	Zugänglichkeit des ÖPNV	110
3.3.3	Zusammenfassung	113
3.4	Sozialräumliche Struktur	114
3.4.1	Geschichtliche Entwicklung	115
3.4.2	Die Entwicklung seit den 90er Jahren	117
3.4.3	Aktuelle sozialräumliche Struktur	121
3.4.4	Zusammenfassung	128
3.5	Empirische Befunde zu Jugend und Aktivitätsräumen in Berlin	129
3.5.1	Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher	130
3.5.2	Aktivitätsräume und Mobilität in Berlin	133
3.5.3	Zusammenfassung	139
3.6	Zwischenfazit	141
4	Ein neuer methodischer Ansatz zur Erfassung von Aktivitätsräumen	147
4.1	Abgrenzung gegenüber anderen methodischen Ansätzen	149
4.1.1	Schwächen der Nachbarschaftseffekt- und Aktionsraumforschung	150
4.1.2	Methodische Verortung im Forschungsfeld	152
4.2	Befragung Berliner Schüler*innen	155
4.2.1	Auswahl der Schulen	156
4.2.2	Herausforderungen bei der Stichprobenziehung	159
4.2.3	Nadelmethode und Fragebogen	162
4.2.4	Operationalisierung Variablen	165
4.2.5	Zusammensetzung der Stichprobe	173
4.2.6	Statistische und raumbezogene Analysen	177
4.3	Qualitative Erhebung	179
4.3.1	Feldzugang	180
4.3.2	Leitfaden und Ablauf der Interviews	182
4.3.3	Auswertung der Interviews	184
4.4	Zwischenfazit	185

5	Freizeitverhalten und Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher	189
5.1	Chillen im Einkaufszentren – Freizeitaktivitäten und Freizeitorte	191
5.1.1	Freizeitaktivitäten	192
5.1.2	Freizeitorte	199
5.1.3	Zusammenfassung	206
5.2	Zu Fuß unterwegs im eigenen Stadtteil – Stadtstruktur und Mobilität	207
5.2.1	Mobilitätsinfrastruktur und -verhalten	209
5.2.2	Stadtstruktur und Aktivitäten	213
5.2.3	Zusammenfassung	223
5.3	Weite Wege zu entfernten Freund*innen – Aktivitätsräume	225
5.3.1	Wohnstandortbezogene Variablen	227
5.3.2	Individuelle Merkmale	229
5.3.3	Distanzen zu Schule und Freund*innen	232
5.3.4	Moderationsanalysen	236
5.3.5	Mediationsanalysen	241
5.3.6	Zusammenfassung	249
5.4	Unsichtbare Grenzen im Freizeitverhalten – Aktivitätsräumliche Segregation	253
5.4.1	Wohnstandortbezogene Variablen	254
5.4.2	Individuelle Merkmale	256
5.4.3	Distanzen zu Schule und Freund*innen	258
5.4.4	Moderationsanalysen	260
5.4.5	Mediationsanalysen	261
5.4.6	Zusammenfassung	263
5.5	Zwischenfazit	267
6	Die Wahrnehmung von Stadträumen – präferierte und gemiedene Orte	273
6.1	Typen jugendlichen Freizeitverhaltens im Stadtraum	274
6.1.1	Stadtteilkonzentrierte	277
6.1.2	Strukturierte	279
6.1.3	Treffpunktfixierte	281
6.1.4	Grenzgänger	282
6.1.5	Zugezogene	284

6.2	Stadtteile, Orte, Freund*innen – Fixpunkte jugendlichen Freizeitverhaltens	286
6.2.1	„Dann gehen wir zum Center “– Die Attraktivität öffentlicher Räume	286
6.2.2	„Kreuzberg ist zu asozial “– Gemiedene Bereiche der Stadt	291
6.2.3	„Wir sind wie eine Familie “– Soziale Kontakte und Aktivitätsräume	295
6.2.4	Zwischenfazit	297
7	Fazit	301
7.1	Zentrale Ergebnisse	301
7.1.1	Das Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher	302
7.1.2	Verteilung und Erreichbarkeit von jugendlichen Freizeitorten	304
7.1.3	Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher	307
7.1.4	Segregierte Freizeiträume	310
7.2	Beitrag zur Jugend- und Stadtforschung	313
7.3	Limitationen der Arbeit	316
7.4	Anschlüsse für zukünftige Forschung	318
	Literatur	321

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 2.1	Systematisierung von Quartiereffekten nach Häußermann und Kronauer (2009) und Volkmann (2012)	24
Abbildung 2.2	Prägende Faktoren für Jugendliche Aktivitätsräume	32
Abbildung 2.3	Beispielhafte, räumlich-schematische Darstellung eines Aktivitätsraumes	33
Abbildung 3.1	Karte der räumlichen Verteilung der Strukturtypen (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020)	74
Abbildung 3.2	Karte der Bevölkerungsdichte (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020)	76
Abbildung 3.3	Karte der baulichen Dichte (Geschossflächenzahl) (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020)	78
Abbildung 3.4	Karte der Einkaufszentren und Stadtzentren. (Eigene Darstellung, Quelle: OpenStreetMap/berlin.de)	82
Abbildung 3.5	Karte der Grünversorgung (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020)	84
Abbildung 3.6	Karte der Jugendfreizeiteinrichtungen. (Eigene Darstellung, Quelle: Landesvereinigung Kulturelle Jugendbildung Berlin e.V. 2016)	90

Abbildung 3.7	Karte aller öffentlichen Schulen der Sekundarstufe. (Eigene Darstellung, Quelle: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie, 2019)	96
Abbildung 3.8	Karte der ÖPNV-Erreichbarkeit der Zentrenbereiche (Center Nahverkehr Berlin 2017)	106
Abbildung 3.9	Karte der ÖPNV-Erreichbarkeit der Hauptzentren (Center Nahverkehr Berlin 2017)	108
Abbildung 3.10	Modal Split für Berlin 2018. (Eigene Darstellung, Quelle: Gerike et al. 2019)	112
Abbildung 3.11	Karte der Veränderungen im Status-Index 2006 zu 2016 auf Ebene der LOR (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 85)	122
Abbildung 3.12	Karte des Status-Index auf Ebene der LOR 2017 (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 56)	126
Abbildung 4.1	Chronologie der Forschungsphasen	154
Abbildung 4.2	Karte der befragten Schulen	159
Abbildung 4.3	Verteilung sozioökonomischer Status nach Schulen	169
Abbildung 4.4	Statistische Zusammenhänge zentraler Variablen (Phi-Koeffizient)	175
Abbildung 4.5	Anteil fehlender Werte bei einzelnen Variablen	177
Abbildung 5.1	Kategorisierte Freizeitaktivitäten	192
Abbildung 5.2	Kategorisierte Freizeitaktivitäten nach Geschlecht	194
Abbildung 5.3	Kategorisierte Freizeitaktivitäten nach Schulstatus	195
Abbildung 5.4	Kategorisierte Freizeitaktivitäten nach Geschlecht und Schulstatus	196
Abbildung 5.5	Sportaktivitäten nach Geschlecht und Schulstatus	198
Abbildung 5.6	Befragte mit mindestens einer strukturierten Aktivität	198
Abbildung 5.7	Häufigkeiten Freizeitorte	200
Abbildung 5.8	Orte nach Freizeitaktivitäten	201
Abbildung 5.9	Freizeitorte nach Geschlecht und Status	202
Abbildung 5.10	Aktivitäten Grünflächen, Einkaufszentren, Jugendzentren	204

Abbildung 5.11	Nutzer*innen von Grünflächen, Einkaufszentren, Jugendzentren nach individuellen Merkmalen	205
Abbildung 5.12	Besitz von Verkehrsmitteln	209
Abbildung 5.13	Besitz von mehreren Verkehrsmitteln	210
Abbildung 5.14	Verkehrsmittelbesitz nach Schulstatus	211
Abbildung 5.15	Verkehrsmittelnutzung	212
Abbildung 5.16	Häufige Verkehrsmittelnutzung nach Wohnlage und Schulstatus	212
Abbildung 5.17	Nutzer*innen von Grünflächen und Einkaufszentren nach Wohnlage und Schulstatus	214
Abbildung 5.18	Nutzer*innen von Jugendzentren nach Quartierstatus	216
Abbildung 5.19	Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Gym A	217
Abbildung 5.20	Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Sek G	218
Abbildung 5.21	Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Gym B	219
Abbildung 5.22	Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Sek B	220
Abbildung 5.23	Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Sek D	221
Abbildung 5.24	Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Sek C	222
Abbildung 5.25	Aktivitäten von Schüler*innen, die weiter von ihrer Schule entfernt wohnen	223
Abbildung 5.26	Freizeitstil und Wohnlage in Bezug auf Aktivitätsraumgröße	237
Abbildung 5.27	Freizeitstil und Quartierstatus in Bezug auf Aktivitätsraumgröße	238
Abbildung 5.28	Marginalisierung Wohnort und Entfernung zu Freund*innen in Bezug auf Aktivitätsraumgröße	239
Abbildung 5.29	Geschlecht und Entfernung zu Freund*innen in Bezug auf Aktivitätsraumgröße	240
Abbildung 5.30	Schematische Darstellung Regression Aktivitätsraumgröße, Modell Y1.C3	250
Abbildung 5.31	Marginalisierung Wohnquartier und Wohnlage in Bezug auf Marginalisierung des Freizeitkontextes	261
Abbildung 5.32	Schematische Darstellung Modell Y2	264
Abbildung 5.33	Aktivitäten ausgewählte Schulen	266
Abbildung 6.1	Stadtteilnutzung eines „Stadtteilkonfokussierten“ („Samir“)	278
Abbildung 6.2	Stadtteilnutzung einer „Strukturierten“ („Julia“)	280

Abbildung 6.3	Stadtteilnutzung einer „Treffpunktfixierten“ („Alica“)	282
Abbildung 6.4	Stadtteilnutzung eines „Grenzgängers“ („Emre“)	283
Abbildung 6.5	Stadtteilnutzung eines „Zugezogenen“ („Muhammad“)	285

Tabellenverzeichnis

Tabelle 2.1	Hypothesen zum Freizeitverhalten von Jugendlichen	43
Tabelle 2.2	Hypothesen zur Bedeutung von Stadtstruktur und Mobilität	49
Tabelle 2.3	Hypothesen zu Aktivitätsräumen von Jugendlichen	54
Tabelle 2.4	Hypothesen zur aktivitätsräumlichen Segregation	58
Tabelle 2.5	Zusammenfassung Hypothesen	65
Tabelle 3.1	Ergänzung der Hypothesen: Stadt- und Infrastruktur	88
Tabelle 3.2	Verteilung Jugendzentren nach LOR-Status. (Eigene Berechnungen, Quelle: Landesvereinigung Kulturelle Jugendbildung Berlin e.V. 2016)	93
Tabelle 3.3	Ergänzung der Hypothesen: Jugendbezogene Infrastruktur	101
Tabelle 3.4	Ergänzung der Hypothesen: Verkehrsinfrastruktur und Mobilität	113
Tabelle 3.5	Ergänzung der Hypothesen: Sozialräumliche Struktur	128
Tabelle 3.6	Ergänzte Hypothesen: Zusammenfassung	143
Tabelle 4.1	Befragte Schulen	159
Tabelle 4.2	Übersicht Variablen	166
Tabelle 4.3	Befragte Schulen mit Schulstatus	169
Tabelle 4.4	Deskriptive Statistik zentrale Variablen	174
Tabelle 4.5	Verteilung zentrale Variablen nach Schulstatus	175
Tabelle 4.6	Übersicht Interviews	184
Tabelle 5.1	Hypothesen-Set 1: Freizeitverhalten	191
Tabelle 5.2	Hypothesen-Set 2: Stadtstruktur und Mobilität	208
Tabelle 5.3	Hypothesen-Set 3: Aktivitätsräume	225
Tabelle 5.4	Aktivitätsraumgröße, Regressionsmodell A	228

Tabelle 5.5	Aktivitätsraumgröße, Regressionsmodell B	231
Tabelle 5.6	Aktivitätsraumgröße, Regressionsmodelle B und C	235
Tabelle 5.7	Mediationsanalyse Wohndauer -> Entfernung Freund*innen	242
Tabelle 5.8	Mediationsanalyse Entfernung Schule -> Entfernung Freund*innen	244
Tabelle 5.9	Bootstrapping-Analyse für Mediation Entfernung Schule -> Entfernung Freund*innen	245
Tabelle 5.10	Mediationsanalyse Schulstatus -> Freizeitstil	246
Tabelle 5.11	Mediationsanalyse Schulstatus -> Entfernung Schule	248
Tabelle 5.12	Aktivitätsraumgröße: Regressionsmodell C.2	249
Tabelle 5.13	Hypothesen-Set 4: Aktivitätsräumliche Segregation	253
Tabelle 5.14	Marginalisierung Freizeitkontext, Regressionsmodell A	255
Tabelle 5.15	Marginalisierung Freizeitkontext, Regressionsmodell B	257
Tabelle 5.16	Marginalisierung Freizeitkontext, Regressionsmodell C	259
Tabelle 5.17	Mediationsanalyse Y2	262
Tabelle 5.18	Bootstrapping-Analyse für X4->X2->Y2	262
Tabelle 5.19	Marginalisierung Freizeitkontext, Regressionsmodell B.2	263
Tabelle 6.1	Übersicht Typen räumlichen Freizeitverhaltens	276



Einleitung

1

Jugendliche sind eine bei der Stadtplanung vernachlässigte Gruppe (vgl. Kemper und Reutlinger 2015). Im Gegensatz zur Altersgruppe der Kinder, für die Spielplätze geplant und gebaut werden, gibt es keine öffentlichen Räume, die explizit für die Nutzung durch Jugendliche vorgesehen sind. Dabei sind Jugendliche „freizeitprivilegiert“ (Reicher 2015: 88), besitzen also im Vergleich zu anderen Altersgruppen verhältnismäßig viel Zeit, über die sie frei verfügen können. In dieser Freizeit nutzen sie den öffentlichen Raum besonders intensiv für ihre Aktivitäten (vgl. Herlyn et al. 2003; Neumann 2016). Durch die Nutzung öffentlicher Räume und die Erkundung der Stadt findet eine selbstständige Auseinandersetzung mit der Erwachsenenwelt statt. Dies ist eine wichtige Aufgabe im Prozess der jugendlichen Sozialisation (vgl. Kilb 2012). Doch welche öffentlichen Räume nutzen Jugendliche dann in ihrer Freizeit? Neben Straßen und Plätzen sind es vor allem Parks und die öffentlich zugänglichen Einkaufszentren (vgl. Herlyn et al. 2003; Neumann 2016). Diese Orte eignen sich für zwei Aktivitäten, die im Freizeitverhalten der meisten Jugendlichen zentral sind: Chillen und Freund*innentreffen (vgl. Deinet 2014). Aus der Jugendforschung ist jedoch bekannt, dass sich das Freizeitverhalten von Jugendlichen nach Geschlecht und sozialem Status differenziert (vgl. Grgic und Züchner 2016; Albert et al. 2019) und je nach Freizeitstil werden unterschiedliche Orte und Räume genutzt. Neben öffentlichen Räumen gehören dazu auch Vereine, Jugendfreizeiteinrichtungen, das eigene Zuhause oder jenes der Freund*innen.

Das Freizeitverhalten und die damit verbundene Nutzung bestimmter Orte der Stadt ist mit Blick auf die Sozialisation auch deshalb relevant, weil es bestimmt, in welchen sozialräumlichen Kontexten Jugendliche sich in ihrer Freizeit bewegen. Im Sinne sozialökologischer Sozialisationstheorien (vgl. Bronfenbrenner 1979; Hurrelmann und Bauer 2015) vollzieht sich die Sozialisation in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt, zu der auch die verschiedenen Quartiere einer Stadt gehören (vgl. Kilb 2012; Muchow und Muchow [1935] 2012). Der Einfluss des sozialräumli-

chen Kontextes von Wohnquartieren auf Verhaltensweisen und Lebenschancen wird seit Jahrzehnten unter dem Begriff der Nachbarschaftseffekte untersucht (vgl. Gals-ter 2012; Volkmann 2012). Im Fokus der meisten Studien dieses Forschungsfeldes stehen Jugendliche aus marginalisierten Quartieren (vgl. Friedrichs und Nonnenma-cher 2010; Keller 2007). Diese Schwerpunktsetzung der Nachbarschaftseffektfor-schung hat zwei Gründe: Zum einen wird bei Jugendlichen ein besonders deutlicher Sozialisierungseffekt durch das Wohnquartier erwartet, da die Jugend als besonders prägende Lebensphase gilt. Zum anderen hat die Erforschung von Wohnquartieren, die von Armut geprägt sind, allgemein eine lange Tradition in der soziologischen Stadtforschung (vgl. Friedrichs 2013; Häußermann und Kronauer 2009). Die Nach-barschaftseffektforschung untersucht jedoch nur die Effekte des Wohnquartiers, das damit als primärer städtischer Sozialisationsraum angenommen wird. Die sozialen, physischen und symbolischen Dimensionen des administrativen Containers eines Quartiers wirken demnach gleichermaßen auf alle Bewohner*innen (vgl. Häußermann und Kronauer 2009; Volkmann 2012). In dieser Annahme greift die Nach-barschaftseffektforschung jedoch zu kurz, insbesondere wenn es um Jugendliche geht. Denn kennzeichnend für die Jugend ist gerade die eigenständige Erkundung des Stadtraums jenseits des unmittelbaren Wohnumfeldes (vgl. Reutlinger 2008; Kilb 2012). Große Städte mit gut ausgebautem öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) bieten Jugendlichen die Möglichkeit, in ihrer Freizeit auch weiter ent-fernete Teile der Stadt zu nutzen und ohne Hilfe ihrer Eltern zu erreichen. Soziale Kontakte sowie präferierte Aktivitäten und Orte können dabei Anreize bieten, auch größere Entfernungen zurückzulegen.

Es stellt sich also nicht nur die Frage, welche (öffentlichen) Orte Jugendliche nutzen, sondern auch in welchen Bereichen der Stadt und in welchen sozialräumli-chen Kontexten sie sich beim Besuch dieser Orte bewegen. Doch wie das konkrete räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen in Großstädten aussieht und wie es sich nach verschiedenen Gruppen differenziert, ist bisher wenig erforscht. In die-ser Arbeit wurde daher eine innovative Methode entwickelt. Mit deren Hilfe wird untersucht, welche Jugendlichen welchen städtischen Kontexten ausgesetzt sind, für welche Jugendlichen also das Quartier oder andere Teile der Stadt sozialisati-onsrelevante Räume darstellen. So wird die Nachbarschaftseffektforschung durch die vorliegende Forschung instruktiv ergänzt.

Einen Ansatz, um die räumliche Ausdehnung des Alltags zu erforschen, bietet die Aktionsraumforschung (vgl. Horton und Reynolds 1971). Sie versucht, mit verschie-denen Methoden detailliert das zeitlich-räumliche Alltagsverhalten von Personen nachzuvollziehen. Studien aus diesem Forschungsfeld beschreiben das Handeln der untersuchten Personen und erklären dieses durch die Verfügbarkeit und Erreichbar-keit verschiedener Räume und den daraus resultierenden Handlungsmöglichkeiten.

Zu Jugendlichen existieren im deutschsprachigen Raum bisher kaum aktionsräumliche Studien.¹ Um die Sozialisationsrelevanz städtischer Räume zu untersuchen, ist jedoch ein aktionsräumlicher Ansatz nötig. Nur so kann detailliert nachvollzogen werden, mit welchen sozialräumlichen Kontexten jenseits des eigenen Wohnquartiers Jugendliche in ihrem Alltag konfrontiert sind. Die vorliegende Arbeit nutzt daher den aktionsräumlichen Ansatz zur Untersuchung der räumlichen Ausprägung von jugendlichem Freizeitverhalten. Da die Ausprägung jugendlicher Aktivitätsräume² stark von ihrem Freizeitverhalten beeinflusst ist, sind – äquivalent zum Freizeitverhalten – eine Differenzierung nach sozialstrukturellen Merkmalen und der Erreichbarkeit präferierter Freizeitorde zu erwarten.

Besonders relevant erscheint die Untersuchung des räumlichen Freizeitverhaltens von Jugendlichen vor der zunehmenden sozialen Segregation deutscher Städte (vgl. Aehnelt 2011; Helbig und Jähnen 2018). Diese führt zu sozial homogenen Nachbarschaften. Jugendliche, deren Aktivitätsraum weitestgehend auf das eigene Wohnquartier beschränkt ist, sind damit einem zunehmend homogenerem Sozialraum ausgesetzt. Dies wird verstärkt, wenn sich die Schule und die Wohnorte der Freund*innen ebenfalls in der Nachbarschaft befinden (vgl. Oberwittler 2004). Negative Effekte marginalisierter Quartiere sollten sich hier besonders deutlich zeigen (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2010; Sampson et al. 2002). Für Jugendliche, deren räumliche Bezüge über die eigene Nachbarschaft hinausgehen und sie in andere sozialräumliche Kontexte führen, relativiert sich der Einfluss des Wohnquartiers. Daher muss die Frage gestellt werden, welche Faktoren zu einem auf das Wohnquartier fokussierten Aktivitätsraum führen und welche Rolle dabei Schule und soziale Kontakte spielen.

Zielsetzung und Fragestellung

Ziel dieser Arbeit ist, es den quartiersfixierten Blick auf adoleszente Sozialisation durch die Analyse der konkreten Nutzung des städtischen Raums durch Jugendliche auszuweiten. Dafür werden Erkenntnisse aus der Jugend-, Nachbarschaftseffekt- und Aktionsraumforschung zusammengetragen und die Desiderate in den Zwi-

¹ Ausnahmen bilden die beiden empirischen Untersuchungen von Tobias Müller (2009) zu den Aktivitätsräumen Berliner Jugendlichen und von Plöger (2012) zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen im Ruhrgebiet.

² Horton und Reynolds (1971) unterscheiden zwischen dem Aktionsraum als dem bekannten und damit potentiell nutzbaren Raum und dem Aktivitätsraum als dem tatsächlich genutzten Raum. Diese Arbeit fokussiert sich auf den Aktivitätsraum als den Raum, mit dem im Alltag unmittelbar Kontakt besteht. Eine ausführliche Definition der beiden Begriffe findet sich in Unterkapitel 2.1.6.

schenräumen dieser Forschungsstränge fokussiert. Zentrale Fragestellungen der Arbeit sind:

1. Welchen Aktivitäten gehen Jugendliche in ihrer Freizeit nach und welche Orte in der Stadt nutzen sie dafür?
2. Wie sind Freizeitorte in der Stadt verteilt und welchen Einfluss hat ihre Erreichbarkeit auf das Freizeitverhalten von Jugendlichen?
3. Wie gestalten sich die Aktivitätsräume von Jugendlichen in der Großstadt und wie differenzieren sie sich nach individuellen Merkmalen und nach Eigenschaften des Wohnquartiers?
4. Setzt sich die residentielle Segregation in den Aktivitätsräumen der Jugendlichen fort und welche Rolle spielen dabei Quartier, Schulort und Freundeskreis?

Es wird angenommen, dass sich bei allen diesen Forschungsfragen Aspekte sozialer Ungleichheit zeigen. Um diese systematisch zu untersuchen, sollen Differenzen nach individuellen und wohnortbezogenen Merkmalen in den Blick genommen werden. Auf der individuellen Ebene sollen dabei Unterschiede nach Geschlecht³ und sozialem Status untersucht werden. Als weniger relevant wird der Migrationshintergrund betrachtet, denn durch Integrationsprozesse hat sich in den vergangenen Jahren eine zunehmende Angleichung der Lebensstile zwischen migrantischer und nicht-migrantischer Bevölkerung vollzogen (vgl. Hallenberg et al. 2018).⁴ Auf der Ebene der Wohnorte soll untersucht werden, wie die Lage des Wohnortes im Stadtgefüge (peripher oder zentral) und die soziale Zusammensetzung des Wohnquartiers die Ausprägung des räumlichen Freizeitverhaltens von Jugendlichen prägen.

³ Die binäre Geschlechterordnung wird in dieser Arbeit nicht als biologische Gegebenheit, sondern als gesellschaftliche Konstruktion aufgefasst. Verinnerlicht über Sozialisationsprozesse und reproduziert in allen Bereichen der Gesellschaft, ist sie wirkmächtig (vgl. Faulstich-Wieland 2008; Niederbacher und Zimmermann 2011). Es ist daher wichtig, sie als gesellschaftliche Realität zu untersuchen.

⁴ Jugendliche mit Migrationshintergrund unterscheiden sich in ihren Werten und Verhaltensweisen kaum noch von Jugendlichen ohne Migrationshintergrund (vgl. Albert et al. 2019). Unterschiede sind meist auf den sozialen Status bzw. – bei der Betrachtung einzelner Migrationsgruppen – auf den größeren Anteil statusniedriger Personen mit beispielsweise türkischem oder arabischem Migrationshintergrund zurückzuführen (vgl. Sürig und Wilmes 2011; Worbs 2003). Zentralen Einfluss hat ein Migrationshintergrund in Situationen und Kontexten, in denen es zu Diskriminierung kommt oder kulturelle Werte das Handeln beeinflussen.

Forschungsdesign

In der soziologischen Stadtforschung hat es eine lange Tradition, den Einfluss von Wohnlage und Quartierstatus zu untersuchen (vgl. Nieszery 2014; Volkmann 2012), wie unter anderem der umfangreiche Forschungskorpus im Bereich der Nachbarschaftseffektforschung belegt. Berlin eignet sich in besonderem Maße, um den Einfluss dieser beiden wohnortbezogenen Merkmale zu untersuchen und wurde daher als Forschungsort gewählt. Die Stadt ist geprägt durch eine prononcierte soziale Segregation und es lassen sich größere marginalisierte Bereiche in der Stadt ausmachen (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2019). Durch die Größe Berlins lassen sich Zentrum und Peripherie gut voneinander unterscheiden: Wohnlagen am Stadtrand liegen deutlich entfernt von der Innenstadt und diese ist nur mit einem gewissen Zeitaufwand erreichbar. Zugleich ermöglicht das ÖPNV-Netz Jugendlichen in allen Wohnlagen, auch andere Teile der Stadt eigenständig zu erreichen. Die Relevanz von Marginalisierung und Lage eines Wohnquartiers können dadurch optimal untersucht werden.

Die genannten Fragestellungen sollen im Rahmen dieser Arbeit mit einer Kombination aus quantitativen, qualitativen und räumlichen Methoden empirisch bearbeitet werden. Da die räumliche Gestalt jugendlichen Freizeitverhaltens in deutschen Großstädten bisher kaum empirisch untersucht wurde, werden hier sowohl theoretisch als auch methodisch neue Ansätze entwickelt. Zentrales Instrument des Forschungsdesigns ist eine abgewandelte Form der aus der Sozialen Arbeit stammenden Nadelmethode (vgl. Deinet 2010; Krisch 2009). Durch eine Kombination aus Fragebogen und kartografischer Abfrage werden dabei wichtige Alltagsorte befragter Jugendlicher detailliert erfasst.

Die begrenzte Forschungslage zu den Forschungsfragen erfordert, dass Hypothesen zu den Fragestellungen aus Ergebnissen verwandter Forschungsfelder abgeleitet werden. Teile der im Rahmen der theoretischen Vorarbeiten entwickelten Hypothesen müssen daher als bisher ungeprüfte Vorannahmen betrachtet werden. Gleichwohl statistische Analysen Indizien für oder wider der Hypothesen liefern, ist das Ziel der Arbeit kein rein deduktives Prüfen. Vielmehr handelt es sich um ein hypothesengeleitetes aber zugleich exploratives Vorgehen. Der explorative Anteil wird dabei durch einen qualitativen Forschungsteil gestärkt.

Aufbau der Kapitel

Städtische Räume spielen eine wichtige Rolle für die Sozialisationsprozesse von Jugendlichen. Zu Beginn der Arbeit, im zweiten Kapitel, wird daher ausführlich die Relevanz städtischer Räume für die jugendliche Sozialisation diskutiert. Dabei wird sowohl die Bedeutung des Wohnquartiers betrachtet als auch vorhandene Forschung aus dem Feld der Nachbarschaftseffektforschung zusammengefasst und kritisch

reflektiert. Daran anknüpfend werden Ansätze aus der Aktionsraumforschung vorgestellt, die über das Quartier hinausgehen und die alltäglichen Aktivitäten und ihre räumliche Verteilung in den Blick nehmen. Es folgt die Zusammenfassung wichtiger empirischer Arbeiten aus der Jugend-, Nachbarschaftseffekt- und Aktionsraumforschung. Die wichtigsten Einsichten werden zu Hypothesen ausgearbeitet. Diese werden anschließend anhand der Ergebnisse aus zwei explorativen Vorerhebungen zu Aktivitätsräumen von Jugendlichen in Kassel einer ersten empirischen Prüfung unterzogen.

Im dritten Kapitel werden die für eine Großstadt typischen Merkmale ebenso wie die Besonderheiten Berlins herausgearbeitet. Dafür werden die physische und sozialräumliche Struktur der Stadt beschrieben und ihre Bedeutung für das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen analysiert. Auch die jugendbezogene Infrastruktur Berlins und ihre räumliche Verteilung werden eingehend betrachtet. Es folgt die Zusammenfassung bestehender empirischer Befunde zu Jugendlichen und Aktivitätsräumen in Berlin. Die gewonnenen Erkenntnisse werden abschließend genutzt, um die im vorangegangenen Kapitel aufgestellten Hypothesen anzupassen und zu erweitern.

Im methodischen Teil der Arbeit, dem vierten Kapitel, werden zunächst vorhandene empirischen Ansätze zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen kritisch diskutiert und zur Begründung des Forschungsdesigns dieser Arbeit herangezogen. Anschließend werden alle Schritte der quantitativen Forschungsphase, von der Stichprobenziehung über die Erhebung bis zur Auswertung, detailliert dargestellt. Es folgt die ausführliche Darlegung der qualitativen Forschungsphase, vom Feldzugang über den Ablauf der Interviews bis zu ihrer Auswertung.

Entlang der im zweiten Kapitel herausgearbeiteten und im dritten Kapitel ergänzten Hypothesen werden im fünften Kapitel die Ergebnisse der quantitativen Befragung Berliner Schüler*innen vorgestellt und diskutiert. Dafür werden zunächst Häufigkeiten und bivariate Zusammenhänge zum Freizeitverhalten und der Bedeutung von Stadtstruktur und Mobilität für den jugendlichen Alltag analysiert. Anschließend werden die Ergebnisse der Regressionsanalysen zu Aktivitätsraumgrößen und Freizeitkontexten vorgestellt und erörtert. Abschließend wird ein Fazit mit Bezug zu den Hypothesen und der vorliegenden Literatur gezogen.

Im zweiten empirischen Teil, dem sechsten Kapitel, werden die Ergebnisse der qualitativen Forschungsphase dargelegt. Zunächst werden die herausgearbeiteten Typen jugendlichen Freizeitverhaltens vorgestellt und mithilfe beispielhafter Porträts einzelner Interviewpartner*innen veranschaulicht. Entlang offener Fragen aus der quantitativen Forschungsphase werden danach die Interviews ausgewertet, um die Ergebnisse der quantitativen Erhebung zu vertiefen. Den Abschluss bildet ein zusammenfassendes Unterkapitel.

Zum Abschluss der Arbeit wird im siebten Kapitel ein übergreifendes Fazit gezogen. Zentrale Erkenntnisse werden noch einmal zusammengefasst und mit Bezug auf die Forschungsfragen diskutiert. Dabei wird auch der Mehrwert der Ergebnisse für die Diskussion um die Sozialisationsbedingungen in einer zunehmend segregierten Stadt herausgearbeitet. Die aufgestellten Hypothesen und angewandten Methoden werden im Hinblick auf notwendige zukünftige Forschung zum räumlichen Freizeitverhalten reflektiert.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Städtische Räume als Kontext adoleszenter Sozialisation

2

Die Relevanz des Stadtraums für die Lebenslagen und die Lebenschancen von Jugendlichen ergibt sich aus seiner Rolle im Prozess der Sozialisation. In der Jugendphase beginnt die selbstständige Aneignung des Raumes jenseits des eigenen Zuhauses. Der Stadtraum bietet die Möglichkeit autonome Erfahrungen mit der Erwachsenenwelt zu sammeln und sich zugleich ihr gegenüber abzugrenzen und bietet damit einen Rahmen für diese wichtige Entwicklungsaufgabe im Sozialisationsprozess. In der Stadtforschung wird vor allem die Bedeutung des spezifischen Raums des Wohnquartiers betrachtet.¹ Dieser gilt in der Jugendphase als primärer außerhäuslicher Sozialisationsraum. Die Nachbarschaftseffektforschung untersucht den Einfluss der physischen, symbolischen und sozialen Dimensionen von Quartieren auf die Sozialisation. Jugendliche stehen im Fokus, da angenommen wird, sie seien durch ihr Freizeitverhalten im besonderem Maße dem Quartierskontext ausgesetzt.

Die in der Jugendphase zunehmend eigenständig gestaltete Freizeit verbringen Jugendliche jedoch auch jenseits des eigenen Wohnquartiers. Aktivitäten und soziale Kontakte führen sie in andere Teile der Stadt. Städte bieten zugleich die Möglichkeit

¹ In der Stadtforschung werden unterschiedlich große Gebietseinheiten untersucht. Die quantitativ ausgerichtete Stadtforschung bezieht sich aufgrund der Verfügbarkeit statistischer Daten häufig auf administrative Gebieteinteilungen. Auf administrativer Ebene existieren in den größeren Städten meist die Orts- oder Stadtteile, welche auf höherer Ebene zu (Stadt)Bezirken zusammengefasst werden. Weitere für statistische Zwecke genutzte Gebietseinheiten sind die statistischen Gebiete, Verkehrszellen oder Wahlbezirke/-kreise (vgl. Amt für Statistik Berlin-Brandenburg 2013). Meist nicht administrativ definiert ist die Ebene der Quartiere, Nachbarschaften oder Viertel, welche eher der Alltagspraxis und Identifikation der Bewohner*innen entspringt (vgl. Schnur 2014). In Berlin wurden lebensweltlich orientierte Räume (LOR) gebildet, um auf kleinräumiger Ebene statistische Daten auswerten zu können (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017). Die LOR sollen ungefähr den Kiezen, wie die Quartiere in Berlin heißen, entsprechen und stellen in dieser Arbeit einen wichtigen räumlichen Bezugspunkt dar.

diese Wege ohne Begleitung von Erwachsenen zurückzulegen, weil Wege kürzer sind und ein gut ausgebauter ÖPNV vorhanden ist. Anknüpfend an das aus der Geografie stammende Konzept der Aktivitätsräume, versucht die neuere stadtsociologische Forschung daher, nicht allein das Wohnquartier zu untersuchen, sondern die alltägliche Nutzung städtischer Räume möglichst genau abzubilden und zu analysieren. Auch der innovative Forschungsansatz dieser Arbeit untersucht die Sozialisationsrelevanz städtischer Räume, indem genau nachvollzogen wird, welche Jugendlichen welche Bereiche der Stadt wie nutzen. Denn sozialisationsrelevante Erfahrungen machen Jugendliche in den konkreten Kontexten ihrer täglichen Aktivitäten – und die können sich stark voneinander unterscheiden.

Daher ist zunächst eine differenzierte Betrachtung des Freizeitverhaltens von Jugendlichen und der verschiedenen Freizeitstile in dieser Altersgruppe erforderlich. Einen Überblick zu Freizeitaktivitäten von Jugendlichen verschaffen aktuelle Jugendstudien. Doch nicht alle Orte in der Stadt eignen sich gleichermaßen für jede Aktivität, auch haben Jugendliche unterschiedliche Präferenzen für bestimmte Räume. Aufschlussreich sind hier Forschungen zur Nutzung des Stadtraums durch Jugendliche. Studien aus dem Bereich der Nachbarschaftseffektforschung können zeigen, welche Jugendlichen in ihrer Freizeit primär das eigene Wohnquartier nutzen und wie zugleich die Nachbarschaft prägend für Freizeitaktivitäten und sozialen Kontakt ist. Ob neben dem Wohnquartier auch weiter entfernte Orte in der Stadt aufgesucht werden, hängt auch mit der Verfügbarkeit und Nutzbarkeit von Verkehrsmitteln zusammen. Untersuchungen zum jugendlichen Mobilitätsverhalten geben Aufschluss darüber, welche Wege mit welchen Verkehrsmitteln zurückgelegt werden. Forschungen zu Aktivitätsräumen verbinden die vorangegangenen Themengebiete und beschreiben, wie sich die alltäglichen Aktivitäten in Abhängigkeit von Freizeitstilen, Wohnquartieren, sozialen Kontakten und Mobilitätsverhalten im Stadtraum verteilen.

Aufbauend auf der theoretischen Diskussion zur Relevanz städtischer Räume für die jugendliche Sozialisation (erster Teil des Kapitels) und in der Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand in den verschiedenen Themenbereichen (zweiter Teil), wurden eine Reihe von Hypothesen in Bezug auf die Forschungsfragen herausgearbeitet. Diese Hypothesen konnten im Zuge einer explorativen Vorerhebung in Kassel geprüft werden. Die Ergebnisse werden im dritten Teil des Kapitels diskutiert. Den Abschluss bildet eine Zusammenfassung, welche die zentralen Punkte dieses Kapitels zusammenträgt und mit Blick auf die Forschungsfrage einordnet.

2.1 Die Relevanz des Stadtraums aus sozialisationstheoretischer Perspektive

Jugend als eigene Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter entstand im Bürgertum des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie setzte sich zunehmend als chronologischer Bestandteil von Lebensläufen in allen Bevölkerungsschichten durch. Mit dem Individualisierungsschub am Ende des 20. Jahrhunderts im Übergang von der modernen zur postmodernen Gesellschaft verliert die Grenze zum Erwachsensein an Kontur. Zugleich bleibt die Jugend die zentrale Lebensphase, in der sich die Sozialisation vollzieht.

Auch die doppelte gesellschaftliche Funktion der Sozialisation bleibt trotz gesellschaftlichem Wandel bestehen: Durch Internalisierung von Normen werden Jugendlichen zu handlungsfähigen Mitgliedern der Gesellschaft und sichern somit zugleich ihren Fortbestand. In der postmodernen Gesellschaft bedeutet dies in der Auseinandersetzung mit der physischen und sozialen Umwelt eine eigene Identität auszubilden.

Dies geschieht im autonomen Kontakt mit der Erwachsenenwelt und in der Abgrenzung dieser gegenüber. Der öffentliche Stadtraum bietet die ideale Bühne für diesen Prozess und ist daher ein wichtiger Sozialisationskontext. Innerhalb der Stadtforschung wird den Wohnquartieren von Jugendlichen eine besonders große Relevanz zugeschrieben, da davon ausgegangen wird, Jugendliche seien besonders intensiv dem Kontext der Nachbarschaft ausgesetzt. Im Forschungsstrang der Nachbarschaftseffektforschung werden vor allem die negativen Effekte marginalisierter Quartiere und ihrer physischen, symbolischen und sozialen Merkmale auf die Sozialisation von Jugendlichen untersucht.

Doch in ihrer vielfältig gestalteten Freizeit nutzen Jugendliche auch Bereiche der Stadt jenseits des eigenen Wohnquartiers. Wichtig sind daher innovative Forschungsansätze, die nachvollziehen, welchen räumlichen und sozialen Kontexten Jugendliche in ihrem Alltag ganz konkret ausgesetzt sind. Anregungen dazu gibt die Aktionsraumforschung mit ihren Untersuchungen zu individuellen zeiträumlichen Routinen und Strukturen.

2.1.1 Jugend und Sozialisation

Jugendliche stehen im besonderen Fokus von Öffentlichkeit und Wissenschaft. Allgemein werden sie meist als homogene Subpopulation wahrgenommen, als soziale Gruppe mit eigenen Moden, Lebensstilen und (Sub)Kulturen und als solche werden sie auch in den Medien häufig dargestellt. Nicht zufällig wird meist von

„der Jugend“ gesprochen und bestimmte Geburtsjahrgänge mit Bezug zum Zeitgeschehen als Generationen mit aussagekräftigen Namen versehen (z. B. die No-Future-Generation der 1980er Jahre) (vgl. Hoffmann und Mansel 2010).² Dabei sind Definition und Bedeutung der Jugendphase historisch und kulturell kontingent, zugleich zeigen sich die Jugendgenerationen innerhalb unserer Gesellschaft als heterogen.

Historisch gesehen setzte sich Jugend als eigene Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch. Diese Entwicklung ist dabei eng geknüpft an den Aufstieg des Bürgertums im 18. und 19. Jahrhundert in den Industriestaaten Europas und Nordamerikas. Das bürgerliche Ideal der „privat-intimen Familie“ (Ecarius et al. 2011: 17) forderte, sich eingehend mit dem Nachwuchs zu beschäftigen, Erziehungsarbeit zu leisten und emotionale Bindungen aufzubauen. Dabei stand besonders auch die (Aus)Bildung im Fokus. So entstand der „Luxus eines Moratoriums der Jugendzeit“ (Sander 2000: 3), einer Übergangszeit, in der „viele Zwänge der Kindheit entfielen, aber das eigene Leben und vor allem die Existenzsicherung noch nicht selbstverantwortlich gestaltet werden musste“ (Sander 2000: 3). Während Kinder aus dem Proletariat nach kurzer Schulzeit früh durch eigene Erwerbsarbeit zum Familieneinkommen beitragen mussten, hatten bürgerliche Kinder eine verlängerte Zeit der (Aus)Bildung, die ihnen auch die Gelegenheit einer gemeinsamen Freizeit mit Gleichaltrigen bot. Erst mit dem breiten gesellschaftlichen Wohlstand der Nachkriegsjahre setzte sich die Jugend in dieser Form als eigenständige Lebensphase in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für alle Schichten in den Gesellschaften Europas und Nordamerikas durch. (vgl. Ecarius et al. 2011: 16 ff.; Sander 2000)

Es entwickelte sich eine „Chronologisierung und Standardisierung des Lebenslaufs“ (Ecarius et al. 2011: 39): Zentrale Lebensereignisse und die Übergänge zwischen den verschiedenen Lebensphasen (Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter, Alter) waren für alle Menschen mit einem bestimmten Lebensalter verknüpft. Im Zuge der zunehmenden Individualisierung in der postmodernen Gesellschaft seit den 1980er Jahren verlieren auch die Lebensphasen wieder ihre klaren Konturen und Biografien sind vermehrt durch individuelle Lebensentwürfe und -verläufe bestimmt (vgl. Ecarius et al. 2011: 38 ff.). In der Folge kommt es auch zu einer „Entstrukturierung und Ausdifferenzierung der Jugendphase“ (Hoffmann und Mansel 2010: 165). Durch verlängerte und diskontinuierliche (Aus)Bildungsverläufe kann sich der Übergang zum Erwachsenenalter im gesellschaftlichen Teilbereich des Erwerbslebens bis weit

² Hoffmann und Mansel (2010: 165) vermuten, dass die seit 1953 erscheinenden Shell-Jugendstudien ihren Anteil daran haben, dass Jugendliche als homogene soziale Gruppe wahrgenommen werden.

ins dritte Lebensjahrzehnt ziehen. Auf der Ebene der Lebensstile verwischen zunehmend die Grenzen zwischen Jugendlichen und Erwachsenen, denn zum einen sind jugendliche Kleidungs- und Freizeitstile auch bei vielen Erwachsenen äußerst populär, zum anderen nähert sich die heutige Jugend in ihren Werten zunehmend dem gesellschaftlichen Mainstream an (vgl. Scherr 2018: 24 ff.; Ecarius et al. 2011: 38 ff.). Trotz dieses Wandels der Jugendphase, bleibt sie doch nach wie vor – neben der Kindheit – der Lebensabschnitt, in dem sich der Prozess der Sozialisation primär vollzieht.

Soziologisch betrachtet erfüllt der Prozess der Sozialisation eine „Doppelfunktion“ (Ecarius et al. 2011: 9): Einerseits internalisieren Individuen durch diesen Prozess gesellschaftliche Handlungsmuster und Normen und werden so zu handlungsfähigen und integrierten Gesellschaftsmitgliedern. Andererseits stellen Gesellschaften ebenso ihren Zusammenhalt und Fortbestand sicher. Umso erstaunlicher erscheint es, dass Jugendliche in unserer Gesellschaft häufig dafür Aufmerksamkeit erfahren, dass sie für Erwachsene unverständliches Verhalten zeigen und dabei eben auch gesellschaftliche Normen verletzen und Gesetze übertreten. Nicht selten steckt hinter dem kritischen Blick auf „die Jugend von heute“ die Sorge um die Zukunft der Gesellschaft (vgl. Hoffmann und Mansel 2010). Denn die Jugendlichen von heute sind die Erwachsenen von morgen.

Doch gerade dieses von Erwachsenen häufig kritisch gesehene Verhalten ist aus entwicklungspsychologischer und soziologischer Perspektive typisch für die Phase der Jugend.³ Denn im Prozess der Sozialisation geht es zwar darum das Individuum auf seine Rolle in der Gesellschaft vorzubereiten. Für Durkheim wird daher durch Erziehung der Zusammenhalt der Gesellschaft gestärkt, „indem sie von vornherein in der Seele des Kindes die wesentlichen Ähnlichkeiten fixiert, die das gesellschaftliche Leben voraussetzt“ (Durkheim [1903] 1984: 45). Auf der anderen Seite betont er auch die Notwendigkeit von Vielfalt in einer Gesellschaft, um Spezialisierungen und Arbeitsteilung zu ermöglichen. Gerade in postmodernen individualisierten Gesellschaften mit kapitalistischen Ökonomien gehört es daher zu den Zielen des Sozialisationsprozesses sich von der Herkunftsfamilie abzulösen, einen eigenständigen Lebensweg und eine individuelle Identität zu entwickeln.⁴ Delinquenz bietet „eine Möglichkeit, sich als autonomes Individuum zu erleben und sozial sichtbar zu machen [...]“, wie Scherr (2018: 22) betont. Das Überschreiten sozialer,

³ Für einen Überblick zu Konzeptionen von Jugend aus der Sicht verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen siehe den Sammelband von Sander und Vollbrecht (2000).

⁴ Nichtsdestotrotz trägt die familiäre Sozialisation erheblich dazu bei, den sozialen Status bzw. das Herkunftsmilieu zu reproduzieren. In meritokratischen Gesellschaften ist sie damit erheblicher Faktor bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit (vgl. Bauer 2012; Groh-Samberg 2019; Becker und Hadjar 2017).

normativer und auch rechtlicher Grenzen ist also immanenter und funktionaler Teil des Sozialisationsprozesses in unserer Gesellschaft.

Sozialisation findet dabei immer in Auseinandersetzung mit der physischen und sozialen Umwelt statt, wie der ökosystemische Ansatz von Urie Bronfenbrenner hervorhebt (vgl. Bronfenbrenner 1979). Im Laufe des Lebens kommen nach und nach verschiedene sozialisationsrelevante „Mikrosysteme“ hinzu. Diese nehmen Einfluss auf die Sozialisation des Individuums und dieses muss sich produktiv mit ihnen auseinandersetzen, wie Hurrelmann in seinem Modell der produktiven Realitätsverarbeitung unterstreicht (vgl. Hurrelmann und Bauer 2015). Ist zu Beginn des Lebens, als Säugling, der Entwicklungskontext noch beschränkt auf die Familie, kommen schon bald die Betreuungs- und Bildungsinstitutionen (Grippe, Kindergarten, Hort, Schule usw.) hinzu. Spätestens in der Jugendphase sind dann Peergroups und Medien von großer Relevanz für den Sozialisationsprozess. Gerade letztere beiden haben eine besondere Bedeutung für die Entwicklung autonomer Persönlichkeiten, sind sie doch weniger kontrolliert durch Erwachsene. (vgl. Ecarius et al. 2011: 69 ff.)

2.1.2 Sozialisation im Stadtraum

Im Sinne der Sozialisationstheorien von Bronfenbrenner und Hurrelmann, die den Einfluss der Umwelt im Sozialisationsprozess hervorheben (vgl. auch Engelbert und Herlth 2002), muss ein besonderes Augenmerk auch auf dem Wohnquartier und darüber hinaus dem gesamten (Stadt)Raum liegen. Dabei bildet der Raum nicht nur den physisch-geografischen Container, innerhalb dem sich die anderen Sozialisationsinstanzen befinden, sondern leistet als „allgegenwärtige Umwelt“ (Hurrelmann und Bauer 2015: 187) einen eigenständigen Beitrag zur Sozialisation. Dabei dehnt sich der eigenständig genutzte Raum ausgehend von der eigenen Wohnung und dem unmittelbaren Umfeld (Garten, Hof, Bürgersteig) mit zunehmenden Alter aus (vgl. Muchow und Muchow [1935] 2012: 160; Kilb 2012: 618) und verinselt sich im Lauf der Jugend bei vielen Personen zugleich (vgl. Reutlinger 2008; Reicher 2015: 88). Der Stadtraum wird in der Jugendphase zunehmend relevant, weil sich im Zuge der Identitätsentwicklung nun verstärkt ein eigener Freizeitstil ausbildet. Dafür nutzen Jugendliche Räume jenseits der Familienwohnung, um ihren Interessen nachzugehen. Im Vergleich zu anderen Altersgruppen verbringen sie einen großen Teil ihrer Freizeit außerhalb der eigenen Wohnung (vgl. Dangschat et al. 1982: 291; von Seggern et al. 2009: 15 f.). Jugendliche sind zugleich „freizeitprivilegiert“ (Reicher 2015: 88), weil sie im Vergleich zu Kindern und Erwachsenen vergleichsweise viel Zeit jenseits von Vorgaben durch andere Personen und notwendigen Verpflichtungen selbstbestimmt verbringen

können. Die Gestaltung der Freizeit kann dabei sehr unterschiedlich aussehen und ist unter anderem abhängig von Alter, Geschlecht, sozialer Schicht und Ethnizität der Jugendlichen. Entscheidend ist ebenfalls wo die Freizeit verbracht wird.

Gerade dem Wohnquartier als unmittelbarer an die familiären Wohnräume angrenzender Nahraum wird eine besondere Bedeutung für die Sozialisation von Jugendlichen zugeschrieben. Die wissenschaftliche Debatte diskutiert unter dem Begriff Nachbarschaftseffekte⁵, welchen Einfluss es auf Verhalten, Lebenslagen und Lebenschancen von Bewohner*innen hat in bestimmten Quartieren aufzuwachsen oder dort zu leben. Der besondere Fokus liegt auf Jugendlichen und den Effekten marginalisierter Nachbarschaften (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2010: 491; Keller 2007: 182). Als marginalisiert werden allgemein Quartiere betrachtet, in denen sich Haushalte mit niedrigem sozialen Status konzentrieren und die häufig durch eine schlechtere Infrastruktur und ein negatives Image geprägt sind. Es wird angenommen, dass das Aufwachsen und Leben in solchen Quartier für Jugendliche zusätzliche benachteiligende Effekte haben kann, die über die Benachteiligung aufgrund von Individualmerkmalen (z. B. soziale Schicht, Ethnizität, etc.) hinausgehen. Die sozialen Mechanismen, die dabei eine Rolle spielen, sind bisher wenig erforscht, aber es wurden eine Reihe diesbezüglicher Hypothesen formuliert. Mit Bezug auf die Sozialisation Jugendlicher wird vor allem davon ausgegangen, dass fehlende positive Rollenvorbilder und deviante Jugendkulturen im Quartier einen negativen Einfluss haben (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2010). Eine ausführliche Darstellung der Nachbarschaftseffektforschung und ihrer Ergebnisse wird im entsprechenden Unterkapitel weiter unten erfolgen.

Die Jugend ist aber auch die Lebensphase, in der Orte jenseits der unmittelbaren Wohnumgebung selbstständig aufgesucht werden (vgl. Herlyn 1990: 18). Die eigenständige, über die unmittelbare Wohnumgebung hinausgehende Mobilität nimmt zu. Die Wahl der Verkehrsmittel wird häufig selbst getroffen und Wege ohne Begleitung von Erwachsenen zurückgelegt. Dieser Wandel zu einer elternunabhängigen Mobilität vollzieht sich um das 13. oder 14. Lebensjahr (vgl. Freudenu et al. 2004: 61; Stark et al. 2018: 55). Durch ihre zunehmende Selbstständigkeit wird potenziell die ganze Stadt für die Freizeitgestaltung von Jugendlichen interessant. Der Stadtraum wird in ihrem Alltag dadurch zugleich zum Transitraum, da die Orte ihrer täglichen Routinen – wie Wohnort, Schule, Freizeitorte und die Wohnorte von Freund*innen und Verwandten – sich im Quartier und der Stadt verteilt befinden. Um sich im Stadtraum fortzubewegen stehen ihnen die verschiedenen Verkehrsmittel zu

⁵ Synonym zu Nachbarschaftseffekten wird häufig auch von Quartierseffekten oder Kontexteffekten gesprochen. Wobei letzterer Begriff genau genommen ein Überbegriff ist, unter dem auch die Forschung zu Effekten anderer Kontexte (z. B. Schulen) subsumiert wird.

Verfügung. Die Verkehrsmittelwahl und das Mobilitätsverhalten allgemein hängen dabei von den zurückzulegenden Entfernungen sowie Verfügbarkeit und Qualität der Verkehrsmittel ab. Nicht in allen Haushalten ist beispielsweise ein PKW vorhanden und nicht alle Stadtteile sind gleich gut an das ÖPNV-Netz angebunden. Befinden sich die Freizeitorte überwiegend im Wohnquartier, werden die meisten Wege möglicherweise zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt.

Auch das Durchqueren städtischer Räume ist sozialisationsrelevant, fördert es doch selbstständiges Mobilitätsverhalten Autonomie und Selbstbewusstsein. Zugleich kann auch die eher beiläufige und passive Wahrnehmung der durchqueren Umgebung und der in den Räumen (inter)agierenden Personen prägend sein (vgl. Hüttermann und Minas 2015). Eine psychische und soziale Auseinandersetzung mit Umwelt im sozialisationstheoretischen Sinne erfordert nicht die aktive und intendierte Interaktion mit dieser. Zum anderen sind öffentliche Räume⁶ selbst eine wichtige Sozialisationsinstanz. Sie „bieten Jugendlichen die Möglichkeit einerseits zu Repräsentation und Selbstdarstellung, andererseits aber auch zu Kommunikation und Interaktion“ (Herlyn et al. 2003: 30). In Parks, auf Plätzen und in Einkaufszentren treffen sie Gleichaltrige und chillen⁷ mit diesen oder allein. Zugleich können sie im öffentlichen Raum selbstständige Erfahrungen im Kontakt mit der Erwachsenenwelt sammeln und sich mit dieser auseinandersetzen. Die Abgrenzung von dieser fördert zugleich die Entwicklung einer eigenen Identität (vgl. Kemper und Reutlinger 2015: 16; Muri und Friedrich 2009: 81).

Dazu gehört auch, wie bereits angerissen, non-konformes und grenzüberschreitendes Verhalten. Dies dient nicht nur der Abgrenzung, sondern auch dem Erproben von Grenzen und Rollen – wichtige Elemente der Identitätsentwicklung (vgl. Kilb 2012: 613). Attraktiv für Jugendliche wird der öffentliche Raum daher vor allem durch die geringe soziale Kontrolle, die dort im Vergleich zur Wohnung oder der Schule (und deren unmittelbaren Umfeldern), wo Eltern und Lehrer*innen anwesend sind, herrscht (vgl. Herlyn et al. 2003: 31). Gerade in Großstädten kommt

⁶ Als öffentliche Räume werden hier alle öffentlich zugänglichen Räume betrachtet. Dazu gehören auch Einkaufszentren und Bahnhöfe, die sich in der Regel in privater Hand befinden (vgl. Frey 2004). Für gesellige und spontane Aktivitäten, die nicht den Hausordnungen der Orte widersprechen, sind diese Räume von Jugendlichen ohne Einschränkung nutzbar. Im Folgenden soll noch diskutiert werden, wie sich die Nutzungsbedingungen dieser „öffentlich zugänglichen verhäuslichten Räume“ (Frey 2004: 223) von Straßen, Plätzen und Parks unterscheiden. Differenzierte Diskussionen zum Thema öffentlicher Raum finden sich bei Selle (2010).

⁷ Deinet (2014: 228 f.) verweist darauf, dass chillen eine Bandbreite von Bedeutungen haben kann. Nach den Aussagen von Jugendlichen bedeutet es meist das unbestimmte Zeitverbringen alleine oder gemeinsam. Dies ist aber nicht immer zwangsläufig mit Passivität und entspannten Aktivitäten verbunden.

dazu eine relativ große Toleranz gegenüber unkonventionellem Aussehen und Verhalten, welche dem Ausprobieren von Verhalten und Selbstinszenierungen einen weiteren Rahmen bietet. Die Vielfalt und Blasiertheit, welche kennzeichnend ist für die moderne Großstadt, ermöglicht Jugendlichen demnach die in einer individualisierten modernen Gesellschaft notwendigen Sozialisationsprozesse erfolgreich zu gestalten. Zugleich ist der öffentliche Raum auch der Ort, wo Jugendliche die Gelegenheit haben diese großstadtypische Blasiertheit, wie Simmel ([1903] 2006) sie beschreibt, zu erlernen. Positiv gewendet ist sie die Toleranz, die für ein Zusammenleben in einer modernen pluralen Gesellschaft notwendig ist. Im öffentlichen Raum der Stadt treffen Jugendliche auf Personen aus verschiedensten Milieus und unterschiedlicher religiöser und kultureller Herkunft und müssen sich zu dieser Diversität verhalten (vgl. Frey 2004).

Mit der zunehmenden Verbreitung digitaler Medien und im besonderen des Internets, das immer neue Möglichkeiten der Beschäftigung, der Kommunikation und auch der Bildung bietet, kommt virtuellen Räumen eine zunehmende Bedeutung für die Sozialisation von Jugendlichen zu. Häufig wird gleichzeitig eine abnehmende Relevanz physischer, nicht-digitaler Räume behauptet, die in Konkurrenz zu digitalen Räumen gesehen werden (vgl. z. B. von Seggern et al. 2009: 16). Die zunehmende Nutzung digitaler Medien in den vergangenen 20 Jahren ist durch Jugendstudien gut belegt (z. B. Feierabend et al. 2018: Kap. 15; Albert et al. 2019). Diese Studien zeigen aber auch, dass Online und Offline meist miteinander verknüpft sind und nicht pauschal von einem Entweder-oder ausgegangen werden kann. Dies wird ermöglicht durch mobile Endgeräte, wie Smartphones und Tablets, die mittlerweile praktisch alle Jugendlichen besitzen und die damit Computer als Hauptgerät zur Internetnutzung abgelöst haben (vgl. Feierabend et al. 2018: 26; Albert et al. 2019: 224f.).⁸ Damit ist eine Nutzung des Internets und diverser Online-Dienste nicht mehr räumlich gebunden – Jugendliche sind überall und zu jeder Zeit online. Häufig bildet die Online-Welt eine parallele Ebene zur Lebenswelt im physischen Raum. Das ist beispielsweise der Fall, wenn Jugendliche Messaging-Apps (allen voran WhatsApp) für Verabredungen nutzen oder nicht-digitale Erlebnisse in Sozialen Medien (z. B. Facebook, Instagram) teilen. „Das mediale Handeln scheint als integraler Bestandteil tief in den jugendlichen Alltag eingebettet zu sein“ (Braumüller und Hartmann-Tews 2017: 66) und steht eben nicht in Konkurrenz mit sportlichen

⁸ Laut der repräsentativen JIM-Studie von 2018 besitzen 97 % aller 12- bis 19-Jährigen ein Smartphone. Dieses ist damit bei den Jugendlichen als internetfähiges Endgerät deutlich häufiger als Desktop-Computer oder Notebooks. Smartphones werden entsprechend von 79 % der Jugendlichen als häufigstes Endgerät zur Internetnutzung genannt, Desktop-Computer und Notebooks nur von 14 % (vgl. Feierabend et al. 2018). Die subjektive Bedeutung von Smartphones im Alltag der Jugendlichen zeigen Calmbach et al. (2016: 175 ff.) auf.

oder kulturellen Freizeitaktivitäten, wie Braumüller und Hartmann-Tews (2017) zeigen.

2.1.3 Bedeutung von Wohnquartieren

Trotz der zunehmenden Nutzung virtueller Räume bleibt die Bedeutung der physischen Räume für die Sozialisation der Jugendlichen also ungebrochen. In der Stadtforschung hat es eine lange Tradition, den Einfluss von städtischen Räumen auf Verhaltensweisen und Lebenschancen zu untersuchen. Dabei wurde sich auf marginalisierte Quartiere und ihren Beitrag zum Entstehen abweichender Normen und Praktiken in ärmeren Bevölkerungsschichten konzentriert. Mit der über die Zeit schwankenden öffentlichen Aufmerksamkeit für das Thema städtische Armut, schwankt daher auch das Forschungsinteresse an Fragestellungen aus diesem Bereich. Seit den 1990er Jahren ist eine steigende sozialräumliche Polarisierung von Städten und im Zuge dessen eine intensive Erforschung ihrer Ursachen und Folgen zu beobachten.

Die Frage nach dem Einfluss der „städtischen Umwelt“, insbesondere des Wohnquartiers, auf Verhalten und Lebenschancen von Menschen war schon Triebfeder der sozialökologischen Forschungen der *Chicago School* zu Beginn des 20. Jahrhunderts und „steht damit an der Wiege der empirischen Soziologie“ (vgl. Keller 2007: 181). Robert E. Parks programmatischer Aufsatz „The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment“ ([1925] 1984)⁹ deutet im Titel schon an einen der zentralen Forschungsansätze der *Chicago School* an: Zusammenhänge zwischen städtischen Kontexten und menschlichem Verhalten zu untersuchen (vgl. Friedrichs 2014: 288). Park und Burgess machen dabei Anleihen in der Biologie und nutzen Wörter, wie „invasion“ und „natural areas“, um die dynamischen Bevölkerungsbewegungen in einer Stadt zu beschreiben. Analog zur Ökologie gingen sie davon aus, dass Stadtraum durch seine unterschiedliche Strukturiertheit (Baustruktur, Lagen, Mietpreise) verschiedenen Bevölkerungsgruppen ihren Bedürfnissen entsprechend Nischen bot. Sie gelten damit als Begründer des sozialökologischen Ansatzes in der Stadtforschung (vgl. Krämer-Badoni 1991: 18 f.).¹⁰

⁹ Der Artikel war auch namensgebend für den Sammelband, den Park zusammen mit seinen Kollegen Ernest W. Burgess und Roderick D. McKenzie herausbrachte. Eine kürzere Fassung des Artikels war bereits 1915 im *American Journal of Sociology* (Park 1915) erschienen.

¹⁰ Die soziologisch orientierte Sozialökologie der *Chicago School* darf nicht verwechselt werden mit der weiter oben vorgestellten sozialökologischen Sozialisationstheorie Bronfenbrenners. Während erstere sich auf menschliches Verhalten im urbanen Kontext bezieht, fokus-

Verbindendes Element der Forschung der *Chicago School* war die methodische Herangehensweise.¹¹ Diese bestand fast immer aus einer ethnografischen Feldforschung, meist ergänzt durch akribische Kartierungen (z. B. in „The Hobo“ (Anderson 1923)) und quantitative Daten (Bulmer 1984: 172 ff.). Das konzentrische Zonenmodell von Burgess und seine Karten von Chicago¹² bildete auf der Makroebene der Stadt den Rahmen für die von Park und den Studierenden ausgeführten ethnografischen Studien auf der Mikroebene (vgl. Hennig 2012: 111 ff.; Schubert 2007: 156 ff.; Kurtz 1986: 84 ff.).

Zweites verbindendes Element war der Fokus auf gesellschaftliche Randgruppen und wie sie in dem „Mosaik kleiner Welten“ („mosaic of little worlds“) (Park 1915: 608) der Großstadt ihre Nischen finden (vgl. Hennig 2012: 111). Diesen Nischen im urbanen Raum wurde dann als Umwelt wiederum eine verhaltensprägende Wirkung auf ihre Bewohner*innen zugeschrieben (vgl. Volkmann 2012: 21). Bei der Forschung der *Chicago School* findet sich also bereits eine Konzentration auf den benachteiligten Teil der Stadtgesellschaft. Die Konzentration auf fixe Nachbarschaften und benachteiligte Bevölkerungsgruppen ist das Erbe der *Chicago School*, welches sich in den aktuellen Forschungen zu Nachbarschaftseffekten widerspiegelt (vgl. Moehr 2017) und zum Teil zu problematisieren ist – wie später noch ausgeführt wird.

Die Fokussierung auf Armutsbevölkerung und marginalisierte Quartiere ist gleichsam verantwortlich für das Kommen und Gehen bestimmter Forschungsthemen und -ansätze. Nach dem *New Deal*, dem Zweiten Weltkrieg und dem starken Wirtschaftswachstum der Nachkriegszeit in den USA und Europa geriet die Frage nach den Auswirkungen städtischer Armut zunächst in den Hintergrund (vgl. Häußermann und Kronauer 2009). Die Frage nach dem Zusammenhang von städtischem Kontext und individuellem Verhalten und Lebenschancen wurde dann in den 1980er Jahren von William Julius Wilson erneut ins öffentliche und wissenschaftliche Bewusstsein gerückt (vgl. Häußermann und Kronauer 2009: 163; Small und Newman 2001). In seinem Buch „The Truly Disadvantaged“ ([1987] 2012) sucht er nach den Gründen für den Anstieg der sozialen Probleme in den afroamerikanischen

siert letztere die Sozialisation im sozialen Kontext. Beide Ansätze unterstreichen dabei jedoch gleichermaßen die Relevanz der (sozialen) Umwelt für die menschliche Entwicklung und für menschliches Verhalten.

¹¹ Becker (1999) bezeichnet die Vorstellung von der *Chicago School* als einheitliche Theorieschule als Mythos. Verbindendes Element war die pragmatische Zusammenarbeit verschiedener Forscher mit ähnlichem methodischen Vorgehen.

¹² Eine Auswahl von Karten des Social Science Research Committee ist auf den Internetseiten der Universität von Chicago abrufbar: <https://www.lib.uchicago.edu/e/collections/maps/ssrc/> (abgerufen am 08.01.2024).

Ghettos der US-amerikanischen Großstädte. Durch die Analyse vorhandener Daten konnte er zeigen, dass es im Rahmen einer zunehmenden Deindustrialisierung und Suburbanisierung in den USA zu einem Fortzug der schwarzen Mittelschicht aus den Ghettos kam. In der Folge fielen in den Ghettos nun ethnische und soziale Segregation zusammen. Während diese Gebiete zuvor von fast ausschließlich afro-amerikanischer, aber sozial heterogener Bevölkerung bewohnt wurde, lebt nun nur noch die „new urban underclass“ dort. Diese Unterklasse beschreibt Wilson als sozial und zugleich räumlich isoliert. Zugleich formuliert er Thesen zu den Auswirkungen dieser doppelten Ausgrenzung auf das individuelle Verhalten und die Lebenschancen der Bewohner*innen in den betroffenen Stadtteilen. (vgl. Merten 2017)

Konkreten Mechanismen, die diese Quartiersmerkmale auf der Makroebene mit dem individuellen Verhalten auf der Mikroebene vermitteln, kann er mit statistischen Daten nicht wirklich beleuchten. Er vermutet jedoch, dass durch die räumliche Isolation und soziale Homogenität der afroamerikanischen Ghettos eine ghettospezifische Kultur mit vom gesellschaftlichen Mainstream abweichenden Normen und Verhaltensweisen entstehe. Diese Hypothese einer kollektiven Sozialisation in eine deviante, in benachteiligten Quartieren vorherrschende Subkultur wurde fortan in der soziologischen Stadtforschung häufig diskutiert und empirisch untersucht (vgl. Friedrichs und Blasius 2003; Small und Newman 2001). Er selbst legt mit seinem Buch „When Work Disappears“ (Wilson 1996) nach, in dem er mit vor allem qualitativen Daten aus Chicagoer Armutsvierteln seine Thesen zu belegen versucht.

Volkmann hebt hervor, dass zwei Aspekte dieser früheren Forschung zu den Auswirkungen benachteiligter Quartiere nach wie vor Relevanz haben:

„Das Quartier wird nicht nur als räumlicher sondern auch als sozialer Zusammenhang wahrgenommen. Zudem wird versucht, zwischen einer reinen Konzentration von Benachteiligung (als Zustand) und einer Verstärkung dieser Benachteiligung durch die Konzentration (als Effekt) zu differenzieren.“ (Volkmann 2012: 23)

Mit der sich fortsetzenden und sich teilweise verschärfenden sozialen und räumlichen Polarisierung in europäischen und nordamerikanischen Städten hielt auch das öffentliche und wissenschaftliche Interesse an Ausmaß, Ursachen und Folgen städtischer Armut an (vgl. Sampson et al. 2002: 444; Schnur 2014: 22). Etwa zur selben Zeit hielten multivariate Analysen Einzug in die quantitative Sozialforschung. Sie ermöglichten erstmals, statistisch präzise den Einfluss von Quartiersmerkmalen zu berechnen (vgl. Friedrichs 2013: 11). Die Flut an Studien, die ab den 1990er Jahren

folgte, lässt sich unter dem Begriff Nachbarschaftseffektforschung zusammenfassen und soll im Folgenden definiert und systematisiert werden.

2.1.4 Nachbarschaftseffekte

Von Quartierseffekten zu sprechen bedeutet, anzunehmen „ein gegebenes Verhalten der Bewohner ließe sich nicht nur durch die individuellen Merkmale der Bewohner erklären, sondern zusätzlich durch Merkmale des Gebietes“ (Friedrichs 2013: 18). Das heißt eine Konzentration von bestimmten Verhaltensweisen (z. B. kriminelles Handeln) ergibt sich nicht nur durch die Aggregation der individuellen Verhaltensweise der einzelnen Bewohner*innen eines Quartiers (Kompositionseffekt), sondern unabhängig davon bzw. zusätzlich dazu auch durch den Einfluss von Merkmalen des Quartiers auf das Verhalten. Hierbei ist es eben entscheidend den Kontexteffekt theoretisch und empirisch von möglichen Individualeffekten, die auf Stadtteilebene Kompositionseffekte ergeben, zu trennen (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2014: 13; Häußermann und Kronauer 2009: 169; Volkmann 2012: 19 f.).

Der Theorie der Nachbarschaftseffekte basiert auf dem Makro-Mikro-Modell, welches vor allem James S. Coleman zur Erklärung sozialen Handelns entwickelt hat (vgl. Coleman 1987; Friedrichs 2013: 11).¹³ Demnach hat die soziale Situation auf der Makroebene, also Merkmale des Quartiers, wie eine hohe Anzahl armer und benachteiligter Haushalte, Einfluss auf die Handlungsmöglichkeiten und Lebenschancen der Individuen auf der Mikroebene. Diese Effekte können auch indirekt über eine Mesoebene, wie die Schule oder Peer-Groups, vermittelt sein (vgl. Friedrichs 2013). Aggregiert man die individuellen Handlungsweisen und Lebenschancen auf Quartiersebene, scheinen Quartiersmerkmale mit sozialem Verhalten und Lebenschancen im Quartier in Verbindung zu stehen (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2010). Ist dieser Zusammenhang nicht auf einen Einfluss der Makro- auf die Mikroebene zurückzuführen, sondern nur ein Ergebnis aggregierter Individualeffekte, wird von einem Kompositionseffekt gesprochen (vgl. Oberwittler 2013: 66 ff.). Die fälschliche Annahme es handle sich um einen Kontexteffekt, wäre in einem solchen Fall ein „ökologischer Fehlschluss“ (vgl. Häußermann et al. 2010: 19). Entscheidend für einen Kontexteffekt des Wohngebietes ist das Vorhandensein von Mechanismen, welche die soziale Situation auf der Makroebene mit dem sozialen Handeln auf der Mikroebene verbinden. Gerade diese Mechanismen sind bisher jedoch wenig untersucht (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2010; Galster 2012).

¹³ Aufgrund der markanten Form der schematischen Darstellung des Modells wird es häufig auch als „Coleman’sche Badewanne“ bezeichnet.

Die theoretische Debatte darum, welche Quartiersmerkmale wie wirken und die dazugehörige empirische Forschung konzentrieren sich vorwiegend auf die negativen Effekte benachteiligter Stadtteile (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2010: 491). Die Hypothese lautet häufig, „dass sich die Konzentration von Benachteiligten zusätzlich benachteiligend für diese auswirke, dass aus benachteiligten Quartieren benachteiligende werden“ (Häußermann 2000: 18). Vereinzelt werden auch positive Effekte marginalisierter Stadtteile vermutet und untersucht. So weisen Kronauer und Vogel (2004) mit Verweis auf ihre Untersuchung in zwei benachteiligten Hamburger Quartieren darauf hin, dass der Stadtteil für die vorwiegend marginalisierten Bewohner*innen auch „Stütze sozialer Identität und Schutzraum vor Stigmatisierung, Diskriminierung und Vereinzelung“ (vgl. Kronauer und Vogel 2004: 254) sein kann.¹⁴

Auf der anderen Seite sind sowohl positive als auch negative Effekte privilegierter (oder zumindest nicht-marginalisierter) Stadtteile möglich, wenn auch bisher wenig erforscht. Positive Effekte einer geringen Arbeitslosen- und Sozialhilfequote im Quartier auf Lese- und Mathematikkompetenzen von Grundschüler*innen in Berlin kann Helbig (2010) nachweisen.¹⁵ Negative Effekte auf das Selbstwertgefühl armer Jugendlicher in wohlhabenderen Nachbarschaften und damit einhergehende psychische und soziale Probleme könnten mit Mechanismen relativer Deprivation zusammenhängen (vgl. Nieuwenhuis et al. 2017; Oberwittler 2007). Da sich Theorie und Empirie vornehmlich auf marginalisierte Quartiere konzentriert, soll sich die folgende Systematisierung auch auf diesen Bereich beziehen. Positive Effekte privilegierter Quartiere sind in den meisten Fällen theoretisch spiegelbildlich zu den negativen Effekten benachteiligter Quartiere anzunehmen. Wo eine marginalisierte Nachbarschaft zu unterdurchschnittlichen Schulleistungen führt, sollte eine privilegierte Nachbarschaft überdurchschnittliche hervorrufen. Das dies im konkreten Fall nicht immer so einfach ist, zeigt die erwähnte Studie von Helbig (2010).

¹⁴ An dieser Stelle sei auch verwiesen auf die Diskussion innerhalb der Stadt- und Migrationsforschung zum Integrationspotential marginalisierter, migrantisch geprägter Nachbarschaften als Ankunftsquartiere für Migrant*innen (vgl. z. B. Elwert 1982; Hans et al. 2020; Saunders 2013).

¹⁵ Bemerkenswert ist, dass die Studie keinen negativen Einfluss benachteiligter Nachbarschaften zeigt, sondern nur einen positiven Einfluss privilegierter Nachbarschaften auf die Kompetenzentwicklung der Schüler*innen. Friedrichs (2014: 289) weist darauf hin, dass der Forschungsstrang zum Thema soziale Mischung von Wohnquartieren nach den positiven Effekten gemischter Quartiere fragt und somit unter einem anderen Schlagwort ebenfalls Quartiereffekte behandelt.

Systematisierung der Effekte – symbolische, physische und soziale Dimension

In Anlehnung an Häußermann und Kronauer (2009) sowie Volkmann (2012) werden im Folgenden Nachbarschaftseffekte – ausgehend von der Ebene der Quartiersmerkmale – in drei Dimensionen eingeteilt: die symbolische, die physisch-infrastrukturelle und die soziale (s. Abb. 2.1).¹⁶ Diese Einteilung zum Zwecke der Systematisierung und Analyse ist in der Realität der Quartiere häufig nicht so trennscharf. So haben physisch-infrastrukturelle und symbolische Effekte auch immer soziale Aspekte und die Effekte der verschiedenen Ebenen überlagern sich zum Teil oder beeinflussen sich gegenseitig (vgl. Volkmann 2012: 62 f.).

Bei der symbolischen Dimension ist die Stigmatisierung eines Quartiers ursächlich für einen negativen Nachbarschaftseffekt.¹⁷ Zwei Wirkungsweisen werden auf dieser Ebene angenommen und empirisch untersucht. Zum einen können ein negatives Image des Wohnquartiers aufgrund von Diskriminierung durch Arbeitgeber*innen einen nachteiligen Effekt bei der Ausbildungs- und Arbeitssuche haben (vgl. Bunel et al. 2016; Kurtenbach 2016). Auch Bildungskapital kann durch stigmatisierende Diskurse abgewertet werden, wenn Schulabschlüsse von Schulen benachteiligter Stadtteile geringgeschätzt werden (vgl. Eksner 2013). Zum anderen ist den Bewohner*innen stigmatisierter Quartiere selbst meist sehr deutlich das schlechte Image ihrer Nachbarschaft bewusst (vgl. Atkinson und Kintrea 2001). Negative Auswirkungen auf ihr Selbstbewusstsein sowie auf ihre psychische und physische Gesundheit können die Folgen sein (vgl. Halliday et al. 2018). Wenn sich Jugendliche mit dem negativen Image ihres Stadtteils identifizieren, kann es auch zu Labeling-Prozessen kommen, im Zuge derer sie sich positiv auf die dem Quartier zugeschriebenen Abweichungen beziehen (vgl. Becker [1963] 2019: 26 ff.; Häußermann und Kronauer 2009: 168). Hier kommt es dann auch zu Überschneidungen

¹⁶ Für eine Systematisierung basierend auf den Mechanismen, welche den Effekten zugrundeliegen s. Friedrichs (2014), Sampson et al. (2002) oder Jencks und Mayer (1990). Eine weitere Möglichkeit besteht darin, die zahlreichen Studien nach den Themenbereichen, für welche sie Effekte untersuchen, zu gruppieren. Häufig untersucht werden Effekte in den Bereichen Kriminalität (einen ausführlichen Überblick gibt hier Oberwittler (2013)), Bildung (z. B. Ainsworth 2002; Helbig 2010; Levy 2018; Zanger 2015), sozialer Staus im Erwachsenenalter (z. B. Alvarado 2017; Galster et al. 2015; Manley et al. 2018) und in den letzten Jahren auch Gesundheit (z. B. Björkegren 2018; Cohen-Cline et al. 2017; Decker et al. 2018; für einen Überblick s. Arcaya et al. 2016; Friedrichs 2017). Mit Blick auf die Forschungsfragen dieser Arbeit ist die vorgestellte Systematisierung nach Quartiersmerkmalen zielführend, geht es doch um den Kontakt, den Jugendliche in ihrem Alltag mit den verschiedenen Ebenen ihres Sozialraumes (im Quartier und außerhalb) haben.

¹⁷ Bauder (2002)* weist darauf hin, dass gerade auch die Forschung und wissenschaftliche Debatte zu Nachbarschaftseffekten zur Stigmatisierung von Quartieren beiträgt.

mit dem Mechanismus der kollektiven Sozialisation (s. Effekte der sozialen Ebene unten).¹⁸

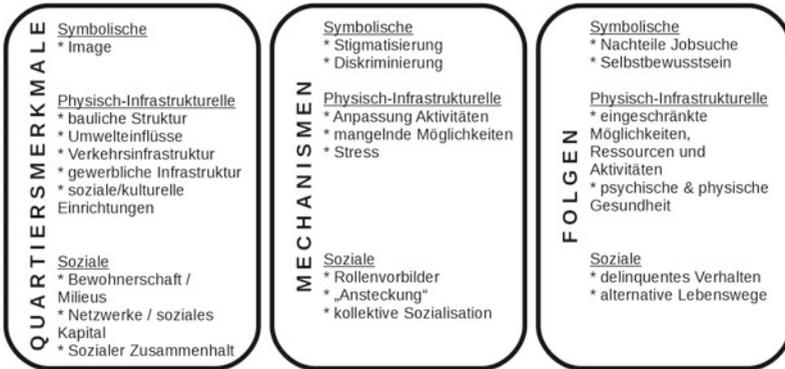


Abbildung 2.1 Systematisierung von Quartiereffekten nach Häußermann und Kronauer (2009) und Volkmann (2012)

Als physisch-infrastrukturelle Dimension werden alle Faktoren zusammengefasst, welche die materielle Struktur von Quartieren betreffen sowie ihre Ausstattung mit Infrastruktur und Institutionen. Dazu zählen einerseits die bauliche Struktur von Quartieren und ihre verkehrstechnische Erschließung und Anbindung an den Rest der Stadt, aber auch Umweltbelastungen, wie Lärm, schlechte Luftqualität etc., die durch Struktur und Lage des Quartiers entstehen. Andererseits geht es um die Ausstattung mit sozialer, kultureller und gewerblicher Infrastruktur, wie Schulen, Freizeiteinrichtungen, Einkaufsgelegenheiten usw. Vermittelnde Mechanismen sind bei dieser Dimension vor allem die Einschränkung der Handlungsmöglichkeiten durch die Quartiersstruktur und mangelnde oder nicht vorhandene Infrastruktur (vgl. Chen und Akar 2016, 2017; Sawyer et al. 2017; Smith et al. 2017) sowie Stress und negative gesundheitliche Einflüsse durch die Umweltbelastungen und die Quartiersstruktur allgemein (vgl. Zock et al. 2018). Als Auswirkungen werden eine Anpassung oder sogar Einschränkung von Aktivitäten oder ein direkter

¹⁸ Anschauliche Beispiele für quartiersbezogene Labeling-Prozesse bietet die Hip-Hop-Kultur, vor allem Rap-Songs und die dazugehörigen Musikvideos, welche häufig negative Merkmale und negative Images von Quartieren positiv wenden, zugleich aber teilweise auch das damit verbundene deviante Verhalten normalisieren (vgl. Diehl 2012; Forman 2002). Ein bekanntes Beispiel ist der Song „Mein Block“; eine Hommage des Berliner Rappers Sido auf das Märkische Viertel, eine Großwohnsiedlung im Berliner Bezirk Reinickendorf.

negativer Einfluss auf die Lebenschancen (z. B. durch den Besuch benachteiligter Schulen) vermutet sowie ein negativer Einfluss auf die psychische und physische Gesundheit der Quartiersbewohner*innen. Umgekehrt zeigen sich positive Effekte auf das Wohlbefinden durch eine gute Ausstattung mit Grünflächen und Parks (vgl. Mennis et al. 2018; Ruijsbroek et al. 2017).

Die am häufigsten untersuchte der drei Dimensionen ist die soziale Ebene. Hier geht es um den Einfluss der Zusammensetzung der Bewohnerschaft sowie der sozialen Netzwerke und der sozialen Interaktion im Quartier. Besonders im Fokus stehen sozial und ethnisch segregierte Quartiere, da davon ausgegangen wird, dass die Konzentration benachteiligter oder ausgegrenzter sozialer Gruppen auf Quartiersebene soziale Effekte auf der individuellen Ebene nach sich zieht. Im Zusammenhang mit der Zusammensetzung der Bewohnerschaft, aber nicht vollständig durch diese determiniert stehen die Ausprägung der Netzwerke im Quartier und soziale Interaktionen. Wichtige Fragen sind hier z. B.: Wie dicht sind die sozialen Netzwerke und erstrecken sie sich auch auf Personenkreise außerhalb des Quartiers? Wie stark sind der soziale Zusammenhalt und das gegenseitige Vertrauen im Quartier? Wie Friedrichs (2014)* kritisch anmerkt, trennt die Literatur zu Nachbarschaftseffekten häufig nicht klar genug zwischen den ursächlichen Merkmalen auf Quartiersebene, den wirkenden Mechanismen und den resultierenden Folgen. Bezogen auf die soziale Ebene von Quartieren erscheinen Friedrichs & Blasius (2003: 809) zwei Mechanismen als besonders relevant, beide sind Sozialisationseffekte (vgl. Häußermann und Kronauer 2009: 164 ff.).

Es wird vermutet, dass fehlende positive erwachsene Rollenvorbilder und ein größerer Anteil an deviantem Verhalten in der Nachbarschaft Jugendliche dahingehend beeinflusst, dass sie abweichendes Verhalten (z. B. Schulschwänzen, kriminelle Handlungen) eher akzeptieren und auch für sich selbst als Handlungsalternative übernehmen. In der einschlägigen Literatur wird hier meist von „Ansteckungseffekten“ (in der englischen Forschungsliteratur auch vom *contagion model*) gesprochen (vgl. Crane 1991). Umgekehrt wird vorhandenen Rollenvorbildern und einer starken Präsenz normhaften Verhaltens ein positiver Effekt zugeschrieben. Noch einen Schritt weiter geht die Theorie der „kollektiven Sozialisation“ (im Englischen *socialisation model*) (vgl. Jencks und Mayer 1990).¹⁹ Sie geht davon aus, dass sich innerhalb marginalisierter Quartiere eigene Subkulturen bilden können, welche von der gesellschaftlichen Norm abweichende Werte und Praktiken verinnerlichen und über die sozialen Kontakte in der Nachbarschaft verbreiten.²⁰

¹⁹ Ein ausführlicher Überblick zur Theorie dieser beiden (und weiterer) Mechanismen und zu entsprechenden empirischen Ergebnissen findet sich bei Galster (2012)*.

²⁰ Die Nähe dieses Modells zur These einer Kultur der Armut (*culture of poverty*), wie sie Oscar Lewis (1966b, 1966a) aufgestellt hat, ist augenscheinlich. Nieszery (2014: 141) weist

Umgekehrt wird auch hier wiederum ein positiver Effekt angenommen, wenn soziale Netzwerke, sozialer Zusammenhalt und soziale Kontrolle im Quartier dafür sorgen, dass gesellschaftliche Normen und Praktiken eingehalten werden. Auch positive Netzwerkeffekte für Erwachsene bei der Jobsuche werden vermutet.

Forschungslage

Insgesamt ist die Forschungslage zu Nachbarschaftseffekten trotz der Vielzahl an Studien an vielen Punkten nicht eindeutig. Allgemein ist belegt, dass Effekte der Nachbarschaft auf Verhalten, Lebenslagen und -chancen existieren – auch unter Kontrolle von Individualmerkmalen (vgl. Friedrichs 2014: 309). Allerdings wird davon ausgegangen, dass letztere im Vergleich den größeren Einfluss haben (vgl. Oberwittler 2011: 222). Wenig stichhaltige, empirische Belege gibt es bisher für diskriminierende Effekt von benachteiligten Quartieren, auch wenn Bewohner*innen subjektiv durchaus ein Stigma empfinden (vgl. Galster 2012: 45; Volkmann 2012: 76). Effekte der physischen Struktur eines Quartiers sind vor allem für den Bereich der psychischen und physischen Gesundheit und vorrangig den US-amerikanischen Kontext gut belegt (vgl. Friedrichs 2014: 300; Galster 2012: 39 ff.). Volkmann (2012)* kommt hingegen auf Grundlage von zwölf ausgewählten Studien zu dem Schluss, dass die vorliegenden Studien eine eher geringe Relevanz der physischen Struktur und Infrastruktur eines Quartiers für das Verhalten der Bewohner*innen nahelegen. In den meisten untersuchten Studien sei nicht hinreichend untersucht worden, ob das Quartier der primäre Raum der Alltagsaktivitäten der untersuchten Bewohner*innen ist (vgl. Volkmann 2012: 63).

Auf der Ebene der sozialen Quartiersmerkmale ist gut belegt, dass eine höhere soziale Kohäsion und eine höhere soziale Kontrolle in einer Nachbarschaft zu geringerer Kriminalität und Jugenddelinquenz führen. Ein positiver Effekt ergibt sich hier durch wohlhabendere Nachbar*innen (vgl. Galster 2012: 43 f.). Auch für den Mechanismus der kollektiven Sozialisation und für Ansteckungseffekte gibt es Evidenz, v.a. für die USA (vgl. Galster 2012: 31 ff.). Entscheidend zu sein scheinen hierbei Institutionen und Kontexte auf der Mesoebene, wie Freundes-

darauf hin, dass im nordamerikanischen Forschungskontext dieser Bezug auch hergestellt wird. Folglich ist die Nachbarschaftseffektforschung dort seit ihren Anfängen dem Vorwurf ausgesetzt, sie kulturalisiere Armut, wodurch Arme stigmatisiert und verantwortlich für ihre eigene Armut gemacht würden (vgl. Bauder 2002). Wilson ([1987] 2012: 61) z.B. grenzt sich jedoch bewusst von der These einer Kultur der Armut ab und hebt die strukturellen Rahmenbedingungen als zentrale Ursachen für Armut hervor. Abweichende Verhaltensweisen und Normen entstünden erst in Reaktion bzw. als Anpassung an die räumlichen und sozialen Bedingungen marginalisierter Quartiere.

kreise, Schulen, Aktivitätsräume etc., weshalb Friedrichs und Nonnenmacher (2010) von „indirekten Effekten“ spricht (vgl. Oberwittler 2011). Es wird daher angenommen, dass die Effekte für bestimmte Gruppen im Quartier deutlich stärker ausfallen als für andere (vgl. Friedrichs 2014: 303; Oberwittler 2011: 76 f.). Auch müssen nicht nur unterschiedliche nationale Kontexte beachtet werden²¹, sondern ebenso auf lokaler Ebene die spezifischen Kontexte von Städten und Nachbarschaften analysiert werden, um mögliche Mechanismen und Effekt zu eruieren. Eine entsprechende Ausarbeitung für Berlin findet sich in Kapitel 3.

Der besondere Fokus der Quartierseffektforschung auf Kinder und Jugendliche erklärt sich aus der prominenten Stellung der beiden oben erwähnten Mechanismen bzw. Modelle (Ansteckungsmodell und Modell kollektiver Sozialisation), die häufig herangezogen werden, um die Wirkung des Quartierkontextes zu erklären. Denn diese beiden Mechanismen wirken hauptsächlich im Prozess der Sozialisation bzw. können als Sozialisationsmechanismen bezeichnet werden. Zugleich erklärt sich die besondere Bedeutung dieser Mechanismen und der Forschungsfokus auf Jugendliche aus der Annahme, dass sich Jugendliche – wie oben bereits hervorgehoben – häufiger als Kinder auch ohne Aufsicht von Erwachsenen in der Stadt bewegen (vgl. Herlyn 1990: 18). Zugleich halten sie sich im Gegensatz zu Erwachsenen öfter im eigenen Quartier auf und nutzen zudem den öffentlichen Raum auch häufiger für Freizeitzwecke und nicht nur als Transitraum (vgl. Neumann 2016: 1, 27 f.). So wird erwartet, dass Jugendliche besonders intensiv dem Kontext der Nachbarschaft ausgesetzt sind und hier eben sozialisationsrelevante Merkmale des Quartiers wirken können. Doch gerade dieser Punkt wird von neueren Forschungen und theoretischen Überlegungen in Frage gestellt.

2.1.5 Forschungsansätze mit Fokus auf Exposition

Schon länger steht die Nachbarschaftseffektforschung in der Kritik, weil sie sich mit dem Aufkommen der multivariaten Analysen zunächst auf den rein statistischen Nachweis von Effekten des Quartierskontextes konzentrierte.²² Die

²¹ In den meisten Bereichen sind Effekte für US-amerikanische Nachbarschaften besser belegt als für europäische. Das mag mit einer größeren Anzahl an Forschungsarbeiten zusammenhängen. Wahrscheinlich ist es aber auch auf die markantere soziale Segregation in den Städten und den weniger stark ausgebauten Sozialstaat in den USA zurückzuführen (vgl. Nieszery 2014: 151 f.; Oberwittler 2013: 59).

²² Auf sozialpolitischer Ebene dient die These von den Effekten maringalisierter Nachbarschaften dazu quartiersbezogene, sozialstaatliche Interventionen – z.B. das Städtebauförderungsprogramm „Die Soziale Stadt“ (<https://www.staedtebauforderung.info/DE/>

Varianzaufklärung blieb dabei jedoch – wie oben erwähnt – meist gering; die Effekte individueller Merkmale, wie dem sozialen Status, hatten einen größeren Einfluss auf Verhaltensweisen und Lebenschancen der untersuchten Quartiersbevölkerungen (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2010; Lupton 2003). Weitere Kritikpunkte waren die Gleichsetzung mit und damit Operationalisierung von Nachbarschaften als administrative Container. Dabei besteht in der Stadtforschung ein hohes Bewusstsein dafür, dass die geografische Einteilung für statistische oder administrative Zwecke meist nicht kongruent ist mit dem, was Bewohner*innen subjektiv als Nachbarschaften empfinden (vgl. Lupton 2003).²³ Unklar in diesem Zusammenhang ist z. B., warum Personen, die an der Grenze zwischen zwei Gebieten wohnen, vom Kontext des einen Gebietes beeinflusst werden sollen, nicht aber von dem anderen. Des Weiteren wurde kritisiert, dass häufig nur statistische Zusammenhänge zwischen Quartiersmerkmalen und Verhalten bzw. Lebenschancen nachgewiesen wurden, dabei jedoch häufig nur Hypothesen zu den zugrundeliegenden Mechanismen aufgestellt wurden, ohne diese selbst eingehend zu untersuchen (vgl. Friedrichs und Nonnenmacher 2010: 475 f.; Galster 2012; Small und Newman 2001: 32).

Entlang dieser Kritikpunkte hat sich die Quartiereffektforschung in den letzten zwei Jahrzehnten weiterentwickelt und neue methodische Ansätze entworfen. So gibt es Studien, die für die Berechnung von Kontexteffekten nicht auf administrativ, sondern auf individuell berechnete Nachbarschaften (als Puffer um den Wohnort) zurückgegriffen haben und so die Varianzaufklärung erhöhen konnten (vgl. z. B. Andersson und Malmberg 2014, 2018). Auch die Erforschung der Mechanismen hat mehr Aufmerksamkeit erfahren (vgl. z. B. Friedrichs und Nonnenmacher 2014; Galster 2012; Petzold und Wöhler 2017).²⁴ Während diese Kritik die Definition der Untersuchungseinheiten und die vermittelnden Mechanismen betrifft, gibt es noch einen weiteren Aspekt, der in den letzten Jahren im Forschungsfeld der Quartiereffektforschung vermehrt diskutiert wurde. So stellen Sharkey und Faber in ihrem 2014 erschienenen Artikel im Titel die Frage: „Where, When, Why, and For Whom

[ProgrammeVor2020/SozialeStadt/sozialestadt_node.html](#), abgerufen am 08.01.2024) – zu begründen (vgl. Volkmann 2012). Diesem Ansatz wird vorgeworfen zur Stigmatisierung benachteiligter Quartiere beizutragen und die Auswirkungen sozialer Ungleichheit auf lokaler, städtischer Ebene zu moderieren, statt die gesamtgesellschaftlichen Ursachen anzugehen (vgl. Kamleithner 2009), andererseits aber auch Gentrifizierungsprozesse zu initiieren (vgl. Schipper und Wiegand 2015).

²³ Nonnenmacher (2007) zeigt, dass die Größe der gewählten Gebietseinheit einen Einfluss auf die Stärke der gemessenen Effekte haben kann. So kommt sie zu dem Schluss, dass zu große Stadtteile ungeeignet sind, um Kontexteffekte nachzuweisen.

²⁴ Kalter und Kroneberg (2014) sehen gar einen „Mechanismus-Kult“ in der aktuellen soziologischen Forschung und Debatte. Sie kritisieren, dass dabei häufig die Mechanismen (immer noch) nicht detailliert und explizit genug beschrieben werden.

Do Residential Contexts Matter?“ In Anbetracht der Komplexität der mittlerweile ausgearbeiteten Modelle, welche die Wirkungsweise von Nachbarschaftseffekten erklären sollen, sei die allgemeine Frage „Do neighborhoods matter?“ nicht mehr zeitgemäß (vgl. Sharkey und Faber 2014). Statt also nach dem allgemeinen Einfluss eines Quartiers auf alle seine Bewohner*innen zu fragen, sollte spezifischer untersucht werden, welche Bewohner*innen wann und warum dem Quartierskontext ausgesetzt sind.²⁵ Noch einen Schritt weiter gehen Petrović et al. (2018):

„We argue that neighbourhood effects research needs to break away from the tyranny of neighbourhood and consider alternative ways to measure the wider socio-spatial context of people, placing individuals at the centre of the approach.“ (2018: 1)

Ausgehend vom Individuum und mithilfe individuumsbezogener räumlicher Daten muss untersucht werden, welchen sozialräumlichen Kontexten die untersuchten Personen in ihrem Alltag konkret ausgesetzt sind (vgl. Petrović et al. 2018). Dabei geht es zum einen darum, ob Bewohner*innen sich vornehmlich in ihrer Nachbarschaft aufhalten oder darüber hinaus auch andere Teile der Stadt nutzen. Zum anderen ist aber auch wichtig zu untersuchen, welchen Aktivitäten an den unterschiedlichen Orten konkret nachgegangen wird und mit wem (vgl. Browning und Soller 2014). Dazu ist es nötig, die Mobilität im Alltag und die täglichen Routinen und Aktivitäten zu erfassen und analysieren (vgl. Jones und Pebley 2014). Da es in einem solchen Ansatz um den Kontakt mit und das Ausgesetzt-Sein gegenüber konkreten sozialräumlichen Kontexten geht, soll dieser als „Expositions-Ansatz“ bezeichnet werden.

Ein solcher Ansatz geht über jenen der individuell berechneten Nachbarschaften hinaus und bringt auch die Erforschung möglicher vermittelnder Mechanismen voran, weil er konkreter beschreiben kann, wo Individuen unter welchen Bedingungen auf Kontextmerkmale treffen, denen eine ursächliche Wirkung zugeschrieben wird. Damit könnte auch die mangelnde Varianzaufklärung von Studien zu Quartiereffekten, die administrative Nachbarschaften zum Ausgangspunkt nehmen, verbessert werden. Browning und Soller (2014) unterstreichen, dass der Mangel an Studien zu alltäglichen Routinen in sozialräumlichen Kontexten auch der

²⁵ Kwan (2018) kritisiert eine Reihe von neueren Studien zu gesundheitlichen Effekten von Nachbarschaften. Ausgangspunkt ihrer Analysen sind die Wohnquartiere der Untersuchungspersonen. Durch ihre alltägliche Mobilität seien jedoch viele Bewohner*innen in ihrem Alltag den gesundheitsbeeinträchtigenden Quellen (z. B. Abgase) mehr oder weniger ausgesetzt. Auf Wohnorten basierende Studien messen nur den durchschnittlichen Effekt eines Quartiers. Sie seien daher undifferenziert und führen möglicherweise zu einer falschen Bezifferung der Effekte. Er nennt dieses Problem das „neighborhood effect averaging problem“.

problematischen Datenlage zu schulden ist. Hier liegen von Seiten statistischer Stellen selbstverständlich keine Daten vor, aber auch die eigene Erhebung zeit-räumlicher Tagesabläufe einzelner Personen in größerem Umfang sind nur mit viel Aufwand zu realisieren. Chancen sehen sie in der Verbreitung von GPS-Tracking-Technologien und neueren Datensätzen in den USA. Ein innovativer Ansatz entsprechende Daten zu erheben stellt das im Rahmen dieser Arbeit vorgestellte Forschungsvorhaben da (vgl. Abschn. 4.1).

2.1.6 Aktivitätsräume

Um räumliche Praxen und Nutzungen im Alltag zu erfassen und zu analysieren, bietet sich das Konzept der Aktions- und Aktivitätsräume (Englisch: *activity / action spaces*) an, wie es auch von Browning und Soller (2014) sowie Jones und Pebley (2014) vorgeschlagen wird. Die Idee der Aktions-/Aktivitätsräume stammt aus der Geografie und wurde von Horton und Reynolds (1971) entwickelt. Als Aktivitätsraum wird der Raum bezeichnet, innerhalb dessen ein Individuum seine täglichen Routinen vollzieht und ist somit der Teil der Stadt, mit dem es täglich in direkten Kontakt kommt. Der Aktionsraum bezeichnet darüber hinaus den Raum der potenziellen Aktivitäten. Er umfasst alle Orte, zu denen eine Person Informationen besitzt und die deshalb für Aktivitäten in Frage kommen.²⁶ Im Gegensatz zu einer einfachen Darstellung der räumlichen Struktur einer Stadt mit ihren baulichen Gegebenheiten, ihren Verkehrswegen und ihrem ungleich verteilten Angebot an Wohn-, Arbeits- und Konsumraum, zeigen Aktions- und Aktivitätsräume wie sich Individuen zu dieser objektiven Struktur subjektiv verhalten (vgl. Scheiner 1998). Im Folgenden werden vor allem Aktivitätsräume im Fokus stehen, da sie im Gegensatz zu Aktionsräumen tatsächliche sozialräumliche Expositionen erfassen.

Bei der Beschäftigung mit den für die jugendliche Sozialisation relevanten Räumen der Stadt, so bietet das Konzept der Aktivitätsräume eine gute Annäherung. Es erfasst die räumlichen Kontexte, denen die Jugendlichen im Alltag tatsächlich ausgesetzt sind und die sie sich zugleich im Rahmen von Sozialisationsprozessen auch aneignen. Es geht damit über den Ansatz hinaus das Wohnquartier als primären Sozialisationsort vorauszusetzen – auch wenn das auf Jugendliche, deren Aktivitätsraum sich hauptsächlich auf ihre Nachbarschaft erstreckt, durchaus zutreffen kann.

²⁶ Müller (2009: 16) weist darauf hin, dass in der deutschsprachigen Literatur häufig nicht zwischen Aktivitäts- und Aktionsraum differenziert wird oder zumeist „Aktionsraum“ als übergreifender Begriff verwendet wird. Da es in dieser Arbeit primär um die tatsächlich genutzten Orte und weniger um die wahrgenommenen geht, wird im Folgenden meist von Aktivitätsräumen die Rede sein.

Doch allein das Wissen über die konkreten Räume, die besucht werden – etwa ein Jugendzentrum, ein Park oder ein Einkaufszentrum – erlaubt nur begrenzte Aussagen darüber, welche Erfahrungen Jugendliche an diesen Orten machen und welche Handlungsweisen sie ausprobieren. Konkrete Informationen darüber, welchen Aktivitäten an den unterschiedlichen, aufgesuchten Orten nachgegangen wird und mit wem, sind nötig.²⁷ Wissen über die sozialen Netzwerke und Freizeitaktivitäten sind dabei in doppelter Hinsicht instruktiv: Einerseits spezifizieren sie, wie eben dargestellt, in welcher Weise räumliche Kontexte relevant sind für die Sozialisation. Andererseits stehen soziale Netzwerke und Freizeitaktivitäten in direktem wechselseitigem Verhältnis mit der Nutzung von Orten in der Stadt und somit der räumlichen Gestalt der Aktivitätsräume (vgl. Oberwittler 2004: 155 f.).

Eine Reihe von Variablen ist bestimmend für Größe und Ausprägung jugendlicher Aktivitätsräume (s. Abb. 2.2). Obwohl die meisten Jugendlichen sich auch in anderen Teilen der Stadt aufhalten, ist das Wohnquartier dennoch bedeutsam für ihren Alltag. Für viele ist die unmittelbare Wohnumgebung einer der wichtigsten und am häufigsten genutzten sozialräumlichen Kontexte. Studien zeigen, dass Lage, Bau- sowie Infrastruktur und nicht zuletzt die ÖPNV-Anbindung eines Wohnquartiers Einfluss haben können auf die Aktivitätsräume der Bewohner*innen (vgl. z. B. Beckmann et al. 2006: Abschn. 6.1; Chen und Akar 2016): Es besteht z. B. ein Bedürfnis, seine Nachbarschaft zu verlassen, wenn diese den Jugendlichen nicht ausreichend Freizeitmöglichkeiten bietet. Zugleich wird die Nutzung anderer Teile der Stadt erschwert, wenn das Quartier am Stadtrand liegt und schlecht angebunden ist an den Rest der Stadt. Des Weiteren sind Wohnort und Schule wichtige Determinanten des jugendlichen Aktivitätsraumes (vgl. Tobias Müller 2009). Sie sind die beiden räumlichen Fixpunkte im Alltag von Jugendlichen. Die Schule kann dabei entweder ein räumlicher „Ausreißer“ in den täglichen Routinen sein, wenn sich weitere Aktivitäten eher in anderen Teilen der Stadt abspielen. Sie kann aber auch räumlich und sozial integrierter Bestandteil von Aktivitätsräumen sein, wenn Freizeitaktivitäten in der Nähe oder sogar der Schule selbst stattfinden. Wenn Freundschaften primär über sie geknüpft werden, ist die Schule ein vermittelnder Faktor für Aktivitäten abseits des eigenen Wohnquartiers.

Aktivitätsräume von Jugendlichen sind darüber hinaus durch ihre Freizeitaktivitäten geprägt (vgl. z. B. Plöger 2012; Oberwittler 2004: 158): Ein Freizeitstil, der vor allem durch Medienkonsum im eigenen Zuhause geprägt ist, wird meist einen kleineren Aktivitätsraum zur Folge haben als ein Freizeitstil, der bestimmt ist durch

²⁷ Browning und Soller (2014) argumentieren z. B., dass die Teilnahme an organisierten Aktivitäten (Sportverein, Hausaufgabenbetreuung, etc.) und generell der Aufenthalt in „strukturierten Settings“ („structured settings“) Jugendliche vor Delinquenz schützt (vgl. auch Maimon und Browning 2010).

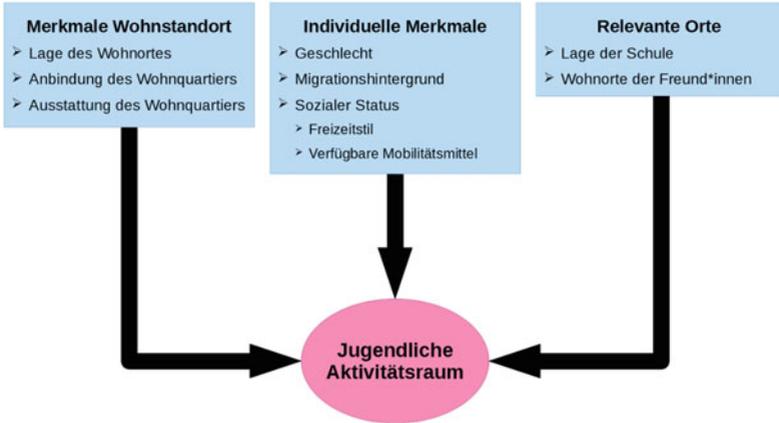


Abbildung 2.2 Prägende Faktoren für Jugendliche Aktivitätsräume

vielfältige kulturelle und soziale Aktivitäten. Eng verknüpft mit den Freizeitaktivitäten sind die Freundeskreise. Durch die besondere Bedeutung von gleichaltrigen Freund*innen im jugendlichen Sozialisationsprozess (vgl. Ecarius et al. 2011: Kap. 113 f.; Harring 2011), sind sie neben der Familie der wichtigste Teil ihrer sozialen Netzwerke und haben so auch bedeutenden Einfluss auf ihre alltäglichen Aktivitäten. Freundschaften werden geknüpft in der Nachbarschaft, über Aktivitäten in Vereinen oder über die Schule (vgl. Alleweldt 2009). Über letztere beiden Möglichkeiten können auch Freund*innen in anderen Quartieren gewonnen werden. Diese haben Kenntnisse über Freizeitmöglichkeiten in ihrem Wohnumfeld oder ihr Zuhause selbst wird als Ort für Freizeitaktivitäten gewählt. So wird durch Freund*innen in anderen Quartieren die Nutzung anderer Teile der Stadt gefördert. Die räumliche Ausrichtung des Freundeskreises beeinflusst dann die räumliche Ausrichtung des Aktivitätsraumes. Dieser Zusammenhang ist nicht zwingend, da gemeinsame Aktivitäten auch in der Nähe der Schule oder dem eigenen Zuhause stattfinden können, dann haben die Wohnorte der Freund*innen nur geringen oder keinen Einfluss auf die Aktivitätsräume. Eine beispielhafte, schematische Darstellung, wie ein Aktivitätsraum räumlich im Vergleich zu Wohnquartier, Freundeskreis (Wohnorte Freund*innen: F1-F3), Aktivitäten (A1-A4) und Schule aussieht, findet sich in Abb. 2.3.

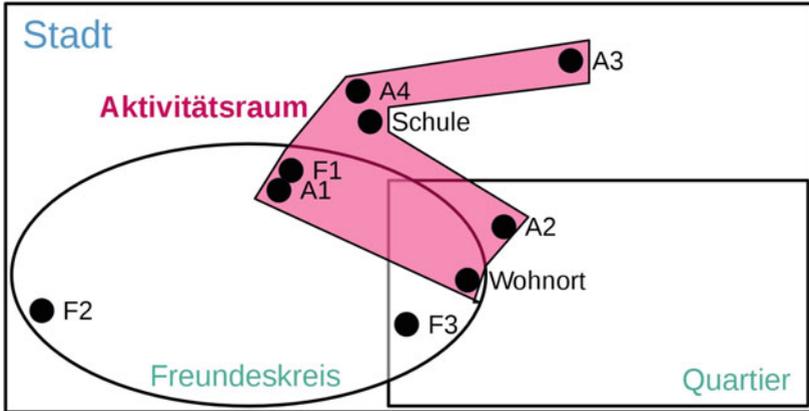


Abbildung 2.3 Beispielhafte, räumlich-schematische Darstellung eines Aktivitätsraumes

Einen übergeordneten prägenden Einfluss auf jugendliche Aktivitätsräume haben die klassischen sozialstrukturellen Merkmale Geschlecht, sozialer Status und Migrationshintergrund. Sozialer Status und das Vorhandensein eines Migrationshintergrundes sind entscheidende Faktoren bei der Wohnortwahl, bestimmen sie doch Wohnpräferenzen und die Möglichkeiten auf dem Wohnungsmarkt. Personen mit einem niedrigeren sozialen Status und Personen mit Migrationshintergrund wohnen eher in marginalisierten Quartieren, die durch einen hohen Anteil an benachteiligten Bewohner*innen geprägt sind und sich gleichzeitig durch mangelnde Infrastruktur und eine ungünstige Lage auszeichnen (vgl. Alisch 2018; Farwick 2012).

Im Zusammenhang mit dem sozialen Status stehen auch die verfügbaren Mobilitätsmittel und damit die Möglichkeiten Stadtraum auch jenseits der unmittelbaren Wohnumgebung erreichen und damit nutzen zu können. Während die Fortbewegung zu Fuß kostenlos ist, kostet das Monatsticket für den städtischen ÖPNV Geld, teuer noch ist der Erwerb und Unterhalt eines Autos, den sich nicht alle Familien leisten können. Und nicht zuletzt Freizeitstile und Freundeskreise unterscheiden sich nach sozialem Status, Migrationshintergrund und Geschlecht. So zeigen Forschungen, dass Jugendliche aus der Mittel- und Oberschicht eher strukturierten Freizeitbeschäftigungen in Vereinen nachgehen, während Jugendliche aus der Unterschicht ihre Freizeit spontan und ungeplant verbringen (vgl. z. B. Grgic und Züchner 2016; Geier 2015).

Städtischer Raum ist relevant für die jugendliche Sozialisation, weil in ihm die vielen verschiedenen Orte lokalisiert sind, in deren Kontexten Jugendliche ihren

Freizeitaktivitäten nachgehen. Neben Familie und Schule ist die eigenständige Freizeitgestaltung mit Gleichaltrigen ein Lebensbereich, in dem wichtige Entwicklungsaufgaben vollzogen werden. Um sich mit der Erwachsenenwelt auseinanderzusetzen und eine eigene Identität zu entwickeln, bietet der öffentliche Raum der Stadt geeignete Kontexte. In der Stadtforschung wurde die Sozialisationsrelevanz städtischer Räume bisher überwiegend mit Blick auf die Wohnquartiere der Jugendlichen untersucht. Großstädte mit ihrem großen Angebot an attraktiven Orten und ÖPNV-Netzen, die eine selbstständige Mobilität von Jugendlichen ermöglichen, bieten Jugendlichen jedoch auch die Gelegenheit ihren Freizeitaktivitäten jenseits der Nachbarschaft nachzugehen. Um zu erfassen, welche urbanen Kontexte tatsächlich relevante Erfahrungsräume darstellen, muss das alltägliche räumliche Verhalten von Jugendlichen detailliert nachvollzogen werden. Hierzu bietet sich der Forschungsansatz des Aktivitätsraumes an. Bei der Diskussion dieses Ansatzes wurden eine Reihe von Faktoren zusammengetragen, welche Einfluss auf die Größe und Ausprägung von Aktivitätsräumen nehmen. Diese Faktoren sind sowohl individuelle Merkmale, als auch Eigenschaften des Wohnstandortes und -quartiers sowie der allgemeinen Struktur der Stadt. Zugleich ist dabei auch deutlich geworden, dass sich das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen entlang dieser Faktoren ausdifferenziert. Empirische Einsichten sind in dieser Hinsicht aufschlussreich und sollen im nachfolgenden Teil zusammengetragen werden.

2.2 Empirische Befunde zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen

Im Folgenden sollen nun anhand ausgewählter Forschungen Hypothesen in Bezug auf das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen ausgearbeitet werden. Um alle Aspekte der Forschungsfragen dieser Arbeit umfassend zu behandeln, muss dafür auf empirische Arbeiten aus verschiedenen Forschungsfeldern zurückgegriffen werden. In der Zusammenschau ergänzen sich die Studien, Schwachstellen und vernachlässigte Zusammenhänge in den einzelnen Forschungsfeldern können so kompensiert werden.

Zunächst werden Studien zu den Freizeitaktivitäten von Jugendlichen rekapituliert. Sie geben Aufschluss darüber, welche Freizeitbeschäftigungen bei Jugendlichen beliebt sind und welche Unterschiede sich in dieser Hinsicht nach sozialstrukturellen Merkmalen ergeben. Keine Auskunft geben diese Forschungen zu den Orten und Räumen, die für die Aktivitäten genutzt werden. Manche Aktivitäten sind gebunden an bestimmte Orte: Zum Basketballspielen wird ein Basketballkorb benötigt, der Gitarrenunterricht findet in einer Musikschule statt. Für unspezifische

Aktivitäten, wie Freund*innentreffen oder Chillen, eignen sich verschiedene private und öffentliche Orte. Instruktiv sind hier Untersuchungen, die sich mit der Nutzung urbaner, öffentlicher Räume durch Jugendliche beschäftigen. Diese Forschungen sind darauf ausgerichtet die Stadtplanung und die Soziale Arbeit zu informieren und Handlungsempfehlung für die jeweilige Praxis zu liefern. Der soziale Status als wichtige differenzierende Variable wird in den Forschungsdesigns nicht berücksichtigt.

Welche Bereiche der Stadt genutzt werden, hängt davon ab, wie die bei Jugendlichen beliebten Räume und die für Aktivitäten benötigten Orte im städtischen Raum verteilt sind.²⁸ Zugleich ist entscheidend, wie erreichbar andere Bereiche der Stadt sind. Studien zum Mobilitätsverhalten von Jugendlichen können zeigen, ob durch die Verfügbarkeit von Verkehrsmitteln das Zurücklegen weiterer Wege begünstigt wird. Eine eingehende Betrachtung von Mobilitätsanlässen und -motivationen findet jedoch nicht statt. Motivation das eigene Quartier zu verlassen und andere Bereiche der Stadt aufzusuchen entsteht, wenn das eigene Wohnquartier nicht ausreichend attraktive Orte für die Freizeitgestaltung bietet. Forschungen zeigen, dass verschiedene Quartiere sich durch ihre bauliche Struktur und Infrastrukturausstattung in ihrer Attraktivität für Jugendliche unterscheiden.

Weitere empirische Untersuchungen aus dem Bereich der Nachbarschaftseffektforschung unterstreichen, dass neben der physischen Ebene der Quartiere auch ihre soziale Zusammensetzung relevant sein kann. Aktivitäten und soziale Kontakte von Bewohner*innen marginalisierter Nachbarschaften sind häufig aufs eigene Quartier bezogen. Auf der anderen Seite bieten Freund*innen in anderen Stadtteilen Motivation, das eigene Quartier zu verlassen. Weitere Studien zur Bedeutung von sozialen Netzwerken sind hier aufschlussreich. Um Hypothesen in Bezug auf das räumliche Freizeitverhalten herauszuarbeiten, müssen abschließend auch Aktivitätsraumstudien betrachtet werden. Sie analysieren vergleichend den Einfluss der verschiedenen Faktoren – allerdings nur in seltenen Fällen für Jugendliche. Neuere Studien fokussieren auch die Frage, ob sich die residentielle Segregation in den Aktivitätsräumen fortsetzt.

2.2.1 Freizeitverhalten von Jugendlichen

Jugendliche in unserer Gesellschaft haben vielfältige Möglichkeiten ihre Freizeit zu gestalten. Neben den vielen Angeboten von Vereinen und Organisationen bieten

²⁸ Um die Hypothesen in Bezug auf den Forschungsort Berlin zu konkretisieren, wird im Kapitel 3 die Stadtstruktur Berlins analysiert.

gerade Großstädte ihnen viele Optionen, sich Aktivitäten selbst zu organisieren. Dies liegt nicht zuletzt auch an dem großen Angebot an interessanten öffentlichen Räumen, die sich Jugendliche in der Stadt aneignen können. Der durch Aktivitäten und Orte bestimmte Freizeitstil von Jugendlichen differenziert sich entlang von Alter, Geschlecht, sozialer Schicht und Migrationshintergrund.

Freizeitaktivitäten: Medien, Sport, Chillen

Einen guten Überblick über die Freizeitgestaltung von Jugendlichen bieten repräsentative Jugendstudien.²⁹ Die Ergebnisse aus drei Studien, die jeweils dem Thema Freizeitaktivitäten einen großen Raum einräumen, sollen im Folgenden dargestellt werden. Die bekannteste ist sicherlich die Shell-Jugendstudie, welche ungefähr alle vier Jahre veröffentlicht wird. Für die aktuelle, 18. Studie von 2019 mit dem Titel „Eine Generation meldet sich zu Wort“ wurden über 2.500 Jugendliche im Alter zwischen 12 und 25 Jahren befragt. Ergänzend wurden 20 qualitative Leitfadenterviews durchgeführt (vgl. Albert et al. 2019: 325 ff.).

Die häufigste von den befragten Jugendlichen genannte Freizeitbeschäftigung ist „Musik hören“ (57 %), auch andere Mediennutzungen (Internetnutzung, Filme schauen, Nutzung sozialer Medien, Fernsehen und Computerspielen) sind für viele Jugendliche wichtig. Gleichzeitig geben aber auch 55 % „sich mit Leuten treffen“ als eine ihrer fünf häufigsten wöchentlichen Freizeitaktivitäten an. Diese Aktivität hat über die Jahre (2002: 62 %) zwar abgenommen, aber nicht in dem gleichen Maße, wie die Nutzung neuer Medien zugenommen hat. Auch sportliche Aktivitäten im Verein oder Fitnessclub (27 %) und „Sport in der Freizeit“ (24 %) sind für jeweils rund ein Viertel der Befragten häufige Beschäftigungen. Die These von der Konkurrenz zwischen Online- und Offline-Freizeitaktivitäten wird also widerlegt, wie die oben bereits zitierte Studie von Braumüller und Hartmann-Tews (2017) ebenfalls zeigt.³⁰ Weitere häufige Beschäftigungen sind das „Chillen“ (26 %),

²⁹ Hurrelmann konstatiert: „Ein so dichtes, sich ergänzendes Feld von unabhängigen, regelmäßig wiederholten Untersuchungen zur Lage der jungen Generation gibt es in keinem anderen europäischen Land.“ (Calmbach et al. 2016: 8) Neben den drei oben ausführlich dargestellten Studien existieren noch weitere fortlaufend erscheinende Berichte: Die Kinder- und Jugendberichte der Bundesregierung als umfassende Zusammenfassungen vorliegender Forschungen zu Jugendlichen in Deutschland (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2017), die qualitativ angelegten SINUS-Jugendstudien zu jugendlichen Lebensstilen und -welten (Calmbach et al. 2016), die McDonald's Ausbildungsstudie mit ihrem Fokus auf Bildung, Ausbildung und Beruf (McDonald's Deutschland 2019) und die Panelstudie des Deutschen Jugendinstituts AIDA:A (Walper et al. 2015).

³⁰ Die „Medienfokussierten“ bilden zwar den größten der fünf Typen in der Shell-Jugendstudie, der Fokus ihrer Freizeitaktivitäten bezieht sich aber nicht allein auf Online-

„Unternehmungen mit der Familie“ (23 %) oder „Bücher lesen“ (21 %). (vgl. Albert et al. 2019: Kap. 7)

Unterschiede nach Geschlecht ergeben sich vor allem bei der Geselligkeit, beim Bücherlesen, bei kreativen Aktivitäten und beim Sport: Während die drei erstgenannten Beschäftigungen deutlich häufiger von den weiblichen als den männlichen Befragten genannt wurden, ist dies beim Sport umgekehrt. Starken Einfluss auf das Freizeitverhalten hat die soziale Schicht, der die Jugendlichen angehören. Die Jugendlichen aus den unteren sozialen Schichten gehen häufiger „häuslichen“ Beschäftigungen nach: Internetsurfen, Fernsehen, die Nutzung sozialer Medien und Chillen“ (vgl. Albert et al. 2019: 218). Befragte aus den oberen sozialen Schichten gehen eher einer „aktiven“ Freizeitgestaltung“ (vgl. Albert et al. 2019: 218) nach, welche Beschäftigungen wie Bücherlesen, kreative Aktivitäten und Sport umfasst. Relativ gering sind die Schichtunterschiede bei der hohen Bedeutung des Treffens von Freund*innen für die Freizeitgestaltung der Jugendlichen. (vgl. Albert et al. 2019: Kap. 7)

Wie die Shell-Studie zeigt auch die Studie „Jugend, Information, Medien“ (JIM)³¹, dass neben der Nutzung der verschiedenen Medien das Treffen von Freund*innen (in drei Studienjahren 2017-2019 jeweils über 70 %) und Sporttreiben (jeweils über 65 %) zwei der häufigsten Freizeitbeschäftigungen sind, denen Jugendlichen mehrmals die Woche oder täglich nachgehen. Auch ein Großteil der Befragten der JIM-Studie unternehmen in ihrer Freizeit regelmäßig etwas mit der Familie (jeweils über 30 %). Weitere Aktivitäten, die von vielen der Jugendlichen regelmäßig ausgeübt werden, sind „selbst Musik machen“ (jeweils über 20 %) und Sportveranstaltungen (jeweils über 10 %) besuchen. Beim Freund*innentreffen und Familienunternehmungen lässt sich jeweils kein klarer Geschlechtsunterschied erkennen – die Anteile liegen bei Mädchen und Jungen nahe beieinander bzw. wechselt die Rangfolge zwischen den Studienjahren. Mehr Mädchen machen regelmäßig Musik, Sporttreiben oder Sportveranstaltungen besuchen ist bei den Jungen beliebter. Die

Medien. Freund*innentreffen ist ihnen weniger wichtig, dafür sind sie aber sehr sportlich (vgl. Albert et al. 2019: 220).

³¹ Die JIM-Studie ist eine jährlich im Auftrag der Medienanstalten Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg und Landeszentrale für Medien und Kommunikation Rheinland-Pfalz und dem Südwestrundfunk durchgeführte repräsentative Telefonbefragung von 1.200 Jugendlichen zwischen zwölf und 19 Jahren. Leider war auch auf Anfrage beim Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest der Fragebogen der Studie nicht zu erhalten. Gründe für diese Intransparenz wurden nicht angegeben. Die genaue Formulierung der einzelnen Fragebogenitems ist daher unbekannt und es kann nur die eher oberflächliche Darstellung des allgemeinen Berichts wiedergegeben werden. Insgesamt ist es nicht möglich, die Anteile der abgefragten Freizeitbeschäftigungen in den hier vorgestellten Studien direkt miteinander zu vergleichen, da die Items jeweils unterschiedlich formuliert wurden.

Vergleiche nach Schulform zeigen: Gymnasiast*innen machen häufiger Musik und treiben häufiger Sport als Schüler*innen von Haupt- und Realschulen, dafür treffen sich letztere häufiger mit Freund*innen. (vgl. Feierabend et al. 2017, 2018, 2019)

Auch die Studie „Medien, Kultur und Sport“ (MediKuS)³² belegt diese Muster im Freizeitverhalten von Jugendlichen. Jugendliche mit hohem kulturellem Kapital gehen häufiger künstlerischen, sportlichen und vor allem musikalischen Aktivitäten nach, zugleich nutzen sie das Internet seltener (vgl. Grgic und Züchner 2016: Kap. 5). Zusätzlich zu den Aktivitäten werden auch ihre Kontexte in den Blick genommen. Für die Ausübung von Aktivitäten in den Bereichen Medien, Kunst, Musik und Sport sind neben den „formalen Kontexten“ der Schulen sowohl die „non-formalen Kontexte“ von Vereinen, Verbänden, Jugendzentren, Musikschulen usw. als auch die „informellen“, spontan und selbstorganisierten Kontexte relevant. Insbesondere mit steigendem Alter verlagern sich Aktivitäten von „non-formale“ in „informelle“ Kontexte. Jugendliche mit niedrigem kulturellem Kapital nutzen im Vergleich seltener die organisierten Angebote „non-formaler Kontexte“ als solche mit mittlerem und hohem kulturellem Kapital und verbringen häufiger ihre Freizeit mit ausschließlich selbstorganisierten Aktivitäten. (vgl. Grgic und Züchner 2016: Kap. 6)

Insgesamt gehören die Befragten aus Elternhäusern mit hohem kulturellem Kapital am ehesten zu der Gruppe, die in Bezug auf Musik, Kunst und Sport als „hoch aktiv“ gilt und in mehr als einem der drei Bereiche einer organisierten Aktivität in einem informellen Kontext nachgeht (vgl. Grgic und Züchner 2016: Kap. 7). Diese Unterschiede im Freizeitverhalten nach sozialer Schicht bzw. kulturellem Kapital werden auch in einer weiteren Auswertung der Daten der AIDA:A-Surveys bestätigt (vgl. Geier 2015). In dieser Auswertung zeigt sich auch, dass Mädchen und Gymnasiast*innen in ihrer Freizeit eher zu den aktiveren und bildungsorientierteren Jugendlichen gehören, die Beschäftigungen aus verschiedenen Bereichen nachgehen.³³

Insbesondere für den Bereich der sportlichen Aktivitäten sind Unterschiede zwischen den Geschlechtern und sozialen Schichten auch durch verschiedene weitere Studien aus Deutschland (vgl. z. B. Lampert et al. 2007; Will et al. 2016), wie auch aus anderen Ländern (vgl. Z. B. Andersen und Bakken 2018) gut belegt. Vor allem Mädchen mit niedrigem sozialen Status und Migrationshintergrund sind sportlich

³² Für die MediKuS-Studie haben das Deutsche Jugendinstitut (DJI) und das Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung Daten aus einem Zusatzmodul des AID:A-Surveys des DJI, für welches über 4.900 Personen im Alter von 9 bis 24 Jahren in den Jahren 2011 und 2012 telefonisch befragt wurden, ausgewertet.

³³ Zum Zusammenhang von Freizeitaktivitäten und Berufswunsch und -wahl bei Hauptschüler*innen siehe Hemming und Reißig (2015)*.

„inaktiv“, wobei Jungen im Schnitt aktiver sind als Mädchen, sich bei ihnen jedoch keine großen Unterschiede nach sozialem Status zeigen (vgl. Lampert et al. 2007). Wird jedoch nur der Vereinssport in den Blick genommen, zeigt sich wieder für beide Geschlechter deutliche Unterschiede nach sozioökonomischem Status: Je höher der Status desto wahrscheinlicher die Mitgliedschaft in einem Sportverein (vgl. Will et al. 2016).

Die vorgestellten Studien geben einen guten Überblick darüber, welche Freizeitaktivitäten bei Jugendlichen besonders beliebt sind. Sie treffen jedoch kaum Aussagen dazu, wo die Freizeitaktivitäten von Jugendlichen stattfinden. Organisierte Aktivitäten aus dem kreativen, musikalischen oder sportlichen Bereich sind meist an bestimmte Orte gebunden, wie das Gelände eines Sportvereins, oder die Räumlichkeiten einer Kunst- oder Musikschule. Unklar bleibt hingegen an welchen Orten unstrukturierten Aktivitäten, wie Freund*innentreffen und Chillen, stattfinden. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang sind einige Studien zur Nutzung des Stadtraums und öffentlicher Orte durch Jugendliche.

Öffentliche Räume als Freizeitorde

Während die Studienlage zu Jugendlichen allgemein und auch zu ihren Freizeitaktivitäten in Deutschland gut ist, gibt es nur wenig Forschung dazu, wie Jugendliche in ihrer Freizeit den Stadtraum nutzen und an welchen Orten sie ihre Freizeit verbringen. Die vorhandenen Studien sind häufig darauf ausgerichtet, die Stadtplanung und die Soziale Arbeit zu informieren und Handlungsempfehlung für die jeweilige Praxis zu liefern.³⁴ Methodisch sind sie von einigen Schwächen geprägt, vor allem wird in einem Teil der Studien der soziale Status als Variable nicht erhoben und/oder analysiert.

Für die von der Wüstenrot Stiftung in Auftrag gegebene Studie „Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt“ (Herlyn et al. 2003) wurde ein „raumspezifischer Forschungsansatz“ (Herlyn et al. 2003: 37) gewählt: Es wurden 6 Untersuchungsgebiete in Hannover ausgewählt, die sechs vorher definierten Raumtypen entspre-

³⁴ Ein größeres Forschungsprojekt zur Beteiligung von Jugendlichen in der Planung wurde zwischen 2009 und 2016 unter dem Namen „Jugendliche im Stadtquartier“ vom BBSR durchgeführt (https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/forschung/programme/exwost/Forschungsfelder/2009/JugendlicheImStadtquartier/01_Start.html, abgerufen am 08.01.2024). Zwei Sammelbände beschäftigen sich ausführlich mit Jugend und Stadtplanung (Deinet et al. 2009; Kemper und Reutlinger 2015). Und ein aktuelles Forschungsprojekt an der TU Berlin untersucht das „Raumwissen von Kindern und Jugendlichen in der Planung“ (<https://fg-staedtebau.de/bildung-raumwissen-von-kindern-und-jugendlichen-in-der-planung/>, abgerufen am 08.01.2024).

chen. Zunächst wurden 2002 in allen Untersuchungsgebieten teilstandardisierte und nicht-teilnehmende Beobachtungen und im Anschluss an beobachtete Situationen mit Jugendlichen Leitfadeninterviews durchgeführt. Auch Expert*innen wurden zu ihrer Einschätzung der Nutzung der konkreten Untersuchungsräume durch Jugendliche befragt. Anschließend wurden in allen Untersuchungsgebieten mithilfe temporärer räumlicher Interventionen qualitative Experimente durchgeführt (vgl. Herlyn et al. 2003: Kap. II).

Die Ergebnisse belegen, dass öffentliche Räume für Jugendliche wichtige Freizeitorte sind und sie sich häufig und über längere Zeiträume in ihnen aufhalten. Sie nutzen sie nicht nur für Sport und Spiel, sondern vor allem auch zur Selbstpräsentation und der Kommunikation mit Gleichaltrigen. Dabei wollen sie einerseits gesehen werden und schätzen die formelle und informelle Kontrolle und damit einhergehende Sicherheit an vielen öffentlichen Orten. Andererseits ziehen sie sich aber auch in ungestörtere Bereiche zurück und versuchen somit, der Kontrolle zu entgehen. Insgesamt sind Jugendliche nur selten alleine im öffentlichen Raum unterwegs, sondern meist zu zweit oder in kleinen Gruppen. Sie bleiben dabei aber unter sich und interagieren wenig mit anderen Altersgruppen. (vgl. Herlyn et al. 2003: Kap. IX)

Die verschiedenen Raumtypen eignen sich unterschiedlich gut für die verschiedenen Aktivitäten und lassen sich unterschiedlich gut von den Jugendlichen aneignen. Meist passen sie sich den Restriktionen der Orte an und weichen auf andere Orte aus, wenn ihnen bestimmte Aktivitäten untersagt werden. Sie zeigen sich somit flexibel in ihrer Raumnutzung. Der Raumtyp „zentraler Stadtplatz“ bietet vor allem Gelegenheit zur Selbstdarstellung, „grünbestimmte Freiräume“ (z. B. Parks) und „Einrichtungen für Jugendliche“ werden genutzt, um Freund*innen zu treffen. Mädchen waren in den untersuchten Gebieten im Vergleich zu Jungs seltener anzutreffen und sie gingen eher ruhigen und auf Konsum ausgerichteten Aktivitäten nach (vgl. Herlyn et al. 2003: IX). Differenzen nach sozialem Status, der besuchten Schulform, Migrationshintergrund oder dem Wohnquartier wurden nicht untersucht. Es wurde lediglich festgestellt, dass sich im Park und im Jugendzentrum vergleichsweise mehr „Jugendliche ausländischer Herkunft“ aufhalten.³⁵

Weitere Studien heben ebenfalls die Relevanz öffentlicher Räume jenseits der unmittelbaren Wohnumgebung für die jugendliche Freizeitgestaltung in der Stadt

³⁵ Dieser Umstand ergibt sich möglicherweise aus der methodischen Anlage der Untersuchung, lassen sich doch bei einer nicht-teilnehmenden Beobachtung nur schwer Aussagen über den sozialen Status der beobachteten Personen oder ihre besuchte Schulform sagen. Die „ethnische Zugehörigkeit“ wurde durch die beobachtenden Forscher*innen eingeschätzt (vgl. Herlyn et al. 2003: 40). Dieses Vorgehen ist fragwürdig, sagt doch das äußerliche Erscheinungsbild wenig über Identität und kulturelle Alltagspraktiken aus.

hervor. Ihre Bedeutung nimmt mit steigendem Alter zu (vgl. Freudenu et al. 2004: Abschn. 4.4; von Seggern et al. 2009: 128 f.). Besonders die öffentlichen Bereiche der Innenstädte werden von vielen Jugendlichen genutzt. Obwohl Mädchen im Schnitt etwas kleinere und wohnungsnähere Aktionsradien haben, sind die Stadtzentren für ihre Freizeit von besonderer Bedeutung. Sie nutzen sie vor allem zum „Shoppen“ (vgl. von Seggern et al. 2009: 139 f.). Als attraktiv erweisen sich auch die in den letzten Jahrzehnten in den Innenstädten entstandenen Shoppingmalls. Dieser neue Raumtypus steht im Fokus neuerer Forschungen zu Freizeitverhalten und Raumaneignung von Jugendlichen.

Zu den neueren Untersuchungen zählt beispielsweise die Forschung von Ute Neumann (2016), für die sie qualitative Interviews mit Jugendlichen, nichtteilnehmende Beobachtung und Expert*inneninterviews in Ludwigshafen und Saarbrücken durchgeführt hat. Ihre Fallstudien bestätigen zunächst die Ergebnisse vorangegangener Studien, dass z. B. Grünflächen als Rückzugsräume dienen und zentrale Orte als Treffpunkte, an denen Jugendlichen miteinander kommunizieren und sich präsentieren. Jugendfreizeitorte werden von den interviewten Jugendlichen als langweilig bezeichnet, es gibt eine starke Erlebnis- und Eventfokussierung, welcher die Innenstadtbereiche eher gerecht zu werden scheinen (vgl. Neumann 2016: Abschn. 9.1). Im Fokus der Untersuchung steht der neue Raumtypus der Shoppingmalls, der als „quasi-öffentlicher Raum“ für die Jugendlichen zugänglich ist, aber von ihnen bestimmte Verhaltensanpassungen erfordert. So werden einerseits Zugang und Nutzungsmöglichkeiten von öffentlichen Räumen für Jugendliche durch Kommerzialisierung und Privatisierung erschwert bzw. eingeschränkt. Andererseits wird die erhöhte Sicherheit in solchen Räumen von den Jugendlichen teilweise auch positiv wahrgenommen und sie sind daher beliebt als Treffpunkte. Sie erfüllen also durchaus Funktionen in der jugendlichen Freizeitgestaltung, ermöglichen jedoch nicht das „Erlernen des Umgangs mit Fremdheit und Unsicherheit, als Teil des Erwerbs urbaner Kompetenz“ (vgl. Neumann 2016: 202), welches kennzeichnend für andere öffentliche Räume ist (vgl. Neumann 2016: Abschn. 9.2).

Ulrich Deinet, Sophie Thomas und David Gilles beschäftigen sich in ihrer Untersuchung ebenfalls mit der Nutzung von Shoppingmalls durch Jugendliche (vgl. Deinet et al. 2018).³⁶ Auch sie stellen fest, dass die Jugendlichen die Sicherheit des privatisierten Raums der Malls schätzen. Sie kennen die Hausordnungen gut und

³⁶ Für die Untersuchung wurden über 380 Jugendliche in drei verschiedenen Malls (Düsseldorf, Leonberg, Oberhausen) befragt und gebeten, beliebte oder unbeliebte Orte in den Malls auf einem Plan zu markieren. Außerdem wurden Expert*inneninterviews mit Fachkräften aus der offenen Kinder- und Jugendarbeit durchgeführt.

passen sich in ihrem Verhalten an, nur selten kommt es zu Konflikten mit dem Sicherheitspersonal. Die Malls werden durchaus auch zum Einkaufen oder zumindest zur Begutachtung von Waren genutzt, aber darüber hinaus bieten sie ihnen auch die Möglichkeit, an einem wettergeschützten Ort (vor allem im Winter) zu chillen. So lange die Jugendlichen sich dabei an die Ortsnormen halten, können sie sich weitgehend unkontrolliert von Erwachsenen treffen und austauschen – im Gegensatz z. B. zu Jugendzentren oder dem eigenen Zuhause, wo meist Aufsichtspersonen anwesend sind.³⁷ Die befragten Jungen verbringen mehr Zeit in den Einkaufszentren und nutzen sie häufiger zum Chillen, die Mädchen kaufen eher ein.

Insgesamt belegen die vorgestellten Studien, wie vielfältig Jugendliche ihre Freizeit gestalten. Sie gehen Aktivitäten aus dem künstlerischen, musikalischen oder sportlichen Bereich nach oder treffen Freund*innen und chillen. Letztere beiden Aktivitäten finden vornehmlich spontan und in informellen Kontexten statt. Der öffentliche Raum der Stadt bietet eine Vielzahl an Orten, die Jugendliche sich für diese Aktivitäten aneignen. Neben öffentlichen Plätzen und Parks sind auch Shoppingmalls beliebte Freizeitorte für Jugendliche. Es zeigen sich jedoch Unterschiede in der Freizeitgestaltung nach Geschlecht und sozialem Status. Jugendliche aus unteren sozialen Schichten gehen in ihrer Freizeit eher spontanen und unstrukturierten Aktivitäten nach. Dies gilt in geringerem Maße auch für Jugendliche mit Migrationshintergrund. Die Freizeit der Jugendlichen aus mittleren und oberen sozialen Schichten ist eher geplant und strukturiert durch regelmäßige Termine. Unterschiede bei den Geschlechtern ergeben sich vor allem bei der Art der Aktivitäten: Jungen sind eher sportlich, sie nutzen häufiger den öffentlichen Raum zum Chillen. Mädchen sind eher kreativ und gesellig, sie gehen im öffentlichen Raum eher konsumorientierten Aktivitäten nach. Diese Erkenntnisse lassen sich in ein Set von Hypothesen übersetzen (s. Tab. 2.1).

³⁷ Schorn (2018) stellt unter Bezug auf eine Befragung von Jugendlichen in Wiener Shoppingmalls die These auf, dass Jugendliche die Einschränkungen durch Hausordnung und Sicherheitspersonal in Einkaufszentren meist gar nicht als Kontrolle wahrnehmen. Dafür nehmen sie dort aber eine geringere soziale Kontrolle durch Erziehungsberechtigte wahr, im Gegensatz zu Jugendzentren auch nicht durch pädagogische Fachkräfte. Durch ihre „leichte Zugänglichkeit und Erreichbarkeit“ sieht sie Shoppingmalls sogar in direkter Konkurrenz zu Einrichtungen der offenen Jugendarbeit (vgl. Schorn 2018: 195).

Tabelle 2.1 Hypothesen zum Freizeitverhalten von Jugendlichen

ID	Hypothesen
H1	Das Freizeitverhalten von Jugendlichen ist bestimmt durch ihr Geschlecht und ihren sozialen Status.
H1.a	Jungen gehen eher sportlichen Aktivitäten nach, Mädchen eher kreativen und geselligen.
H1.b	Jugendliche mit hohem sozialen Status gehen häufiger organisierten Aktivitäten im kreativen und sportlichen Bereich nach als solche mit niedrigerem Status.
H1.c	Besonders die öffentlichen Räume der Innenstädte und der Shopping-Malls sind wichtige Orte für unstrukturierte Freizeitaktivitäten.
H1.d	Jungen sind in öffentlichen Räumen präsenter und nutzen sie eher zum Chillen, Mädchen eher für den Konsum.

2.2.2 Stadtstruktur, Quartier und Mobilität

Anhand von empirischen Befunden konnte ein konkretes Bild vom Freizeitverhalten Jugendlicher gezeichnet werden, welchen Freizeitaktivitäten sie nachgehen und welche Orte sie präferieren. Nun soll im Folgenden eruiert werden, wie sich Aktivitäten und Orte in der Stadt verteilen. Die Bedeutung und die Attraktivität der Stadtzentren wurden oben bereits angerissen. Je nach Wohnlage sind Innenstadt oder andere interessante Bereiche der Stadt vom eigenen Zuhause aus nicht fußläufig erreichbar. Ein bestimmtes räumliches Freizeitverhalten könnte auch das Resultat einer eingeschränkten Mobilität sein. Daher ist es wichtig, einen Blick auf das Mobilitätsverhalten von Jugendlichen zu werfen. Im Mittelpunkt steht die Frage, welche Verkehrsmittel in der Stadt zur Verfügung stehen und ob sie von Jugendlichen genutzt werden, um auch weiter entfernte Ziele anzusteuern.

Andererseits wurde auch bereits auf die Bedeutung der Wohnquartiere für das jugendliche Freizeitverhalten hingewiesen. Ist ein Stadtteil gut ausgestattet mit Infrastruktur und bietet viele attraktive Freizeitorte für Jugendliche, sinkt die Motivation, den Stadtteil für Freizeitaktivitäten zu verlassen. In diesem Zusammenhang zeigt sich eine Studie als relevant, die Unterschiede des Freizeit- und Mobilitätsverhaltens Jugendlicher verschiedener Siedlungstypen belegt.

Jugendliche sind hochmobil

Es gibt drei größere, methodisch versierte Untersuchungen, die sich explizit mit der Mobilität von Jugendlichen in Deutschland und Österreich beschäftigen.³⁸ Die größte Stichprobe und das komplexeste Forschungsdesign weist das zwischen 1998 und 2001 durchgeführte Forschungsprojekt „U.Move“ (Hunecke et al. 2002) auf. Über 4000 Jugendliche zwischen 15 und 26 Jahren in Dortmund, Greifswald, Passau und Potsdam wurden für diese Studie mit einem Fragebogen befragt. Mit einzelnen Vertreter*innen der clusteranalytisch gebildeten Idealtypen wurden anschließend Leitfadenterviews durchgeführt. Parallel wurden die Mobilitätsangebote in den untersuchten Kommunen analysiert und anschließend Praxisprojekte durchgeführt (vgl. Hunecke et al. 2002: Kap. 2).

Ein zentrales Ergebnis der Analysen ist, dass Jugendliche „überdurchschnittlich häufig unterwegs“ (Hunecke et al. 2002: 209) sind und dabei ein multimodales Mobilitätsverhalten zeigen. Nur wenige Jugendliche sind auf ein Verkehrsmittel festgelegt, die meisten nutzen je nach Anlass, Zeitpunkt und Weg ein anderes. Die Wahl des Verkehrsmittels ist dabei weniger bestimmt durch persönliche Einstellungen (z. B. Umweltbewusstsein), sondern eher dadurch, ob ein Auto verfügbar ist und ob die befragte Person eher in einer urbanisierten (Dortmund und Potsdam) oder ländlich geprägten Region (Greifswald und Passau) wohnt und somit auch unterschiedlich gut ausgebaute ÖPNV-Systeme zur Verfügung stehen (vgl. Hunecke et al. 2002: Kap. 8).

Das Folgeprojekt „U.Move 2.0“³⁹ (vgl. Konrad und Groth 2019; Konrad und Wittowsky 2016, 2018) legt einen Fokus auf den Zusammenhang zwischen physischer und virtueller Mobilität. Die Ergebnisse belegen, dass – wie oben bereits diskutiert – virtuelle und physische Welten miteinander verwoben sind und nicht

³⁸ Schönduwe et al. (2012) identifizieren in ihrer Zusammenstellung verschiedener Mobilitätsstudien mehrere allgemeine Trends zur „Mobilität junger Menschen“: Abnehmender Führerscheinbesitz, abnehmende Pkw-Verfügbarkeit und Nutzung, zunehmende Nutzung des ÖPNV und Multimodalität, Rückgang der Unterschiede zwischen den Geschlechtern (v.a. Angleichung bei Pkw-Besitz und -Nutzung).

³⁹ Für diese Studie wurden 2013/2014 180 Jugendliche zwischen 14 und 24 Jahren persönlich und 1273 online befragt. Eine geschichtete Stichprobenziehung erlaubt eine Aufschlüsselung der Ergebnisse nach drei Milieus („Prekariat“, „Bürgerliche Mitte“ und „Kosmopolitisch intellektuell“). Aktuell liegt noch kein umfangreicher Abschlussbericht oder eine ausführliche Analyse der Forschungsergebnisse vor. Bislang wurden nur erste Ergebnisse in der Zeitschrift ILS-Trends des Instituts für Landes- und Stadtentwicklungsforschung, an dem das Forschungsprojekt angesiedelt ist, publiziert (vgl. Konrad und Wittowsky 2016). Weitere Ergebnisse zu spezifischen Fragestellungen wurden als Artikel in Fachzeitschriften publiziert (Konrad und Groth 2019; Konrad und Wittowsky 2018).

in Konkurrenz zueinanderstehen. Es erfolgt teilweise zwar eine Substitution von Wegen durch Online-Nutzungen (z. B. wenn eine Messaging-App statt eines persönlichen Treffens zum Austausch mit Freund*innen genutzt wird). Andererseits werden aber auch neue Wege zurückgelegt, da mehr Informationen über mögliche Aktivitäten verfügbar sind (vgl. Konrad und Wittowsky 2016: 6 f.). Insgesamt erhöht virtuelle Mobilität sogar die Anzahl an Wegen und die zurückgelegten Strecken (vgl. Konrad und Wittowsky 2018: 16).

Darüber hinaus bestätigt sich das Ergebnis der ersten Studie, dass Jugendliche überdurchschnittlich viele Wege im Alltag zurücklegen und dabei auch überdurchschnittlich lange unterwegs sind, allerdings mit deutlichen milieuspezifischen Unterschieden: Jugendliche aus dem prekären Milieu legen deutlich weniger Strecken zurück als solche aus dem kosmopolitisch-intellektuellen und sind dabei häufiger zu Fuß unterwegs. Als Ursache sehen die Autor*innen die geringeren finanziellen Mittel und den eher nahräumlichen Freundeskreis (vgl. Konrad und Wittowsky 2016: 4 f.; Konrad und Wittowsky 2018: 14). Ergänzend zur Vorläufer-Studie kann diese Untersuchung zeigen, dass Jugendliche durchaus ihre persönlichen Einstellungen in Bezug auf Mobilität umsetzen, diese aber abhängig ist von weiteren Faktoren: Jugendliche, die in Großstädten wohnen und mehr finanzielle Mittel zur Verfügung haben, sind eher in der Lage ihre Präferenzen auch praktisch umzusetzen. Jugendliche, die zur Schule gehen und noch bei ihren Eltern wohnen, nutzen unabhängig von der Einstellung eher den ÖPNV und das Fahrrad (vgl. Konrad und Groth 2019: 13).

Die Studie „UNTERWEGS“⁴⁰ (Stark et al. 2018; Stark und Hössinger 2015) bestätigt die Ergebnisse der Studie „U.Move 2.0“, dass Jugendliche durchaus ihre Einstellungen zu Verkehrsmitteln auch umsetzen – allerdings nur auf Schulwegen. Bei Nicht-Schulwegen sind vor allem äußere Vorgaben (z. B. durch die Eltern) bestimmend und als Resultat wird am häufigsten das Auto genutzt. Ob der ÖPNV genutzt wird, hängt vorrangig von seiner Qualität bzw. Geschwindigkeit im Vergleich zum motorisierten Individualverkehr ab. Allerdings sinkt dadurch nicht die Pkw-Nutzung, sondern die Nutzung anderer Verkehrsmittel (Fahrrad, zu Fuß). Pkw werden vor allem für längere Strecken genutzt. Beachtet werden muss dabei allerdings das eher junge Alter der Befragten und der Fakt, dass primär die langen Freizeitwege in Begleitung der Eltern zurückgelegt werden, was – wie die Autor*innen herausstreichen – auch eine Ursache für die hohe Pkw-Nutzung ist (vgl. Stark und Hössinger 2015: 194 f.; Stark et al. 2018: 62).

⁴⁰ Im Rahmen dieses Forschungsprojektes wurden im Jahr 2013 171 Schüler*innen zwischen 12 und 14 Jahren an vier Schulen in unterschiedlich urbanen Gebieten in Deutschland und Österreich befragt.

Den empirischen Befunden zufolge sind Jugendliche eine sehr mobile Altersgruppe mit häufig multimodalem Verkehrsverhalten, die im Alltag viele und weite Wege zurücklegt. Unterschiede ergeben sich nach sozialem Herkunftsmilieu: Jugendliche aus Milieus mit geringeren finanziellen Mitteln legen weniger und kürzere Wege zurück. Verfügbarkeit und Qualität der Verkehrsmittel sind ausschlaggebend für ihre Nutzung; das gilt im Besonderen für den ÖPNV. Eine Studie zur Mobilität der Gesamtbevölkerung (Befragte ab 16 Jahren) belegt auch die Relevanz des Wohnquartiers für das Mobilitätsverhalten. Es wird vor allem dann auf weite Wege verzichtet und der eigene Stadtteil genutzt, wenn das infrastrukturelle Angebot dort gut ist (vgl. Beckmann et al. 2006: Kap. 10).

Unterschiedlich attraktive Quartierstypen

Hinweise auf die allgemeine Relevanz von unterschiedlichen Quartierstypen für das Freizeit- und Mobilitätsverhalten gibt jedoch ein Forschungsprojekt des Instituts für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS). Für die Studie „Kids im Quartier“ (Freudenau et al. 2004) wurden in drei Städten (Herten, Velbert, Kassel) in jeweils drei baulich unterschiedlichen Quartieren (Einfamilienhaussiedlungen, innenstadtnahe Mischgebiete, Zeilenbausiedlungen) schriftliche Elternbefragungen, Interviews mit Kindern und Jugendlichen sowie Ortsbegehungen durchgeführt (vgl. Freudenau et al. 2004: Kap. 3). In den Gebieten mit Einfamilienhäusern werden die Jugendlichen vorwiegend von ihren Eltern mit dem Auto gefahren, um ihre Freizeitermine zu erreichen. In den Misch- und Zeilenbaugebieten wird vor allem der ÖPNV genutzt und in geringerem Umfang werden die Strecken auch zu Fuß zurückgelegt. Das Fahrrad ist für Jugendliche aus allen drei Siedlungsformen ein eher selten genutztes Verkehrsmittel (vgl. Freudenau et al. 2004: Abschn. 4.3).

Jugendliche in den Misch- und Zeilenbaugebieten nutzen häufiger den öffentlichen Raum (Straßen, Plätze, Parks, Einkaufszentren) als die Gleichaltrigen in den Einfamilienhausgebieten. Interessant ist auch die Abnahme der Nutzung öffentlicher Räume mit dem Alter bei Letzteren; als Kinder nutzen sie diesen noch deutlicher häufiger. Auch „spezialisierte Räume“ (Schulhof, Sportplatz, Jugendzentrum) werden seltener von den Jugendlichen in den Einfamilienhäusern im Vergleich zu denen aus den anderen beiden Gebieten besucht (vgl. Freudenau et al. 2004: Abschn. 4.4).

Gründe für diese Unterschiede zwischen den drei Siedlungsformen werden von den Autor*innen empirisch nicht weiter geprüft. Aus den Beschreibungen der untersuchten Gebiete lassen sich aber einige begründete Annahmen ableiten. Die Einfamilienhausgebieten befinden sich eher in einer peripheren Lage, haben eine im Vergleich mit den anderen Gebieten schlechtere ÖPNV-Anbindung und sind gekenn-

zeichnet durch einen größeren Anteil an privaten Freiräumen. Andererseits bieten innenstadtnahe Mischquartiere und Zeilenbausiedlungen für Jugendliche attraktivere öffentliche Räume. Außerdem kann angenommen werden, dass der soziale Status der Haushalte in den Einfamilienhaussiedlungen im Durchschnitt höher ist als in den anderen beiden Siedlungstypen.⁴¹ Die unterschiedliche Verkehrsmittelwahl (ÖPNV oder Auto) liegt wahrscheinlich in der unterschiedlichen Lage und der unterschiedlich guten ÖPNV-Anbindung begründet. Auch können sich Familien mit Einfamilienhaus auch eher ein Auto leisten. Die vorhandenen privaten Freiräume machen eine starke Nutzung der öffentlichen Räume weniger notwendig. Die Befunde der Studie sind ein Indiz für den Einfluss des Siedlungstyps auf Freizeit- und Mobilitätsverhalten sowie die Raumnutzung von Jugendlichen. Allerdings lässt sich dieser Effekt nicht von dem Einfluss des sozialen Status und der Lage des Quartiers trennen. Beide Faktoren wurden in der Studie nicht erhoben bzw. kontrollierend in die Analyse einbezogen.

Aus dem Bereich der quartiersbezogenen Gesundheitsforschung gibt es eine Fülle an internationalen Studien, welche den Zusammenhang zwischen Bau- und Infrastruktur auf der einen und Bewegung und körperlicher Betätigung von Jugendlichen auf der anderen untersuchen. Systematische Literaturlauswertungen zu dieser Forschungsfrage zeigen, dass öffentliche Räume mit Sport- und Abenteuerspielplätzen bei Jugendlichen beliebt sind und von ihnen häufiger genutzt werden als Räume, die aufgrund ihrer Ausstattung weniger attraktiv sind (vgl. Smith et al. 2017; Van Hecke et al. 2018). Die Studien aus diesem Bereich sind überwiegend ortsbezogen, untersuchen also die Nutzung bestimmter Orte oder einer bestimmten Kategorie von Orten. Sie liefern keine Erkenntnisse dazu, wie sich Jugendliche verhalten, denen keine attraktiven öffentlichen Räume in der Nachbarschaft zur Verfügung stehen. So bleibt die Frage offen, ob diese Jugendlichen öffentlichen Räumen weniger nutzen oder ob sie bereit sind weitere Strecken zurückzulegen, um attraktive Orte zu erreichen.

Neben der Bau- und Infrastruktur des Quartiers und seiner Lage im Stadtgefüge, ist auch relevant für das räumliche Verhalten von Jugendlichen, ob ihre Schule im Wohnquartier liegt oder weiter entfernt. Das zeigt eine weitere Studie der Wüstenrot

⁴¹ Die Jugendlichen in den Einfamilienhaussiedlungen haben deutlich häufiger regelmäßige Freizeittermine als Jugendliche aus den anderen Gebieten. Folgt man den Ergebnissen der oben vorgestellten Jugendstudien, dass die Freizeit von Jugendlichen mit höherem sozialen Status stärker durch regelmäßige, organisierte Aktivität strukturiert ist, erscheint die Verknüpfung zwischen Siedlungstyp und sozialem Status evident. Leider werden die Ergebnisse in der Studie weder nach sozialem Status noch nach Geschlecht oder anderen sozialstrukturellen Merkmalen (mit Ausnahme des Alter) differenziert.

Stiftung mit dem Titel „Stadtsurfer, Quartierfans & Co“ (von Seggern et al. 2009).⁴² Schüler*innen, die weiter entfernt von der Schule wohnen und aufgrund dessen auch ein kostenloses Schülerticket erhalten, gehen eher Aktivitäten außerhalb ihres eigenen Wohnquartiers nach – häufig im Schulquartier. „Der Fernbezug zur Schule zieht also weitere Fernbezüge nach sich“ (von Seggern et al. 2009: 130).

Die vorangegangenen empirischen Befunde belegen, dass neben individuellen Merkmalen, wie sozialer Status, Geschlecht und Freizeitstilen auch stadtstrukturelle Faktoren prägend sind für das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen. Hier ist zum Beispiel das Mobilitätsangebot zu nennen. Kurze Wege im Wohnumfeld können zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt werden. Die städtischen ÖPNV-Netz bieten Jugendlichen die Möglichkeit, auch Bereiche jenseits des eigenen Wohnquartiers selbstständig zu erreichen. Entscheidend für die Nutzung des ÖPNV ist aber seine Qualität und Verfügbarkeit, nicht alle Quartiere sind gleich gut ans Netz angeschlossen. Das gute Mobilitätsangebot spiegelt sich in der durch die Studien belegten hohen Mobilität der Jugendlichen wider. Allerdings sind Jugendliche mit niedrigerem sozialem Status weniger mobil.

Neben der verkehrlichen Anbindung sind Bau- und Infrastruktur eines Quartiers weitere Faktoren. Jugendliche nutzen den öffentlichen Raum in Quartieren unterschiedlicher Siedlungstypen unterschiedlich intensiv. Dies ist ein Hinweis darauf, dass die unterschiedliche bauliche Struktur dieser Quartiere und das unterschiedliche Angebot an für Jugendliche in der Freizeit nutzbaren Orten nach Quartierstypen variiert. Hinzu kommen unterschiedliche Lagen von Quartieren bzw. der konkreten Wohnorte der Jugendlichen. Relevant ist vor allem die Entfernung zum Stadtzentrum, da die Innenstadt ein für viele Jugendliche attraktiver Stadtbereich ist und Motivation den eigenen Stadtteil zu verlassen. Eine weiter vom Zentrum entfernte Wohnlage führt möglicherweise dazu, dass die Innenstadt entweder nicht genutzt wird oder weite Wege für ihre Nutzung zurückgelegt werden müssen. Auch eine weiter entfernte Schule kann dazu führen, dass der eigene Stadtteil auch in der Freizeit verlassen wird und Aktivitäten im Schulstadtteil stattfinden. Auf Grundlage dieser empirischen Erkenntnisse lässt sich ein zweites Hypothesenset formulieren (s. Tab. 2.2)

⁴² Fokus des Forschungsprojektes sind die subjektiven Stadtkonstruktionen von Schüler*innen an einer Hannoveraner Gesamtschule. Auf Grundlage einer Reihe raumbezogener Methoden wurden fünf Typen von Jugendlichen herausgearbeitet, die sich hinsichtlich ihrer Stadtkonstruktion unterscheiden („häusliche Quartierfans“, „pragmatische Quartierflitzer“, „spontane Stadtsurfer“, „mobile Stadtfahrer“ und „kommunikative Stadthopper“) (vgl. von Seggern et al. 2009: Kap. 2). Die Typen unterscheiden sich vor allem darin, ob überwiegend das Quartier oder eher andere Teile der Stadt genutzt werden und wie entsprechend unterschiedlich die Aktivitätsradien sind sowie welche Mobilitätsmittel zum Erreichen der Orte verwendet werden (vgl. von Seggern et al. 2009: Kap. 3).

Tabelle 2.2 Hypothesen zur Bedeutung von Stadtstruktur und Mobilität

ID	Hypothesen
H2	Stadt- und Infrastruktur Berlins prägen das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen.
H2.a	Das Mobilitätsverhalten ist bestimmt durch Verfügbarkeit und Qualität der Mobilitätsmittel und den sozialen Status.
H2.b	Die räumliche Ausrichtung der jugendlichen Freizeitaktivitäten ist geprägt durch Schul- und Wohnstandorte sowie das Stadtzentrum.

2.2.3 Quartiere, Aktivitätsräume und Freundeskreise

Die bisher vorgestellten Forschungsarbeiten haben jeweils nur einzelne Aspekte des räumlichen Freizeitverhaltens von Jugendlichen untersucht. Aktivitäten, Orte, Mobilität, Quartiere und Stadtstruktur – der Fokus liegt immer auf einem dieser Themen. Entsprechend groß ist die empirische Tiefe bei der Untersuchung dieser einzelnen Bereiche. Aus der Nachbarschaftseffekt- und Aktionsraumforschung gibt es eine Reihe von Studien, die den Einfluss dieser Themen auf das räumliche Verhalten von Personen systematisch vergleichen. Dabei zeigt sich, dass neben den genannten Faktoren auch die soziale Zusammensetzung eines Quartiers und die räumliche Ausrichtung der sozialen Kontakte relevant sind. In der Zusammenchau aller bisher rezipierten empirischen Befunde lassen sich die verschiedenen Einflussfaktoren auf jugendliche Aktivitätsräume dann systematisieren.

Räumliche Ausrichtung der sozialen Kontakte

In der Nachbarschaftseffektforschung gibt es unzählige Studien zum Einfluss der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers auf das Verhalten der Bewohner*innen. Dies ist der Hauptfokus dieses Forschungsfeldes. Nur wenige untersuchen dabei auch die Ausrichtung der Aktivitäten und sozialen Kontakte der untersuchten Personen. Zwei Studien aus dem deutschen Forschungskontext, die diesen beiden Zusammenhänge in ihrem Forschungsdesign einbeziehen, sollen im Folgenden rekapituliert werden.

Für die Studie „Leben in benachteiligten Wohngebieten“ von Jürgen Friedrichs und Jörg Blasius (Friedrichs und Blasius 2000) wurden 1996 und 1997 in vier Kölner Quartieren mit einem hohen Anteil an armer Bevölkerung über 700 Personen mithilfe eines standardisierten Fragebogens persönlich befragt, auch Zeitbudgets kamen zum Einsatz. Alle vier Gebiete sind im Vergleich zum städtischen Durchschnitt als eher benachteiligte Quartier zu bezeichnen, allerdings in unterschiedlichem Ausmaß. Entlang der ordinalen Einteilung der vier Gebiete nach

dem Ausmaß der Armut wurden dann die Analysen durchgeführt. Mit Blick auf die Fragestellung dieser Arbeit zentrale Erkenntnisse der Untersuchung sind, dass die Bewohner*innen von ärmeren Quartieren überdurchschnittlich viel Zeit im eigenen Quartier verbringen. Dies gilt zugleich aber auch für ärmere Personen.⁴³ Hier scheint es also sowohl einen Quartiers- wie Individualeffekt zu geben. Gleiches gilt für die Netzwerke, welche kleiner sind in den ärmeren Quartieren, aber zugleich auch von der Schulbildung und dem Alter der Personen abhängen. Zudem sind die Netzwerke der befragten türkischen Personen im Vergleich zu denen der deutschen kleiner.

Keine eindeutige Aussage kann darüber getroffen werden, ob die Netzwerke ärmerer Personen und Bewohner*innen ärmerer Nachbarschaften auch eher auf das eigene Quartier bezogen sind (vgl. Friedrichs und Blasius 2000: Abschn. 10.3). Erstaunlich ist, dass mit Blick auf das am stärksten benachteiligte Quartier (Kölnberg) neben dem Einfluss der sozialen Zusammensetzung der Bewohnerschaft nicht auch die Lage als mögliche Effektursache diskutiert wird. Im Unterschied zu den drei anderen untersuchten Gebieten (Bilderstöckchen, Kalk-Süd und Kalk-Nord), die alle mehr oder weniger innenstadtnah, gut an das ÖPNV-Netz angeschlossen und unmittelbar mit den Nachbarstadtteilen verknüpft sind, ist Kölnberg eine Großwohnsiedlung im ansonsten von Einfamilienhäusern und Agrarflächen geprägten Stadtteil Meschenich. Dieser liegt am Stadtrand, ist umgeben von Feldern und nur per Bus mit dem Rest der Stadt verbunden.

Die Analysen zeigen darüber hinaus, dass eine höhere Exposition dem (eigenen) benachteiligten Quartier gegenüber und ein höherer Anteil an Kontakten im Quartier nicht zu einer höheren Toleranz gegenüber abweichendem Verhalten führt. Hingegen erhöht ein kleines soziales Netzwerk (weniger Kontakte), das Wohnen in den beiden benachteiligteren Quartieren und das Kapitalvolumen (kulturelles und ökonomisches Kapital) die Wahrscheinlichkeit, abweichendes Verhalten zu akzeptieren. Es sind also Individual-, Quartiers- und Netzwerkeffekte zu beobachten. (vgl. Friedrichs und Blasius 2003)

Diese drei Effekte werden mit Bezug zu Jugenddelinquenz auch in einer Studie von Dietrich Oberwittler, für die 1999 ca. 5300 Schüler*innen an 61 Schulen in

⁴³ Sonja Preissing (2018) weist in ihrer Untersuchung zur Rauman eignung und Stadtnutzung von marginalisierten Jugendlichen aus randstädtischen Großsiedlungen darauf hin, dass für sie ihr Stadtteil ein Schutzraum vor klassistischer und rassistischer Diskriminierung darstellt (vgl. auch Kronauer und Vogel 2004: 254). Dies kann als ein Grund für die verstärkte Quartiersbezogenheit der Aktivitäten von Jugendlichen aus benachteiligten Nachbarschaften angenommen werden. Zugleich steuern die von Preissing untersuchten Jugendlichen in ihrer Freizeit aber auch die Innenstadt an und schätzen die dortige Anonymität (vgl. Preissing 2018: 292).

Freiburg und Köln befragt wurden, untersucht (Oberwittler et al. 2001; Oberwittler 2004). Er kann nachweisen, dass die sozialstrukturelle Zusammensetzung des Stadtteils⁴⁴ einen Effekt auf das delinquente Verhalten insbesondere jener Jugendlichen hat, deren Freundeskreise überwiegend auf den Stadtteil ausgerichtet sind. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass der Kontext einer Nachbarschaft nicht auf alle Bewohner*innen gleichermaßen wirkt. Oberwittler vermutet, dass die „Ausrichtung des Freundesnetzwerkes“ (Oberwittler 2004: 155) der entscheidende vermittelnde Faktor für Quartierseffekte ist: Denn wer weniger Freund*innen im eigenen Wohnquartier hat, verbringt auch weniger Freizeit dort und ist somit dem Kontext des Quartiers weniger ausgesetzt.

Die räumliche Ausrichtung des Freundeskreises wird geprägt durch die Wohndauer im Stadtteil, die Entfernung zur Schule, Schulform, Bildungs- und Berufsstatus der Eltern, Geschlecht und Freizeitstil.⁴⁵ Jugendliche, die bereits länger im Stadtviertel und näher zur Schule wohnen, Hauptschüler*innen aus Elternhäusern mit geringem Bildungs- und Berufsstatus, Jungen mit „Action“-orientierten Freizeitstil⁴⁶ (Oberwittler 2004: 158) haben eher überwiegend Freund*innen im eigenen Wohnviertel. Keinen Einfluss haben hingegen Alter, ethnische Herkunft oder Arbeitslosigkeit bzw. Sozialhilfebezug der Eltern. Oberwittler fasst dies wie folgt zusammen:

„Der idealtypische Jugendliche, dessen Freundeskreis eher auf das eigene Stadtviertel bezogen ist, ist demnach männlich, Hauptschüler, bevorzugt ‚Action‘-orientierte Freizeitbeschäftigung, wohnt relativ nah zur Schule und ist in den letzten Jahren nicht über die Stadtviertelgrenzen hinaus umgezogen.“ (Oberwittler 2004: 158)

Aktionsraumforschung

Die Forschung zu Aktivitätsräumen verbindet verschiedene Aspekte der vorangegangenen Themenbereiche. Sie befasst sich mit alltäglichen Aktivitäten, Raumnutzung, Quartier und Mobilität in einem kombinierten Konzept. Studien zu

⁴⁴ Oberwittler benutzt die Begriffe Stadtteil und Stadtviertel synonym. Tatsächlich beziehen sich seine Daten und Analysen auf die Ebene der administrativen Stadtteile der beiden untersuchten Städte und nicht auf eine kleinräumigere Ebene, die meist als Quartier oder Viertel bezeichnet wird.

⁴⁵ Die Ergebnisse zu den Freizeitstilen der befragten Jugendlichen bestätigen im Allgemeinen die bereits oben durch andere Studien belegten Unterschiede nach Geschlecht und sozialer Schicht bzw. Schulart. Darüber hinaus zeigt sich, dass ein „Action“-orientierten Freizeitstil⁴⁶ häufig mit delinquentem Verhalten in Verbindung steht (vgl. Oberwittler et al. 2001: Kap. 4).

⁴⁶ Eine durchgeführte Faktorenanalyse ordnet dem Freizeitstil „Unterhaltung/Action“ Aktivitäten, wie „ins Jugendzentrum gehen“, „herumfahren“ und „sich mit Freund*innen auf der Straße treffen“ zu (vgl. Oberwittler et al. 2001: 61).

allgemeinen Trends in den Aktivitätsraummustern der deutschen Bevölkerung zeigen, dass es seit den 1970er Jahren insgesamt eine Zunahme an Distanzen gibt, die Personen im Rahmen ihrer alltäglichen Aktivitäten zurücklegen. Diese Zunahme fällt in großen Städten jedoch geringer aus als auf dem Land (vgl. Scheiner et al. 2011). Doch nicht nur die räumliche Ausdehnung der Aktivitätsräume hat sich vergrößert, sondern auch die Bandbreite an Aktivitäten im Freizeitverhalten – nicht zuletzt auch durch ein immer ausdifferenzierteres Sportangebot, durch immer neue Trendsportarten. Entsprechend gibt es auch eine hohe Variabilität im Freizeitverhalten der einzelnen Personen. Einerseits sind wiederkehrende Aktivitäten und Orte bestimmend für die Aktivitätsräume und das Freizeitverhalten, andererseits werden aber immer wieder neue Orte aufgesucht. Immer weniger Freizeitaktivitäten finden dabei in Fußläufigkeit des eigenen Zuhauses statt, dies trifft jedoch nach wie vor auf etwa ein Viertel der Aktivitäten zu. Insgesamt hat die Relevanz des Freizeitverhaltens im Alltag zugenommen und dieses ist bestimmt durch soziale Kontakte, die gepflegt werden (vgl. Schlich et al. 2004).

Ältere Studien konstatieren zumindest teilweise Divergenzen in Größe und Ausprägung der Aktivitätsräume zwischen Personen mit unterschiedlichen sozialstrukturellen Merkmalen. So stellen Dangschat et al. (1982)⁴⁷ fest, dass z. B. Personen mit höherem sozialen Status zum „Ausgehen“ weitere Strecken zurücklegen (vgl. Dangschat et al. 1982: 183 f.). Schüler*innen gehen neben Azubis und Berufstätigen mit Pkw den meisten außerhäuslichen Aktivitäten nach und überwinden dabei die größten Distanzen (vgl. Dangschat et al. 1982: 291 f.). Wie bei den Mobilitätsstudien zeigt sich auch hier ein Einfluss von Verkehrsinfrastruktur: Eine gute ÖPNV-Anbindung führt zu häufigeren Besuchen des Stadtzentrums (vgl. Dangschat et al. 1982: 296). Neuere Untersuchungen zeigen, dass es seit den 1970er Jahren zu einer Angleichung von Weghäufigkeiten und -distanzen zwischen Männern und Frauen gekommen ist, wenn auch Männer nach wie vor für alle Aktivitätstypen weitere Distanzen zurücklegen (vgl. Scheiner et al. 2011). Schönfelder und Axhausen (2003) stellen zwar leichte Unterschiede in den Aktivitätsraumgrößen nach Geschlecht, Alter oder sozialem Status in ihren Daten fest, diese erweisen sich aber als nicht signifikant.

⁴⁷ Für die Studie wurde eine mündliche Befragung in der Region Hamburg durchgeführt. Ihr komplexes Gesamtmodell zu Aktionsräumen können die Autoren mit multiplen Regressionen und Pfadanalysen nicht bestätigen. Die meisten Hypothesen werden nicht bestätigt und statistisch signifikante Zusammenhänge gibt es nur auf bivariater Ebene. Die Autoren vermuten als Ursache die zu große Komplexität des Modells bzw. die zu große Anzahl an gleichzeitig einbezogenen Variablen und die falsche Auswahl an Variablen (vgl. Dangschat et al. 1982: 302 ff.).

Durch die Verfügbarkeit neuer, großer Datensätze mit umfassenden Daten zu den Alltagsroutinen von Individuen⁴⁸ gibt es in den USA eine Reihe neuerer Forschungen zu Aktivitätsräumen, die sich teilweise mit den Ergebnissen der deutschen Studien decken. So stellen Chen und Akar (2016) fest, dass die Aktivitätsräume von Frauen und jungen Personen zwar kleiner sind, aber es keine signifikanten Unterschiede gibt, wenn nur die nicht-arbeitsbezogenen Aktivitäten betrachtet werden. Deutlich wird jedoch auch, dass Personen mit geringerem Einkommen kleinere Aktivitätsräume haben. Die Quartiersstruktur hat ebenfalls einen Einfluss: Personen, die in gemischten, urbanen, innerstädtischen Gebieten wohnen, haben ebenfalls kleinere Aktivitätsräume (vgl. Chen und Akar 2016; Chen et al. 2017).⁴⁹ Insgesamt sind sozialstrukturelle auf individuelle Merkmale einflussreicher als Gebietsmerkmale (vgl. Chen et al. 2017).

Auf der Ebene der individuellen Merkmale wird der Einfluss des sozialen Status von mehreren Studien belegt. Personen mit einem höheren Status haben im Schnitt einen weiteren Bewegungsradius im Alltag, jene mit einem niedrigeren Status sind eher auf ihre Nachbarschaft fokussiert. Das dies auch für Altersgruppe der Jugendlichen gilt, hat bereits die Mobilitätsstudie „U.Move 2.0“ gezeigt (vgl. Konrad und Wittowsky 2016). Die Unterschiede nach Geschlecht sind hingegen weniger eindeutig. Die Ergebnisse der allgemeinen Aktivitätsraumstudien deuten an, dass Frauen etwas kleinere Bewegungsradien im Alltag haben. Dass dies auch für Mädchen gilt, belegt, wie oben bereits erwähnt, eine Studie der Wüstenrot Stiftung (von Seggern et al. 2009). Die geschlechtlichen Unterschiede sind jedoch nicht sehr markant und die Entwicklung des räumlichen Verhaltens der beiden Geschlechter deutet auf eine weitere Angleichung hin.

Die Aktivitätsraumstudien bestätigen die bereits formulierte Annahme, dass das Wohnquartier ebenfalls einen Einfluss auf das räumliche Verhalten von Personen hat – wenn auch einen etwas geringeren als die individuellen Faktoren. Eine gute Infrastruktur im Quartier und eine zentrale Lage innerhalb der Stadt führen zu kleineren Aktivitätsräumen. Die Studien aus der Nachbarschaftseffektforschung belegen

⁴⁸ Ein Beispiel für einen solchen Datensatz bietet „The Los Angeles Family and Neighborhood Survey (L.A.FANS)“ (<https://lasurvey.rand.org/>, abgerufen am 08.01.2024). Eine Längsschnittstudie, für die über 3000 repräsentativ ausgewählte Haushalte in Los Angeles County befragt wurden (erste Welle 2002, zweite Welle 2008). Ziel war es, Daten für Mehrebenenanalysen zu Themen wie Entwicklung von Kindern und Wohnmobilität zu erheben. Die Daten werden unter anderem von Krivo et al. (2013) für ihre Auswertungen genutzt.

⁴⁹ Eine weitere Studie von Chen und Akar (2017) analysiert die Erreichbarkeit von Infrastruktur und Arbeitsplätzen innerhalb von Aktivitätsräumen. Sie kommen zu dem Schluss, dass allgemein betrachtet Personen mit geringerem Einkommen nicht durch eine schlechtere Erreichbarkeit benachteiligt sind, weil sie innerhalb ihrer Aktivitätsräume Zugang zu ähnlich vielen Gelegenheiten haben wie Personen mit mittlerem und hohem Einkommen.

darüber hinaus auch die Relevanz des Quartierstatus: Die Aktivitäten von Bewohner*innen marginalisierter Quartiere sind eher aufs eigene Quartier bezogen.

Eine besondere Rolle für das räumliche Freizeitverhalten spielt diese räumliche Ausrichtung des Freundeskreises – das zeigen die empirischen Untersuchungen ebenfalls. Wohnen die Freund*innen überwiegend im eigenen Stadtteil, sind auch die Freizeitaktivitäten auf diesen ausgerichtet. Umgekehrt können soziale Kontakte in andere Stadtteile dazu führen, dass auch Aktivitäten dort stattfinden. Die räumliche Ausrichtung des Freundeskreises ist also ein bestimmender Faktor für die Aktivitätsräume von Jugendlichen. Zugleich wird die Ausrichtung der Freundeskreise durch dieselben Faktoren wie die Aktivitätsräume geprägt. Jugendliche deren Schule im eigenen Stadtteil liegt, die aus Familien mit niedrigem sozialem Status stammen und die eine Hauptschule besuchen, haben eher auf den eigenen Stadtteil ausgerichtete Freundeskreise. Das Gleiche gilt für Jungen im Vergleich zu Mädchen. Hier verkehrt sich der Einfluss des Geschlechts: Bei den Aktivitäten haben die Mädchen eher kleinere Radien. Als weiterer Einfluss kommt noch die Wohndauer im Quartier hinzu: Eine lange Wohndauer in einem Quartier führt auch zur zunehmenden Konzentration der sozialen Kontakte auf das Wohnquartier. Für den Einfluss verschiedener Faktoren auf die räumliche Ausrichtung der Freizeitaktivitäten lässt sich ein weiteres Set von Hypothesen formulieren (s. Tab. 2.3).

Tabelle 2.3 Hypothesen zu Aktivitätsräumen von Jugendlichen

ID	Hypothesen
H3	Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher sind geprägt durch individuelle sozialstrukturelle Merkmale, durch wohnortbezogene Merkmale und durch die Distanzen zu wichtigen Alltagsorten.
H3.a	Größe und Ausrichtung von Aktivitätsräumen und Freundeskreisen sind eng miteinander verknüpft.
H3.b	Folgende Merkmale führen zu kleineren und eher aufs eigene Wohnquartier ausgerichteten Aktivitätsräumen: niedriger sozialer Status ein eher unorganisierter Freizeitstil Wohnort in einem marginalisierten Quartier Wohnort in einem zentralen Quartier lange Wohndauer im Quartier geringe Distanz zum Schulort geringe Distanz zu Wohnorten der Freund*innen

2.2.4 Segregation von Alltagsräumen

Eine Reihe von individuellen wie stadt- und quartiersbezogenen Merkmale erweisen sich also als bestimmend für die Ausprägung von Aktivitätsräumen. Besonders gut belegt ist der Einfluss des sozialen Status. Daneben gibt es auch Belege für die Relevanz des Status der Wohnquartiere, also die soziale Zusammensetzung der Bewohnerschaft und die damit einhergehende Kategorisierung als mehr oder weniger bzw. gar nicht marginalisiert. Wobei es zwischen dem sozialen Status und dem Quartierstatus in vielen Städten einen starken Zusammenhang gibt. Personen mit niedrigem sozialem Status wohnen häufiger in benachteiligten Quartieren als Personen mit mittlerem oder hohem Status. Die Folge ist eine residentielle soziale Segregation in vielen Städten (vgl. Alisch 2018; Farwick 2012; Helbig und Jähnen 2018).

Es gibt also einen deutlichen Zusammenhang zwischen sozialem Status und Quartierstatus sowie zugleich einen Zusammenhang zwischen sozialem Status bzw. Quartierstatus und Aktivitätsräumen. Daher stellt sich die Frage, ob sich die residentielle Segregation auch in einer aktivitätsräumlichen Segregation fortsetzt. Dieser Frage widmen sich zwei Studien, welche die konkreten sozialräumlichen Kontexte, in denen die alltäglichen Aktivitäten stattfinden, untersuchen. Auch eine umfassende Studie zu den Aktivitätsräumen von Jugendlichen gibt darüber Auskunft.

Jones und Pebley (2014) können in ihren Analysen zeigen, dass die Räume der täglichen Aktivitäten in ihrer sozialen Zusammensetzung zwar heterogener sind als die Wohnquartiere der untersuchten Personen. Insgesamt zeigt sich aber ein deutlicher Zusammenhang zwischen den individuellen sozialstrukturellen Merkmalen, der sozialen Zusammensetzung der Wohnquartiere und den Aktivitätsräumen. Die Segregation nach ethnischen und sozialen Gruppenzugehörigkeiten erstreckt sich also über das Wohnquartier hinaus und betrifft auch die alltäglichen Aktivitäten und Kontexte. Zu dem gleichen Ergebnis kommen Krivo et al. (2013) in ihren Auswertungen und unterstreichen, dass der Zusammenhang zwischen den sozialräumlichen Kontexten des Wohnquartiers und der täglichen Aktivitäten für alle untersuchten sozialen und ethnischen Gruppen gilt: Personen aus marginalisierten Wohnquartieren verbringen mehr Aktivitäten in marginalisierten Quartieren und Personen aus privilegierten Quartieren verbringen mehr Aktivitäten in privilegierten Quartieren. Diese Zusammenhänge schwächen sich aber ab, desto größer die Distanzen sind, die im Alltag zurückgelegt werden. Größere Aktivitätsräume erhöhen also auch ihre sozialräumliche Heterogenität. Insgesamt belegen diese Studien, dass es neben einer residentiellen auch eine aktivitätsräumliche Segregation gibt und beide Segregationsformen zusammenhängen. Nicht nur die Wohnorte von Bevölkerungsgruppen

sind ungleich verteilt und konzentriert auf bestimmte Stadtgebiet, sondern auch ihre alltäglichen Aktivitäten.⁵⁰

Eine Untersuchung, die sich explizit mit Aktivitätsräumen von Jugendlichen beschäftigt, hat Jörg Plöger (2012) für das Ruhrgebiet vorgelegt. Mehr als 500 Jugendliche im 9. und 10. Jahrgang (14–18 Jahre alt) an neun verschiedenen Schulen nahmen an der Studie teil. Neben einer quantitativen Befragung und Gruppendiskussionen kamen dabei auch drei Methoden zur Erfassung des sozialräumlichen Verhaltens der Jugendlichen zum Einsatz: Nadelmethode, Erhebung von Zeitbudgets und *mental mapping*.⁵¹ Die Ergebnisse weisen in eine ähnliche Richtung wie die Aktivitätsraumstudien zur Gesamtbevölkerung und die Forschungen zu Freizeit- und Mobilitätsverhalten von Jugendlichen. Die Unterschiede in der Ausdehnung der Aktivitätsräume zwischen den Geschlechtern ist nur gering, aber hinsichtlich der konkreten Freizeitaktivitäten und -orte ergeben sich erhebliche Differenzen. So sind Mädchen in ihrer Freizeit deutlich familienorientierter, auch weil sie mehr in familiäre Verpflichtungen eingebunden sind als Jungen, und verbringen ihre Freizeit häufiger gesellig beim Treffen mit Freund*innen als mit Sport. Es ergeben sich auch eher wenig Differenzen zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund.⁵²

Die markantesten Unterschiede zeigen sich zwischen den verschiedenen Statusgruppen. Die Freizeitaktivitäten der Jugendlichen mit hohem sozialen Status sind sehr viel stärker strukturiert als die jener mit mittlerem und niedrigem Status und sie verbringen zudem ihre Freizeit kaum „im Freien“. Den geringsten Anteil an strukturierten und insgesamt am wenigsten Freizeitaktivitäten haben die Jugendlichen mit

⁵⁰ Ausführliche methodische Überlegungen zur Messung der Segregation von Aktivitätsräumen und einer Übernahme der Indizes für residentielle Segregation finden sich bei Palmer (2013) sowie Wong und Shaw (2011). Weitere internationale Studien belegen die Segregation von Aktivitätsräumen verschiedener sozialer Statusgruppen oder ethnischer Gruppen, z. B. für Hong Kong (vgl. Wang und Li 2016), Peking (vgl. Wang et al. 2012) und Tallinn (vgl. Järv et al. 2015).

⁵¹ Diese sozialräumlichen Methoden werden vor allem in der Sozialen Arbeit genutzt (vgl. z. B. Deinet 2010; Krisch 2009). Die Nadelmethode kam in modifizierter Form auch für die Datenerhebung dieser Forschung zum Einsatz und wird in Abschnitt 4.2.3 eingehender beschrieben.

⁵² Es ist zu beachten, dass die der Studie zugrundeliegende Stichprobe keine Zufallsstichprobe und daher nicht repräsentativ ist. Hinsichtlich des Migrationshintergrundes stellt Plöger fest, dass die Befragten mit Migrationshintergrund im Vergleich zu jenen ohne häufiger einen mittleren oder hohen sozialen Status aufweisen (vgl. Plöger 2012: 38). Dies widerspricht der allgemeinen Annahme zum Zusammenhang von Sozialstatus und Migrationshintergrund und ist zugleich möglicherweise eine Erklärung für die eher geringen Unterschiede zwischen diesen beiden Befragungsgruppen.

niedrigem Sozialstatus, was unter anderem auch durch ihre seltene Mitgliedschaft in Vereinen bedingt ist. Auch diese Ergebnisse decken sich mit denen der weiter oben zitierten Studien zu jugendlichem Freizeitverhalten (vgl. Plöger 2012: Abschn. 4.2 und 4.3). Der Zugang zu einem Pkw (im Haushalt), einem Fahrrad oder einer ÖPNV-Monatskarte steigt mit dem sozialen Status. Insgesamt sind die untersuchten Jugendlichen meist multimodal mobil. Eine Analyse der von den Jugendlichen gezeichneten *mental maps* ihrer Lebenswelten zeigt, dass der Anteil an Befragten mit „großräumigen Aktionsradius“ in allen drei Statusgruppen ähnlich groß ist, aber der Anteil mit „kleinräumigem Aktionsradius“ sehr viel häufiger bei den Jugendlichen mit niedrigem sozialen Status zu finden ist (vgl. Plöger 2012: Abschn. 4.4).

Insgesamt lässt sich also festhalten, dass statusniedrigere Jugendliche häufiger familiäre Verpflichtungen haben, ihre Freizeit ist weniger strukturiert und sie verbringen sie häufiger im Freien und in einem geringeren Radius um das eigene Zuhause. Umgekehrt ist die Freizeit der Befragten mit hohem Sozialstatus eher strukturiert und von vielfältigen Aktivitäten im ganzen Stadtraum geprägt. Dies trifft auch eher auf die Jugendlichen mit mittlerem Status zu. Diese unterschiedlichen Freizeitgestaltungen scheinen aber nicht primär durch einen unterschiedlich guten Zugang zu Verkehrsmitteln bedingt zu sein, da die Jugendlichen aller Schichten angeben, sich in ihrer Mobilität nur wenig eingeschränkt zu fühlen. So konstatiert auch Plöger eine soziale Segregation, die über die Nachbarschaft hinausgeht:

„Die Ergebnisse verdeutlichen, dass die Freizeitgestaltung und die Aktionsräume der befragten Jugendlichen zum Teil stark variieren. Sie gehen in ihrer Freizeit oftmals unterschiedlichen Aktivitäten an unterschiedlichen Orten nach. Bestehende lebensweltliche Ungleichheiten werden dadurch noch verstärkt. Die Segregation der Jugendlichen in unterschiedlichen Wohnquartieren und Schulen setzt sich in der Freizeit fort.“ (Plöger 2012: 108)

Insgesamt zeigen die Studien, dass die räumlichen Kontexte der täglichen Aktivitäten von Personen in ihrer sozialen Zusammensetzung heterogener sind als ihre Wohnquartiere. Zugleich gibt es jedoch einen deutlichen Zusammenhang zwischen Aktivitätsräumen und Wohnquartieren, sich also die residentielle Segregation auch in einer aktivitätsräumlichen widerspiegelt. Übertragen auf das Freizeitverhalten von Jugendlichen bedeutet dies: Jugendliche aus benachteiligten Quartieren verbringen einen überwiegenden Teil ihrer Freizeit in benachteiligten Quartieren. Ein größerer Aktivitätsraum schwächt diesen Zusammenhang ab, denn größere Aktivitätsräume erhöhen die Chance, in sozial anders strukturierte Quartiere zu gelangen. Die Hypothesen zu diesem Forschungsbereich sind in Tab. 2.4 zusammengefasst.

Tabelle 2.4 Hypothesen zur aktivitätsräumlichen Segregation

ID	Hypothesen
H4	Es besteht ein Zusammenhang zwischen den individuellen sozialstrukturellen Merkmalen, der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und der sozialen Zusammensetzung des Aktivitätsraumes.
H4.a	Jugendliche aus marginalisierten Quartieren verbringen häufiger ihre Freizeit in marginalisierten Quartieren.
H4.b	Werden größere Distanzen in der Freizeit zurückgelegt, schwächen sich diese Zusammenhänge ab, die Aktivitätsräume werden sozial heterogener.

Die Studie von Plöger verdeutlicht auch noch mal, dass sich die Differenzen in den Lebenswelten von Jugendlichen verschiedener sozialer Schichten nicht nur auf die Räume bezieht. Auch ihre Freizeitstile und die Orte, die sie in ihrer Freizeit nutzen, unterscheiden sich – wie bereits in den Hypothesen zum Freizeitverhalten von Jugendlichen zusammengefasst: Statushohe Jugendliche haben eher eine strukturiertere Freizeit, statusniedrigere eher eine unstrukturierte. Auch die geschlechtlichen Unterschiede werden hier noch einmal bestätigt: Jungen treiben häufiger Sport, Mädchen sind geselliger. Zugleich findet auch diese empirische Untersuchung keine markanten Unterschiede in den Aktivitätsradien.

2.3 Explorative Vorerhebungen – Jugendliche in Kassel

Anhand von zwei explorativen Vorerhebungen im Rahmen von Lehrprojekten in Kassel wurden die herausgearbeiteten Hypothesen einer ersten empirischen Prüfung unterzogen. Im Mittelpunkt des ersten Forschungsprojektes stand die Hypothese, dass Jugendliche in marginalisierten Quartieren kleinere und eher auf die eigene Nachbarschaft ausgerichtete Aktivitätsräume haben. Das zweite Projekt fokussierte die Hypothese, dass die Wohnlage prägend ist in diesem Zusammenhang und zentral wohnenden Jugendliche kürzere Wege in ihrem Alltag zurücklegen als jene am Stadtrand. Zugleich konnte eine methodische Herangehensweise zur Erforschung des räumlichen Freizeitverhaltens von Jugendlichen erprobt werden. Dafür wurde für beide Forschungen eine modifizierte Version der Nadelmethode genutzt. Beide Erhebungen fanden an der Universität Kassel statt.⁵³

⁵³ An dieser Stelle möchte ich den Studierenden der beiden Lehrveranstaltungen für ihre engagierte Teilnahme danken. Innerhalb der Kürze eines Semesters ist jeweils eine beachtliche empirische Arbeit und eine nachvollziehbare Analyse geleistet worden. Die methodischen

Für die erste explorative Vorerhebung wurden Jugendliche in den beiden Kasser Stadtteilen Kirchditmold und Rothenditmold untersucht.⁵⁴ Ziel war es mögliche Unterschiede in der Freizeitgestaltung und den Aktivitätsräumen von Jugendlichen in privilegierten und in marginalisierten Quartieren herauszuarbeiten und der Frage nachzugehen, ob Zusammenhänge zwischen Aktivitätsräumen und den Rollenvorbildern sowie Zukunftszielen der Jugendlichen bestehen. Dazu wurden Jugendliche gebeten mithilfe der Nadelmethode ihre Wohn-, Schul- und Freizeitorten auf Stadtplänen zu lokalisieren. Des Weiteren wurden Leitfadenterviews zu Freizeitaktivitäten und Zukunftszielen durchgeführt.

Im privilegierten und zugleich periphereren Stadtteil Kirchditmold konnten die Orte von 29 Jugendlichen mit der Nadelmethode erfasst und soziodemografische Daten abgefragt werden. Mit acht Jugendlichen wurden Leitfadenterviews durchgeführt. In Rothenditmold, ein marginalisierter und sehr zentraler Stadtteil Kassels, konnten die Orte von 30 Jugendliche mit der Nadelmethode erfasst werden; mit zwölf Personen wurden Leitfadenterviews durchgeführt. Der Kontakt zu den Jugendlichen wurde über Jugendfreizeiteinrichtungen, eine Schule und auf der Straße hergestellt.

Die Auswertung der Freizeitaktivitäten, soziodemografische Daten und Leitfadenterviews zeigen, dass in dem vornehmlich von Mittelschichtshaushalten bewohnten Kirchditmold die Befragten fast ausschließlich Gymnasiast*innen sind. Ihre Freizeit ist zu einem großen Teil von strukturierten Aktivitäten geprägt. Ihre Zukunftsziele sind recht offen und gehen über den Stadtteil und Kassel hinaus, sie haben keine konkreten Vorbilder. Die Jugendlichen aus dem eher durch Armut geprägten Rothenditmold sind Real- und Hauptschüler*innen. Sie gehen überwiegend unstrukturierten Beschäftigungen in ihrer Freizeit nach und haben meist schon recht konkrete Vorstellungen für ihre berufliche und private Zukunft, die meist auch den Verbleib im Stadtteil beinhalten. Ihre Vorbilder stammen meist aus ihrem näherem Umfeld, nicht selten aus der Familie.

Die kartografische Auswertung der genadelten Orte zeigt deutliche Unterschiede zwischen den beiden Stadtteilen: Die markierten Orte der Kirchditmolder Jugendlichen liegen nicht nur im eigenen Stadtteil, sondern darüber hinaus auch in den umliegenden Nachbarschaften und im Stadtzentrum. Die Wohn-, Schul- und

Erfahrungen, empirischen Ergebnisse und theoretischen Diskussionen aus beiden Lehrveranstaltungen haben zum Gelingen dieser Dissertation beigetragen. Zu danken ist auch meinen beiden Co-Lehrenden, Prof. Carsten Keller (WiSe 2014/15) und Deniz Yildirim (WiSe 2015/16), die gemeinsam mit mir die Lehrveranstaltungen konzipiert und durchgeführt haben.

⁵⁴ Das Lehrprojekt „Nachbarschaftseffekte und Aktionsräume – Privilegierte vs. benachteiligte Stadtteile in Kassel“ wurde im Wintersemester 2014/15 am Fachbereich für Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Universität Kassel durchgeführt.

Freizeitorte der Jugendlichen aus Rothenditmold hingegen liegen fast ausschließlich innerhalb der Grenzen ihres Stadtteils, nur einige wenige Freizeitorte befinden sich im Stadtzentrum. Als mögliche Gründe wurden die oben dargestellten Zusammenhänge zwischen sozialem Status, strukturierten bzw. unstrukturierten Freizeitaktivitäten und räumlichen Verhalten angenommen: Unstrukturierte Aktivitäten können meist im unmittelbaren Wohnumfeld stattfinden, für strukturierte Aktivitäten müssen häufig weitere Wege zurückgelegt werden.

Ebenso bedeutsam sind möglicherweise auch eine unterschiedliche Ausstattung mit Jugendinfrastruktur und eine unterschiedlich gute Anbindung ans ÖPNV-Netz der beiden Stadtteile. Obwohl Kirchditmold weiter entfernt liegt vom Stadtzentrum als Rothenditmold, ist es über Bus- und Tram-Linien besser mit anderen Teilen der Stadt und dem Stadtzentrum verbunden. Hinzu kommen physische Barrieren, wie der Bahndamm und großflächige Industriegebiete, welche Rothenditmold an mehreren Seiten vom Rest der Stadt abschneiden. Auch besitzt Rothenditmold ein offenes Jugendzentrum und eine Skate-Halle, während sich in Kirchditmold keine offenen Jugendeinrichtungen befinden.

Auch im zweiten explorativen Forschungsprojekt wurden die Aktivitätsräume und Zukunftsziele von Jugendlichen in Kassel untersucht.⁵⁵ Im Gegensatz zum Projekt aus dem Wintersemester 2014/15 sollte aber nicht die soziale Zusammensetzung des Stadtteils, sondern seine Lage in den Fokus genommen werden. Daher wurden für die vergleichende Untersuchung zwei eher benachteiligte Gebiete ausgesucht: Wesertor als zentraler und Waldau als peripherer Stadtteil. Zudem sollte nun auch die Rolle von Freundeskreisen in den Blick genommen werden. Als Instrumente kamen erneut die Nadelmethode und ein dazugehöriger Fragebogen zu soziodemografischen Daten sowie Leitfadeninterviews zum Einsatz. Die Studierenden konnten in beiden Stadtteilen die Wohn-, Schul- und Freizeitorte sowie die Wohnorte der Freund*innen von jeweils 25 Jugendlichen erfassen und mit acht (Waldau) bzw. zehn (Wesertor) Personen Interviews durchführen.

Die befragten Jugendlichen aus dem Wesertor verbringen ihre Freizeit nicht ausschließlich in ihrem Stadtteil, sondern nutzen auch umliegende und weiter entfernte Stadtgebiete. Ähnlich verhält es sich mit ihren Freund*innen, die übers ganze Stadtgebiet verteilt wohnen. Markante Unterschiede nach sozialem Status scheint es nicht zu geben. Erklärt werden kann diese Verteilung aus Lage, Anbindung und Infrastruktur des Stadtteils: Im Gegensatz zu Rothenditmold ist Wesertor ein marginalisierter und zugleich zentraler Stadtteil, der nicht durch Barrieren von angrenzenden

⁵⁵ Das Lehrprojekt „Zentrum vs. Peripherie – Jugendliche Lebenswelten in Kassel“ wurde im Wintersemester 2015/16 am Fachbereich für Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Universität Kassel durchgeführt.

Gebieten abgeschnitten ist und sehr gut an das ÖPNV-Netz angeschlossen ist. Es gibt im Stadtteil zwar eine Halle mit offenen Sportangeboten, ein Jugendzentrum und weitere Freizeitangebote für Jugendliche fehlen jedoch. Dies wird sowohl von den befragten Jugendlichen aus dem Stadtteil als auch von einem Kinder- und Jugendbeauftragten der Stadt Kassel, mit dem ein Experteninterview geführt wurde, bemängelt.

In Waldau unterscheiden sich die Aktivitätsräume der befragten Jugendlichen nach sozialem Status: Während die Jugendlichen mit niedrigem sozialen Status ihre Freizeit fast ausschließlich im Stadtteil verbringen, gehen jene mit mittlerem sozialen Status ihren Aktivitäten überwiegend außerhalb des Stadtteils nach. Eine Ursache für diese Unterschiede könnte darin liegen, dass die Jugendlichen mit mittlerem sozialem Status häufiger ein Schülerticket für den ÖPNV haben und ein größerer Anteil ihrer Freund*innen außerhalb Waldaus wohnt.

Insgesamt bestätigen die beiden explorativen Voruntersuchungen die Gültigkeit der ausgewählten Hypothesen für Kasseler Jugendliche. Zum einen erweisen sich Merkmale der Wohnquartiere, wie Lage, Anbindung und Ausstattung als einflussreich in Bezug auf jugendliche Aktivitätsräume, zum anderen auch der soziale Status und durch ihn bedingte unterschiedliche Freizeitstile. Zentral wohnende Jugendliche mit niedrigem sozialen Status verbringen eher ihre Freizeit im eigenen Stadtteil. Dies gilt vor allem in einem Stadtteil wie Rothenditmold mit einer guten jugendbezogenen Infrastruktur und zugleich schlechter Anbindung an den Rest der Stadt. Peripher wohnende Jugendliche unterscheiden sich in ihrem räumlichen Verhalten nach ihrem sozialen Status: Während Jugendliche aus Waldau mit niedrigem Status in ihrer Freizeit eher in ihrem Stadtteil verbleiben, suchen Jugendliche mit höherem Status auch andere Teile der Stadt auf und haben daher auch größere Aktivitätsräume. Da letztere häufiger ein Schülerticket besitzen und ihre Freundeskreise nicht auf den eigenen Stadtteil beschränkt ist, erscheinen diese beiden Variablen als vermittelnde Faktoren. Interessant ist auch, dass für die Jugendlichen aus allen vier untersuchten Stadtteilen die Einkaufszentren des Stadtzentrums wichtige Freizeitorde darstellen. Dies unterstreicht, wie wichtig dieser Raumtyp für das jugendliche Freizeitverhalten unabhängig vom Wohnquartier und vom sozialen Status ist. In Kassel sind die drei großen, attraktiven Shoppingmalls im Stadtzentrum ein Anreiz für Jugendliche aus allen Teilen der Stadt, die Innenstadt aufzusuchen.

2.4 Zwischenfazit

Ausgehend vom Begriff der Sozialisation wurde in diesem Kapitel die Relevanz von Stadtraum für das Aufwachsen von Jugendlichen diskutiert. Neben der Familie und der Schule sind die Freizeitaktivitäten und die Freundeskreise wichtige Kon-

texte der Sozialisation. Um Freund*innen zu treffen oder Hobbys nachzugehen, bewegen sich Jugendliche zunehmend selbstständig durch die Stadt. Durch das eigenständige Navigieren durch den städtischen Raum zwischen Zuhause, Schule und Freizeitaktivitäten wird Selbstständigkeit gefördert. Die konkreten Aktivitäten, Orte und Personen der Freizeit bilden die selbstgewählte Umwelt, mit der sich Jugendliche im Rahmen ihrer Sozialisation auseinandersetzen. Um anerkannte und handlungsfähige Mitglieder unserer Gesellschaft zu werden, müssen Jugendliche einerseits gesellschaftliche Normen und Handlungsmuster erlernen und andererseits eine eigenständige Identität entwickeln. Für beide Entwicklungsaufgaben bieten insbesondere die öffentlichen und halböffentlichen Räume der Stadt einen wichtigen Rahmen. In Interaktion mit Erwachsenen und anderen Jugendlichen kann hier normhaftes Verhalten erprobt werden, Abgrenzung und Selbstinszenierung können gleichzeitig auch die Identitätsentwicklung fördern.

In der Forschung wird dabei das Hauptaugenmerk meist auf das Quartier gelegt. Es wird häufig davon ausgegangen, dass zumindest jüngere Jugendliche ihre Freizeit außer Haus größtenteils in der Nachbarschaft verbringen und somit dem Kontext des Quartiers in besonderem Maße ausgesetzt sind. Dies erklärt auch den Fokus der Quartiereffektforschung auf Jugendliche. Diese untersucht den Einfluss von Merkmalen der Wohnquartiere auf Verhalten, Lebenslagen und -chancen ihrer Bewohner*innen. Obwohl dieser Forschungsstrang in der Stadtforschung schon seit einigen Jahrzehnten besteht und unzählige Studien in dem Bereich erschienen sind, ist die Ergebnislage in vielen Bereichen nicht eindeutig oder sogar widersprüchlich – dies betrifft vor allem die symbolischen und physischen Ebenen von Nachbarschaften. Auf der sozialen Ebene jedoch verdichtet sich die Evidenz für die Existenz von Effekten durch eine quartiersspezifische Sozialisation: In marginalisierten Quartieren fehlen positive Rollenvorbilder, die Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen erscheinen als reguläre Existenzgrundlagen und es können sich Subkulturen entwickeln, die sich in ihren Normen von der Gesamtgesellschaft entfernen.

Die Forschungsergebnisse deuten aber auch darauf hin, dass der soziale Kontext einer Nachbarschaft nicht auf alle Bewohner*innen gleichermaßen wirkt. Entscheidend scheint zu sein, ob Aktivitäten und soziale Kontakte hauptsächlich aufs Quartier bezogen sind, also mehr Zeit in diesem räumlichen Kontext verbracht wird. Neuere Forschungen versuchen daher nicht das Wohnquartier pauschal als primären räumlichen Alltagskontext anzunehmen, sondern konkreter die besuchten Orte und genutzten Räume im Alltag von Personen nachzuvollziehen. Solche Ansätze versuchen also die Exposition gegenüber verschiedenen räumlichen und sozialen Kontexten zu analysieren und beziehen sich dabei meist auf das aus der Geografie stammende Konzept der Aktivitätsräume.

Als Aktivitätsräume werden die Räume der alltäglichen Aktivitäten einer Person und die dazwischenliegenden Routen bezeichnet, also die Räume der Stadt, mit denen ein Individuum im Alltag direkten Kontakt hat. Die Größe und räumliche Ausprägung der Aktivitätsräume Jugendlicher – ist der Aktivitätsraum vornehmlich aufs eigene Quartier bezogen, ist er Richtung Stadtzentrum orientiert oder sind die Orte über die ganze Stadt verteilt – hängt von einer Reihe von Variablen ab. Zum einen sind die räumliche Verortung von Wohnort und Schule in der Stadt und in Relation zueinander relevant, ebenso die Ausstattung des Wohnquartiers mit attraktiven Orten für die Freizeitgestaltung und die Entfernung zu entsprechenden Orten außerhalb des Quartiers, vor allem im Stadtzentrum. Damit verbunden ist auch der Freizeitstil: Bestimmte Aktivitäten können nur an speziellen Orten in der Stadt durchgeführt werden (z. B. Reitunterricht), andere können in der Nachbarschaft stattfinden (z. B. Freund*innentreffen). Die Freizeitgestaltung ist wiederum eng verbunden mit Geschlecht und sozialem Status. Darüber hinaus spielt die räumliche Ausrichtung der sozialen Netzwerke eine Rolle, bieten doch soziale Kontakte auch einen Anreiz, andere Teile der Stadt zu besuchen.

Die ausgewählten Forschungsergebnisse zur Freizeitgestaltung und Raumnutzung von Jugendlichen belegen die Bedeutung öffentlicher und halb-öffentlicher Räume, wie Plätze, Parks und insbesondere auch Einkaufszentren, für die jugendliche Freizeitgestaltung. Diese Orte werden vor allem für unstrukturierte Freizeitaktivitäten, wie Chillen oder Freund*innentreffen, genutzt. In der Freizeitgestaltung zeigen sich Unterschiede nach Geschlecht und sozialem Status. Der Anteil an strukturierten Aktivitäten ist bei Jugendlichen mit hohem sozialen Status größer, was auch damit zusammenhängt, dass sie häufiger Freizeitbeschäftigungen aus dem kreativen und sportlichen Bereich nachgehen und diese nicht selten an Vereine bzw. bestimmte Zeiten und Orte gebunden sind. Diese Erkenntnisse werden auch von den Ergebnissen der explorativen Voruntersuchungen in Kassel gestützt. Mit Blick auf die Geschlechter gehen Mädchen eher kreativen und geselligen Beschäftigungen nach, die Jungen hingegen eher sportlichen. Letztere scheinen auch den öffentlichen Raum mehr zu nutzen bzw. dort präsenter zu sein.

Beim Mobilitätsverhalten zeichnen sich Jugendliche im Vergleich zur Gesamtbevölkerung vor allem durch eine erhöhte Mobilität vorwiegend im Freizeitbereich und eine multimodale Verkehrsmittelnutzung aus. Ähnlich wie bei Erwachsenen ist ihr Mobilitätsverhalten dabei vorrangig bestimmt durch die Infrastruktur des Wohngebiets und die Verfügbarkeit und Qualität von Verkehrsmitteln. Auch die Ergebnisse der explorativen Studien deuten darauf hin, dass die Integration der Stadtteile in die Gesamtstadt bedeutsam sind für die Mobilitätsverhalten von Jugendlichen. Unterschiede nach sozialem Status zeigen sich auch bei der Verkehrsmittelnutzung: Gruppen mit höherem ökonomischem wie kulturellem Kapital zeigen sich mobiler,

legen also mehr und weitere Strecken zurück. Bedeutsame Unterschiede zwischen den Geschlechtern scheint es den vorliegenden Studien nach bei Jugendlichen hingegen nicht zu geben.

Der Forschungsstand bestätigt die theoretischen Annahmen, dass die Ausprägung (jugendlicher) Aktivitätsräume vor allem durch die räumliche Verteilung des Freundeskreises und des Freizeitstils geprägt ist: Wohnen die Freund*innen im eigenen Stadtteil und ist die Freizeit überwiegend von unstrukturierten und vor allem geselligen Aktivitäten geprägt, sind die Freizeitbeschäftigungen und somit der Aktivitätsraum vorwiegend aufs eigene Quartier ausgerichtet. Dies bestätigen die Vorerhebungen auch für Jugendliche in Kassel. Auch mit zunehmender Wohndauer sind Kontakte und Aktivitäten vermehrt auf die eigene Nachbarschaft konzentriert. Aber auch die Lage von Wohnort und Schule zueinander und zum Stadtzentrum erscheinen relevant, dies gilt insbesondere, wenn das Wohnquartier peripher lokalisiert ist und eine eher geringe infrastrukturelle Ausstattung hat. Liegt die Schule in einem anderen Teil der Stadt, sind häufiger auch Kontakte und Aktivitäten dort situiert. Liegt der Wohnort am Stadtrand und ist eher schlecht mit Freizeitorten ausgestattet, steigt die Motivation weite Wege in die Innenstadt zurückzulegen, der Aktivitätsraum vergrößert sich entsprechend. Relevant erscheint auch der soziale Status: Personen mit geringerem sozialen Status haben kleinere Aktivitätsräume. Geringere finanzielle Mittel schränken ihre Wohnort- und Verkehrsmittelwahl ein und der Freizeitstil von Jugendlichen mit geringerem sozialem Status ist meist mit Aktivitäten im Quartier verbunden. Die in der Auseinandersetzung mit den empirischen Erkenntnissen entwickelten Hypothesen sind noch einmal in [Tabelle 2.5](#) zusammengefasst.

Diese Arbeit soll an die vorgestellte Forschung zu Aktivitätsräumen und Kontext-Exposition anknüpfen, dabei aber stärker als bisherige Studien, die konkrete Bedeutung von Freizeitstilen, Freundeskreisen und Wohnquartieren in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit voneinander in den Blick nehmen. Internationale Studien konnten nachweisen, dass sich die Wohnsegregation in den Aktivitätsräumen und Freundeskreisen fortsetzt (vgl. z. B. Jones und Pebley 2014; Krivo et al. 2013). Im Zuge der vorliegenden Forschung soll auch dieser Befund für Jugendliche in einer deutschen Großstadt untersucht werden. Jede Großstadt besitzt ihre eigene physische wie soziale Struktur und das räumliche Verhalten ihrer Bewohner*innen findet vor dem Hintergrund dieser Strukturen statt. Daher wird im folgenden Kapitel ausführlich die Struktur des Forschungsortes Berlin dargestellt und analysiert. Die in diesem Kapitel aufgestellten Hypothesen werden mit den dort gewonnen Erkenntnissen aktualisiert und ergänzt.

Tabelle 2.5 Zusammenfassung Hypothesen

ID	Hypothesen
Freizeitverhalten	
H1	Das Freizeitverhalten von Jugendlichen ist bestimmt durch ihr Geschlecht und ihren sozialen Status.
H1.a	Jungen gehen eher sportlichen Aktivitäten nach, Mädchen eher kreativen und geselligen.
H1.b	Jugendliche mit hohem sozialen Status gehen häufiger organisierten Aktivitäten im kreativen und sportlichen Bereich nach als solche mit niedrigerem Status.
H1.c	Besonders die öffentlichen Räume der Innenstädte und der Shopping-Malls sind wichtige Orte für unstrukturierte Freizeitaktivitäten.
H1.d	Jungen sind in öffentlichen Räumen präsenter und nutzen sie eher zum Chillen, Mädchen eher für den Konsum.
Stadtstruktur und Mobilität	
H2	Stadt- und Infrastruktur Berlins prägen das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen.
H2.a	Das Mobilitätsverhalten ist bestimmt durch Verfügbarkeit und Qualität der Mobilitätsmittel und den sozialen Status.
H2.b	Die räumliche Ausrichtung der jugendlichen Freizeitaktivitäten ist geprägt durch Schul- und Wohnstandorte sowie das Stadtzentrum.
Aktivitätsräume	
H3	Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher sind geprägt durch individuelle sozialstrukturelle Merkmale, durch wohnortbezogene Merkmale und durch die Distanzen zu wichtigen Alltagsorten.
H3.a	Größe und Ausrichtung von Aktivitätsräumen und Freundeskreisen sind eng miteinander verknüpft.
H3.b	Folgende Merkmale führen zu kleineren und eher aufs eigene Wohnquartier ausgerichteten Aktivitätsräumen: niedriger sozialer Status ein eher unorganisierter Freizeitstil Wohnort in einem marginalisierten Quartier Wohnort in einem zentralen Quartier lange Wohndauer im Quartier geringe Distanz zum Schulort geringe Distanz zu Wohnorten der Freund*innen
Aktivitätsräumliche Segregation	
H4	Es besteht ein Zusammenhang zwischen den individuellen sozialstrukturellen Merkmalen, der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und der sozialen Zusammensetzung des Aktivitätsraumes.
H4.a	Jugendliche aus marginalisierten Quartieren verbringen häufiger ihre Freizeit in marginalisierten Quartieren.
H4.b	Werden größere Distanzen in der Freizeit zurückgelegt, schwächen sich diese Zusammenhänge ab, die Aktivitätsräume werden sozial heterogener.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Jugendliche Freizeitorte in Berlin – polyzentral oder segregiert?

3

Berlin wurde als Forschungsort gewählt, weil es eine Erforschung der Aktivitätsräume von Jugendlichen differenziert nach Quartiersmerkmalen ermöglicht. Es gibt ausgeprägte Unterschiede zwischen den Nachbarschaften, was die soziale Zusammensetzung der Bewohnerschaft betrifft. Jenseits der durchschnittlichen Quartiere gibt es sowohl eine Reihe von marginalisierten sowie privilegierten Nachbarschaften (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2019). Auch nach ihrer Lage im Verhältnis zum Stadtzentrum unterscheiden sich die Quartiere. Zentrale Nachbarschaften sind durch eine deutlich höhere Dichte, was Baustruktur, Einwohner*innen, Infrastruktur und ÖPNV-Netz betrifft, gekennzeichnet als Quartiere zum Stadtrand hin (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020). Durch eine gezielte Stichprobenziehung lässt sich in Berlin daher empirisch überprüfen, welchen Einfluss der soziale Status und die Lage des Wohnquartiers auf die Aktivitätsräume von Jugendlichen haben.

Neben diesen allgemeinen sozialen und räumlichen Differenzierungen, die in Berlin im Vergleich zu anderen Städten besonders ausgeprägt sind, ist Berlin als Stadt auch durch eine Reihe von weiteren Eigenarten gekennzeichnet. Tobias Müller (2009) verweist darauf, „dass Berlin, wegen seiner Größe, seiner infrastrukturellen Ausstattung und wegen seiner Polyzentralität eine Sonderstellung unter allen Städten in Deutschland einnimmt“ (Tobias Müller 2009: 62). Neben dem ehemaligen Zentrum im Westen Berlins mit einer hohen Geschäftsdichte um den Kurfürstendamm und dem ehemaligen Ost-Zentrum am Alexanderplatz gibt es eine Reihe weiterer Subzentren in den jeweiligen Stadtteilen (vgl. Ahlfeldt und Wend-

land 2008).¹ Die Polyzentralität bezieht sich dabei nicht nur auf die Nahversorgung, auch Parkanlagen, Gaststätten und kulturelle Angebote sind nicht nur im Zentrum oder bestimmten Szene-Vierteln zu finden. Im Bereich der Infrastruktur ist die Zentralität daher weniger ausgeprägt. Die Dichte von Bebauung, Bevölkerung und des ÖPNV-Angebots folgen jedoch eher einer mono- als polyzentralen Struktur.

Hinzu kommt die jahrzehntelange Ost-West-Trennung der Stadt im Zuge der Teilung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach dem Beitritt der DDR zur BRD im Jahr 1990 wurde Berlin zwar wieder als eine Gesamtstadt regiert und verwaltet. Auch war den Bewohner*innen nun wieder die Freizügigkeit gegeben, den jeweils anderen Teil der Stadt zu betreten und zu nutzen. Doch sind städtebauliche, baustrukturelle, sozialräumliche und politische Unterschiede zwischen Stadtteilen im ehemaligen Westen und Osten der Stadt nach wie vor sichtbar. In Ostberliner Stadtteilen finden sich mehr Großsiedlungen als im Westen,² das östliche Zentrum ist geprägt vom Umbau zur sozialistischen Stadt (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 59 ff.) und das Netz der Trams erstreckt sich noch immer fast ausschließlich auf das ehemalige Ostberlin. Auf sozialräumlicher Ebene lässt sich feststellen, dass im Westen der Stadt der Anteil an Personen mit Migrationshintergrund deutlich größer ist als im Osten (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017). Und ein Blick auf die Wahlergebnisse zeigt, dass die Linkspartei im Durchschnitt in den Ostberliner Wahlkreisen deutlich häufiger gewählt wird als in den Westberliner, das Gleiche gilt auch für die AfD (vgl. z. B. Bömermann 2017).³ Eine Studie von Scheiner (1999) – die weiter unten

¹ Ahlfeldt und Wendland (2008: 3) weisen darauf hin, dass durch die Entwicklung des Kurfürstendamms zu einem Geschäftsbezirk um 1900 die „Duo-Zentralität“ bereits vor der Teilung der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg ihren Anfang nahm. Sie benutzen den allgemeinen Begriff der „Subzentren“ für alle weiteren Zentren jenseits der beiden Hauptzentren innerhalb der Stadt. Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2019b) hierarchisiert die Zentren in „Zentrumsbereichskerne“, „Hauptzentren“, „Stadtteilzentren“ und „Ortsteilzentren“ (vgl. auch Abb. 3.4)

² Eine Auflistung von Großsiedlungen in Deutschland nach Bundesländern und für Berlin auch nach Stadtteilen findet sich auf der Webseite <http://machmaplazda.com> (abgerufen am 08.01.2024).

³ Alle Wahlergebnisse für Berlin finden sich auf der Internetseite des Amtes für Statistik Berlin-Brandenburg zum Thema Wahlen in Berlin: <https://www.wahlen-berlin.de/> (abgerufen am 08.01.2024).

ausführlicher diskutiert wird – belegt, dass zehn Jahre nach der Wiedervereinigung Berlins Unterschiede in der Wahrnehmung und den Aktivitätsräumen zwischen Ost- und Westberliner*innen fortbestehen.⁴

Berlin eignet sich also, um die Bedeutung von allgemeinen Wohnquartiermerkmalen für jugendliche Aktivitätsräume zu erforschen. Zugleich ist Berlin durch historisch bedingte stadtstrukturelle Eigenschaften ein Sonderfall unter deutschen Großstädten. Es stellt sich daher die Frage, ob diese Eigenarten Berlins sich auch im räumlichen Verhalten der Jugendlichen niederschlagen. Sind die Freizeitaktivitäten von Jugendlichen auf die Subzentren ausgerichtet? Schlägt sich die ehemalige Ost-West-Teilung der Stadt auch in den Aktivitätsräumen von Ost- bzw. Westberliner Jugendlichen nieder? Um diese Fragen zu beantworten und die im vorangegangenen Kapitel herausgearbeiteten Hypothesen mit Blick auf die spezifischen Merkmale Berlins zu modifizieren oder zu ergänzen, müssen verschiedene Aspekte der Stadtstruktur detailliert erörtert werden.

Eine Betrachtung der baulichen Dichte und der Lage der verschiedenen Zentren gibt Auskunft darüber, in welchen Bereichen der Stadt sich Infrastruktur konzentriert. Diese Bereiche bieten Jugendlichen attraktive Gelegenheiten für Freizeitaktivitäten. Dies gilt insbesondere, wenn in den Subzentren auch Shoppingmalls vorhanden sind. Neben den Einkaufszentren sind auch Grünflächen wichtige öffentliche Orte für die jugendliche Freizeitgestaltung. Die Verteilung beider Raumtypen im Stadtgebiet soll daher analysiert werden. Verteilen sie sich der polyzentralen Struktur folgend in der ganzen Stadt oder bestehen Konzentrationen in bestimmten Stadtgebieten? Müssen Jugendliche für den Besuch einer Shoppingmall ins Stadtzentrum und für einen Spaziergang im Grünen an den Stadtrand fahren?

Auch die räumliche Verteilung von jugendbezogener Infrastruktur hat Einfluss auf die Aktivitätsräume von Jugendlichen. Die offenen Bereiche von Jugendfreizeiteinrichtungen sind beliebte Orte und werden genutzt, um zu chillen und Freund*innen zu treffen. Das Angebot von Jugendzentren richtet sich häufig an Jugendliche aus Familien mit niedrigerem sozialen Status. Gibt es in marginalisierten Quartieren daher eine größere Dichte dieser Einrichtungen? Dies würde die Ausrichtung der Aktivitäten von Jugendlichen unterer sozialer Schichten und benachteiligter Quartiere auf die eigene Nachbarschaft stützen. Auch die Schulhöfe

⁴ Schulz (1998) zeigt mit ihrer Analyse von ÖPNV-Netz, Zahlen von Arbeitspendler*innen, Haushaltseinkommen und Beschäftigungsstruktur, dass trotz fortbestehender Unterschiede zwischen Ost- und Westberlin, auch bereits nicht zu übersehende Angleichungen stattgefunden haben.

werden außerhalb der Unterrichtszeiten für Freizeitaktivitäten genutzt. Die Verteilung der Schulen im Stadtgebiet ist darüber hinaus auch relevant, da der Besuch einer weiter entfernten Schule zu sozialen Kontakten und Freizeitaktivitäten in anderen Teilen der Stadt führen kann. Wichtig ist dabei nach Schulformen zu analysieren. Gibt es Bereiche in der Stadt, in denen keine Gymnasien vorhanden sind? Müssen Schüler*innen in manchen Stadtteilen längere Wege zurücklegen, um eine Schule ihrer gewünschten Schulform zu erreichen?

Die Analysen zur allgemeinen und jugendbezogenen Infrastruktur verdeutlichen, wie attraktive Orte für die jugendliche Freizeitgestaltung in Berlin verteilt sind. Sie spiegeln das Potential, die Anreize, welche der Stadtraum bietet. Ob die Orte genutzt werden, hängt jedoch zum einen von den individuellen Bedürfnissen und Aktivitäten der Jugendlichen ab. Zum anderen stellt sich die Frage nach ihrer Erreichbarkeit. Daher ist eine Betrachtung der Berliner Mobilität notwendig. Wie gut sind weiter entfernte Teile der Stadt mit der Verkehrsinfrastruktur, die Berlin bietet, zu erreichen? Wie uneingeschränkt sind Verkehrsmittel für Jugendliche nutzbar?

Neben diesen Untersuchungen zur physischen Struktur, soll auch die sozialräumliche Struktur Berlins und die Lage von marginalisierten und privilegierten Quartieren eingehend untersucht werden. Auf die Relevanz der sozialen Zusammensetzung von Quartieren für die Ausprägung der Aktivitätsräume wurde im vorangegangenen Kapitel hingewiesen: Die Aktivitätsräume von Bewohner*innen marginalisierter Quartiere sind eher auf die eigene Nachbarschaft ausgerichtet. Dieser Effekt könnte durch Lage und Anbindung des Quartiers noch verstärkt werden. Für die Frage der aktivitätsräumlichen Segregation sind Lage und zusammenhängende Gebiete der verschiedenen Quartierstypen relevant. Sind benachteiligte Quartiere Inseln in der Innenstadt? Dann kommen ihre Bewohner*innen mit anderen sozialräumlichen Kontexten in Kontakt, sobald sich ihre Bewegungsradien vergrößern. Oder gibt es große zusammenhängende Bereiche benachteiligter Nachbarschaften in Berlin?

Aus der Aufarbeitung der physischen und sozialräumlichen Struktur Berlins und ihrer Eigenarten ergeben sich wichtige allgemeine Annahmen zur Modifikation der im vorangegangenen Kapitel aufgestellten Hypothesen. Weitere wichtige Hinweise liefern die bisher wenigen empirischen Untersuchungen, die das Freizeitverhalten und die Aktivitätsräume von Jugendlichen in Berlin untersuchen. Mit ihrer Hilfe lässt sich prüfen, ob die mit Bezug auf die Stadtstruktur Berlins Spezifizierung der Hypothesen empirisch stichhaltig ist. Abschließend werden die zentralen Erkenntnisse des Kapitels zusammengefasst.

3.1 Zentrale Dichte, polyzentrale Infrastruktur

Die städtebauliche Struktur Berlins ist Ergebnis ihrer wechselhaften Geschichte. So ist auch die Polyzentralität historisch bedingt durch die sukzessiven Stadterweiterungen durch Eingemeindungen umliegender Städte und die jahrzehntelang andauernde Ost-West-Teilung nach dem Zweiten Weltkrieg. Zugleich verdichten sich Baustruktur und Bevölkerung – wie in jeder anderen Stadt – im Zentrum, das durch dichtere Baustrukturtypen gekennzeichnet ist als die äußeren Stadtbereiche. Die Polyzentralität bezieht sich in erster Linie auf die Infrastruktur, die sich nicht nur in der Innenstadt konzentriert, sondern auch in den Subzentren vieler Stadtteile.

Die Subzentren sind auch Standorte der vielen Einkaufszentren in der Stadt. Diese sind beliebte Freizeitorde von Jugendlichen zum Chillen und Freund*innentreffen. Für diese Aktivitäten nutzen Jugendliche auch Parks und andere Grünflächen, welche ebenfalls in der gesamten Stadt vorhanden sind. Grundsätzlich müssen Jugendliche in allen Teilen der Stadt demnach keine weiten Wege zurücklegen, um diese beiden Raumtypen für ihre Freizeitaktivitäten zu nutzen.

3.1.1 Dichte und Zentren

Die Strukturen von Städten sind geprägt durch die Geschichte menschlicher Gesellschaft im Allgemeinen und die Geschichte menschlicher Bautätigkeit im Besonderen. Für Berlin war das enorme Wachstum, das die Stadt gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfuhr, besonders prägend (vgl. Peters 1995: 120). Der Aufstieg zu einer Industrie- und Großstadt brachte einen enormen Bevölkerungszuwachs mit sich und in den zentralen Stadtteilen entstand parallel „die für Berlin typische dichte Blockbebauung mit engen, teilweise mehreren aufeinander folgenden Hinterhöfen“ (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020: 06.07). Die 1920 erfolgte Eingemeindungen der umliegenden Ortschaften zu einem neuen Groß-Berlin brachten auch eine Vergrößerung der Siedlungsfläche (vgl. Peters 1995: 150). Die hinzugekommenen Flächen wurden unter anderem auch für gestaltete Freiräume, wie Parks, genutzt. So entstanden „die großen Volksparks und Kleingartenanlagen, die sich ringförmig um den Innenstadtkern der Jahrhundertwende erstreckten“ (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020: 06.07).

Die gewachsenen Strukturen der Stadt wurden dann im Zweiten Weltkrieg teilweise zerstört, das betraf z. B. schätzungsweise 30 % der Wohngebäude (vgl. Hoffmann 1998: 47). Weitere Veränderungen der städtebaulichen Struktur Berlins brach-

ten die Stadtentwicklung im Westen ebenso wie im Osten der Stadt nach der Teilung mit sich. In Westberlin wurde zunächst massiv beschädigte Bausubstanz abgerissen und ganze Blöcke somit umgestaltet und durch Neubauten ersetzt. Dabei wurde auch die Wohndichte verringert. Zusätzlich wurden am Stadtrand große Wohnsiedlungen angelegt. Um der Wohnungsnot nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs zu begegnen, wurde auch in Ostberlin auf Abriss und dem Neubau von Großsiedlungen gesetzt. In beiden Teilen Berlins wurde mit der Zeit aber auch der Altbau-Bestand als erhaltenswert erachtet und statt weiterem Abriss wurde eine behutsame Sanierung umgesetzt (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 76; Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020: 06.07). Die Zeit nach der Wiedervereinigung der Stadt war vor allem geprägt durch den Umzug der Bundesregierung von Bonn nach Berlin und der Entstehung des Regierungsviertels im Zentrum Berlins. Optimistische Wachstumsprognosen führten zunächst zur Planung und teilweisen Umsetzung neuer Vorstadtsiedlungen (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2018). Nachdem es dann nicht zu dem erwarteten Bevölkerungszuwachs kam, wurde die Wohnungsbautätigkeit zurückgefahren. Statt auf Siedlungsbau wurde vermehrt auf Bestandssanierung und Nachverdichtung gesetzt (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020: 06.07).

Die aktuelle Bau- und Stadtstruktur ist Ergebnis dieser von Wachstum, Zerstörung und Teilung geprägten Geschichte Berlins. Der von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen herausgegebene Umweltatlas⁵ stellt für Berlin sechs Baustrukturtypen heraus.⁶ Der Baustrukturtyp der durchgehende Blockrandbebauung mit (zum Teil durch Sanierungen stark veränderten) Gebäuden aus den Jahren 1870 bis 1918 beschränkt sich weitestgehend auf das Gebiet innerhalb des S-Bahn-

⁵ Seit 2001 erscheint der Umweltatlas nicht mehr als gedrucktes Buch, sondern nur noch als Sammlung online abrufbarer Kapitel und Karten, die wahlweise als Internetseite oder PDF dargestellt werden (<https://www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/umweltatlas/index.shtml>, abgerufen am 08.01.2024). Angaben zu Seitenzahl bei Zitationen sind daher nicht möglich. Im Folgenden wird deshalb, wo möglich, auf die konkreten Unterkapitel verwiesen. Die Kapitel und Karten werden jeweils fortlaufend aktualisiert. Die zugrundeliegenden Daten stammen daher teilweise aus verschiedenen Jahren. Bei den hier gezeigten Karten aus dem Umweltatlas sind die Jahreszahlen jeweils angegeben.

⁶ Ausführlich definiert sind die Flächen- und Strukturtypen in der Dokumentation der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt (2016a) zur Kartierung der Flächennutzung und Stadtstruktur. Der „Umweltatlas“ kategorisiert die Stadt Berlin in 52 Flächentypen. Die Flächentypen werden in 16 übergeordneten Strukturtypen zusammengefasst. Die elf Strukturtypen mit überwiegender Wohnnutzung werden dann wiederum zu den sechs Baustrukturtypen zusammengefasst.

Rings sowie einige unmittelbar außerhalb anschließende Gebiete (z. B. Friedenau und Gesundbrunnen) (s. Abb. 3.1; vgl. auch (Brake 2012: 258 f.)). Abseits dieser durchgehenden Bebauung im und um den S-Bahn-Ring finden sich noch vereinzelte Inseln mit Blockrandbebauung in den Zentren von Stadtteilen, die ehemals eigene Ortschaften waren (z. B. Köpenick oder Spandau). Die Wohnbebauung außerhalb dieses zentralen Bereichs bis hin zum Stadtrand ist geprägt durch Zeilenbau aus der Zwischen- und Nachkriegszeit sowie Einfamilienhausgegenden und Großsiedlungen. Größere Gebiete letzteren Baustrukturtyps finden sich innerhalb des S-Bahn-Rings nur in Friedrichshain und Mitte, der Großteil liegt im östlichen Bereich zum Stadtrand hin, aber auch im Norden, Westen und Süden am Rand der Stadt. Im äußeren Siedlungsbereich ist die Wohnbebauung auch häufiger durchbrochen von Gebieten ohne Wohnbebauung, hier prägen einerseits Grün- und Freiflächen und andererseits Gebieten mit vornehmlich gewerblicher Nutzung die Stadtstruktur.

Entsprechend gestaltet sich sowohl die bauliche als auch die Bevölkerungsdichte (s. Abb. 3.2 und 3.3). Geschossflächenzahl (GFZ) sowie Bevölkerungszahlen⁷ zeugen von einer hohen Dichte im Zentrum der Stadt und einem markanten Abfall der Dichte ab der Grenze des S-Bahn-Rings. In den äußeren Bereichen Berlins gibt es vor allem an den Standorten der Großsiedlungen vereinzelte Inseln höherer Dichte (z. B. in Marzahn-Hellersdorf). Die höhere Dichte im Zentrum ist nicht überraschend und kennzeichnend für große Städte.

Der „Stadtentwicklungsplan Zentren“ der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt (2016b) weist für Berlin 83 städtische Zentren (s. Abb. 3.4) aus. Neben den beiden Zentrumsbereichskernen im ehemaligen Ost- und Westteil der Stadt, gibt es acht weitere Hauptzentren. Diese liegen teilweise am Rande des inneren Stadtbereichs, teilweise aber auch zum Stadtrand hin. Auch die Stadtteil- und Ortsteilzentren befinden sich sowohl im Zentrum als auch im äußeren Stadtbereich. Viele der Zentren außerhalb der Innenstadt sind ehemalige Stadtzentren eingemeindeter Orte (z. B. Spandau) (vgl. Brake 2012: 273). Sie sind daher auch Orte mit besonderer städtebaulicher Prägung und dienen der Identifikation mit dem Stadtteil (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt 2016b: 8). Die unterste

⁷ Im Gegensatz zu Grundflächenzahl (GRZ), die den Anteil der bebauten Fläche eines Grundstücks angibt, gibt die GFZ das Verhältnis der gesamten baulich genutzten Fläche zur Grundstücksgröße an (vgl. § 19 und § 20 Baunutzungsverordnung). Zur Berechnung der GFZ wird die summierte Fläche aller Gebäudevollgeschosse durch die Grundstücksfläche dividiert. Die Bevölkerungsdichte wird in der Regel in Einwohner*innen pro km² angegeben. Die Größe dieser Kennzahl hängt somit auch stark von der gewählten Gebietseinheit ab und ein Vergleich unterschiedlich großer Gebiete ist nicht aussagekräftig.

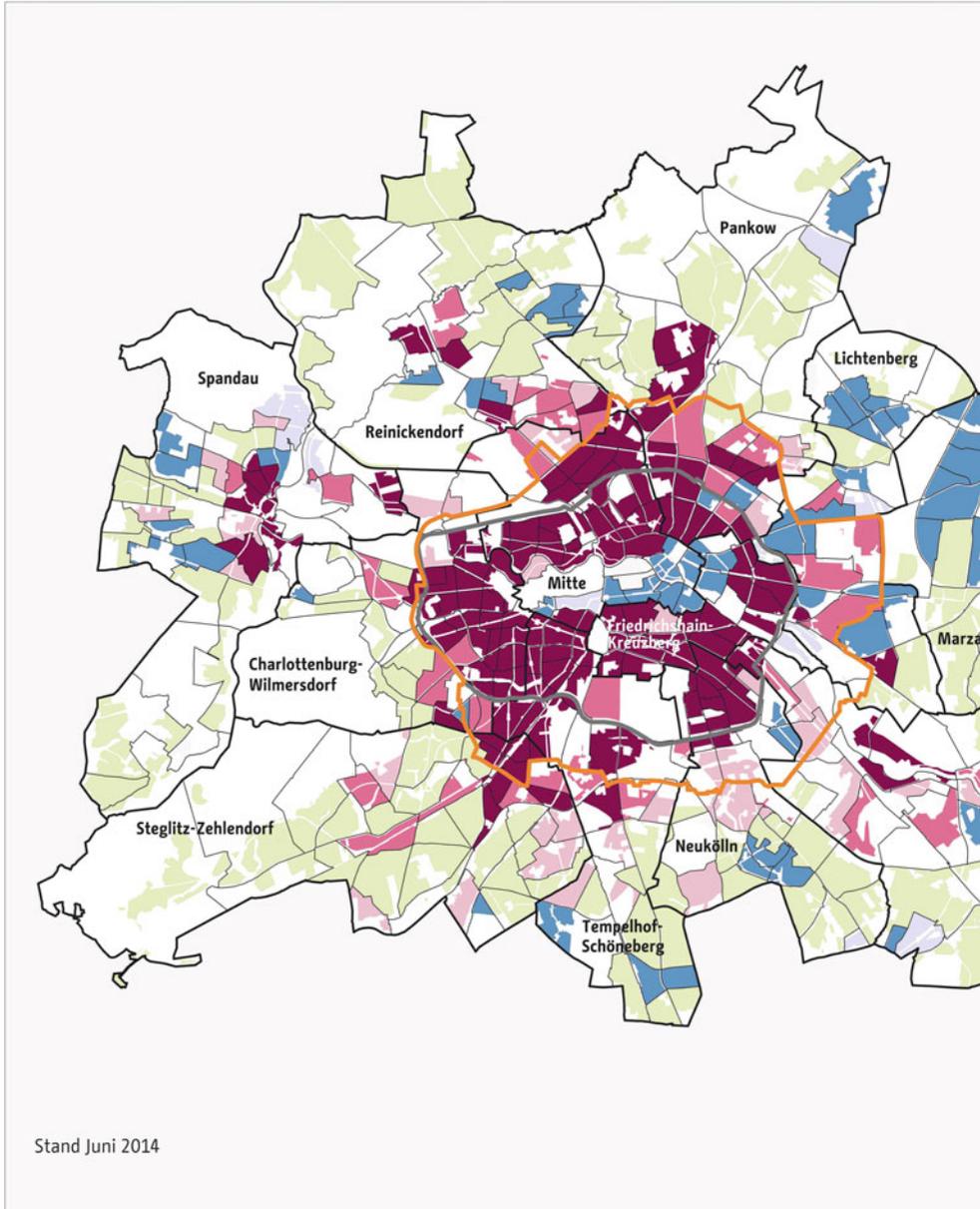


Abbildung 3.1 Karte der räumlichen Verteilung der Strukturtypen (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020)

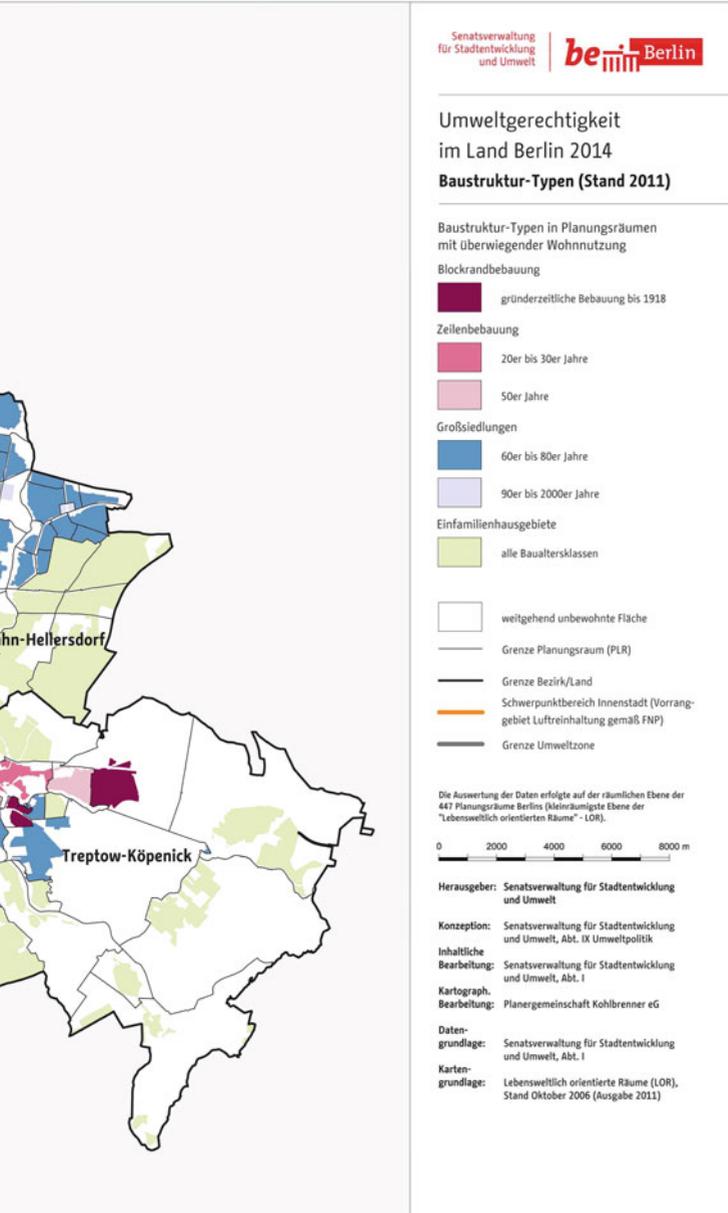


Abbildung 3.1 (Fortsetzung)

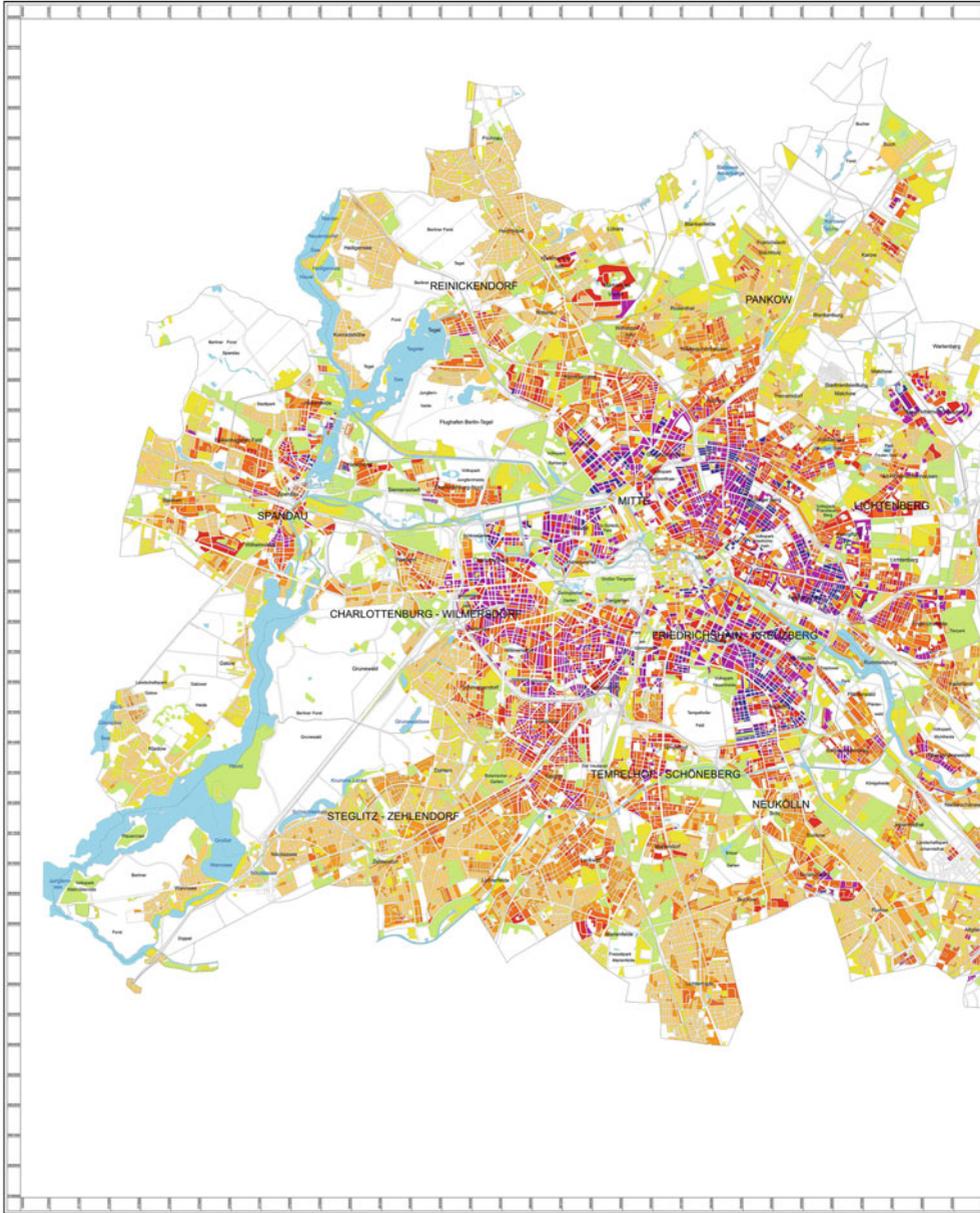


Abbildung 3.2 Karte der Bevölkerungsdichte (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020)

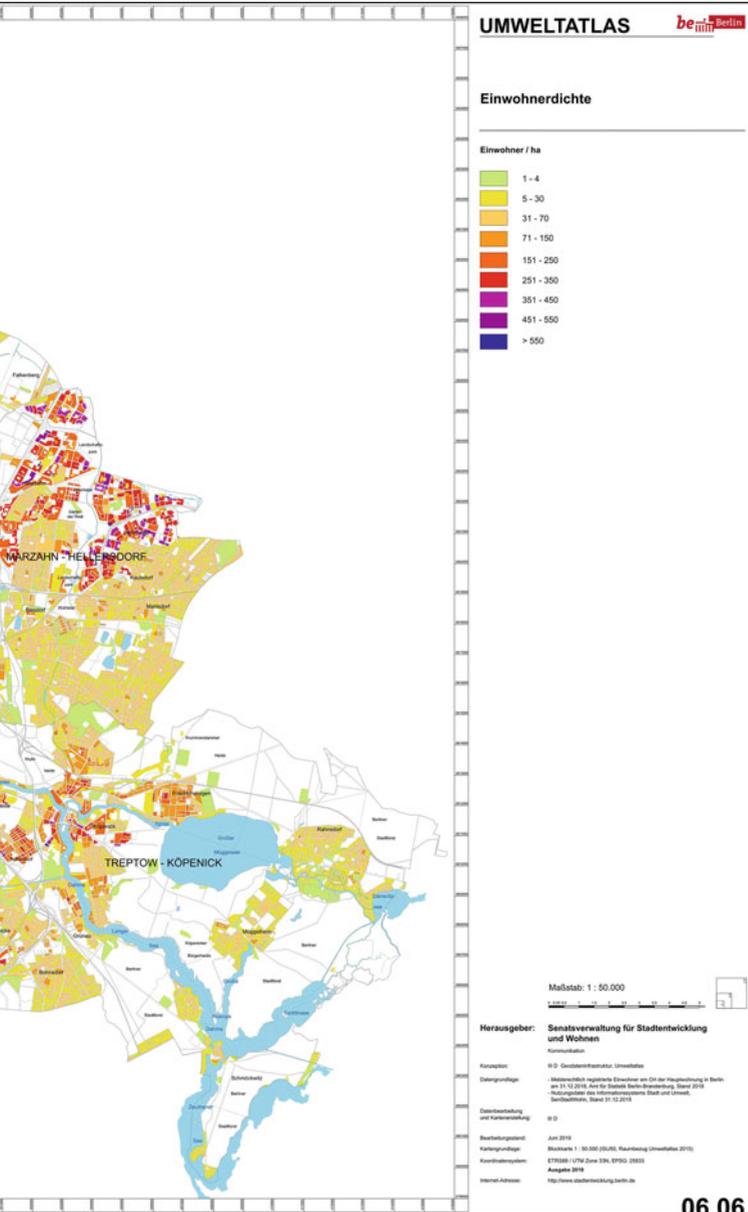


Abbildung 3.2 (Fortsetzung)

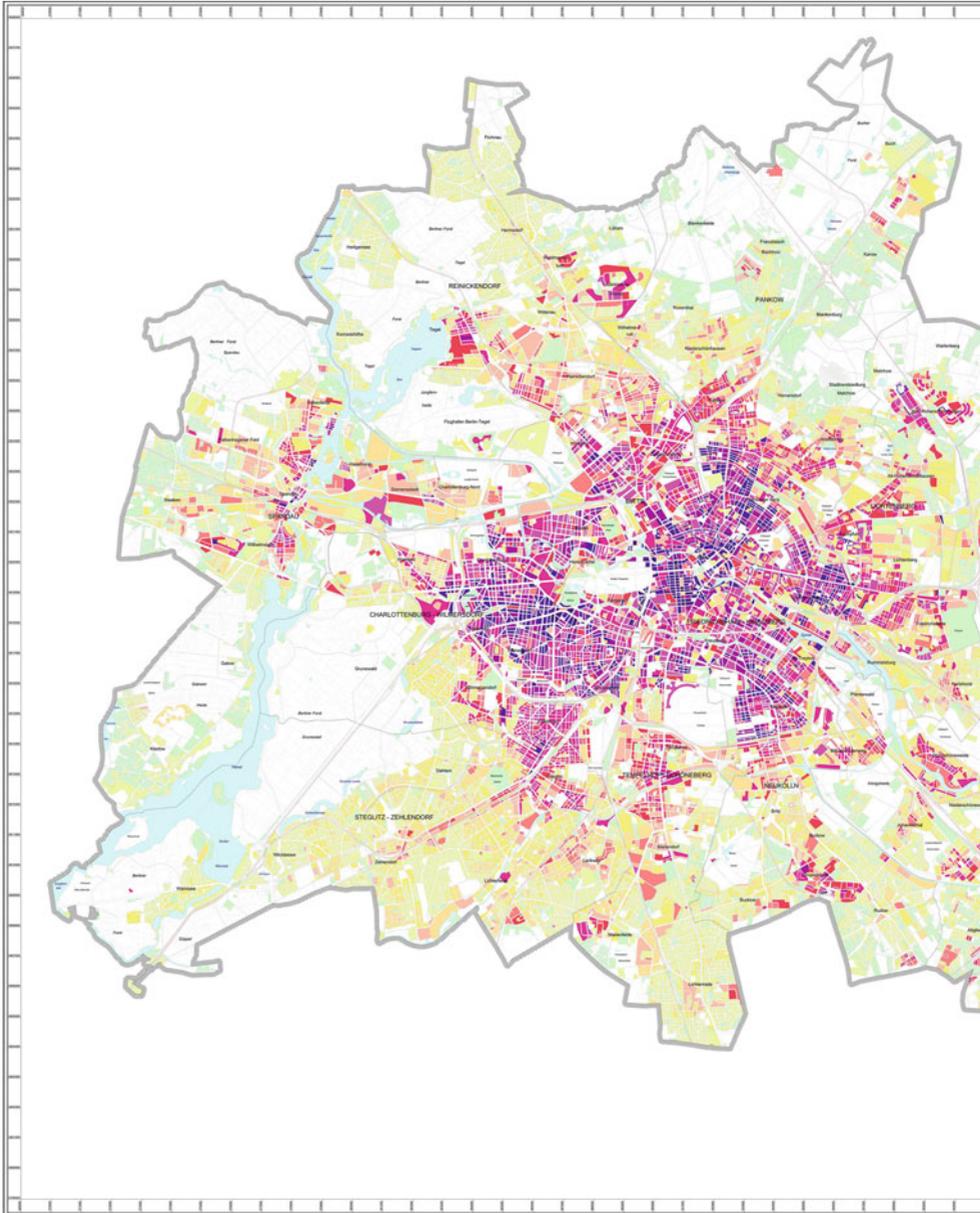


Abbildung 3.3 Karte der baulichen Dichte (Geschossflächenzahl) (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020)

Hierarchieebene der Ortsteilzentren bietet nur eine Grundversorgung mit Waren und Dienstleistungen und ist nicht immer ans S- und U-Bahnnetz angeschlossen. Aber bereits die Stadtteilzentren sind gut per ÖPNV zu erreichen und bieten neben einem erweiterten Waren- und Dienstleistungsangebot auch soziale und kulturelle Infrastruktur (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2019b: 40 f.).

Insgesamt konstatiert der „Stadtentwicklungsplan Zentren“ der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, dass diese polyzentrale Struktur eine gute wohnungsnah Grundversorgung in den meisten Teilen der Stadt ermöglicht. Mit Sorge wird allerdings die Entwicklung der kleinen und mittelgroßen Zentren gesehen. Während die beiden großen Zentrumsbereiche im Westen (zwischen Wilmerdorfer Straße und Bahnhof Zoo) und im Osten (zwischen Potsdamer Platz, Friedrichsstraße und Alexanderplatz) der Stadt und weitere Hauptzentren (z. B. in Spandau und Köpenick) einen deutlichen Zuwachs der Verkaufsflächen zwischen 2010 und 2015 verzeichneten, findet sich bei den Stadtteil- und Ortsteilzentren nur eine geringe Zunahme oder sogar Abnahme (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt 2016b: 15 ff.). Trotz dieser Entwicklung, welche die Bedeutung der Hauptzentren gegenüber den Subzentren stärkt, ist durch die vielen Zentren eine fußläufige Nahversorgung der Bevölkerung in den allermeisten Teilen der Stadt sichergestellt.

3.1.2 Einkaufszentren und Grünflächen

Mit Blick auf die Jugendlichen ist vor allem die Verteilung großer Einkaufszentren und Grün- bzw. Freiflächen von Interesse, da diese (teil-)öffentlichen Raumtypen von Jugendlichen in ihrer Freizeit bevorzugt aufgesucht werden, wie im vorangegangenen Kapitel bereits dargelegt wurde. Für die fast 70 Einkaufszentren („Shoppingmalls“)⁸ in Berlin⁹ ergibt sich laut Brake (2012: 272 f.) eine bemerkenswerte räumliche Verteilung. In den meisten Städten befinden sich Shoppingmalls entweder

⁸ Zwei Merkmale kennzeichnen Shoppingmalls/Einkaufszentren und unterscheiden sie von anderen Einzelhandels- und Dienstleistungskonzentrationen. Erstens gibt es eine*n Gebäudeigentümer*in und ein zentrales Management, welche die Mall nach außen vermarktet, Anbieter auswählt, die Vermietung der Ladenlokale organisiert und für die Einhaltung der Hausordnung sorgt. Zweitens handelt es sich bei Einkaufszentren um Gebäudekomplexe, die einzelne Geschäfte und Dienstleister „unter einem Dach“ vereinen. Sie ermöglichen wettbewerbsfähiges Einkaufen bei verschiedenen Anbietern und bieten sogar häufig Aufenthaltsmöglichkeiten, wie Bänke (vgl. Dörhöfer 2008: 12 ff.).

⁹ Dörhöfer (2008) gibt einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Einkaufszentren in Berlin. Anhand von zehn ausgewählten Shoppingmalls in Berlin diskutiert sie ihre bauliche Struktur als auch soziale Funktion.

in Randlagen oder im Stadtzentrum (vgl. Dörhöfer 2008; Krüger und Walther 2007). In Berlin sind sie jedoch der polyzentrischen Stadtstruktur folgend über große Teile des Stadtgebiets verteilt und „integriert“ in bereits bestehende Subzentren.

In den offiziellen Dokumenten und Karten der Stadtverwaltungen Berlins werden Einkaufszentren nicht gesondert ausgewiesen. Daher war für eine kartografische Darstellung und Auswertung der Standorte von Einkaufszentren eine eigene Recherche und Zusammenstellung von Daten in einem GIS-Layer notwendig. Durch eine Abfrage von Objekten mit den Namen „mall“ des Open Street Map Kartenprojektes konnten die meisten Einkaufszentren im Stadtgebiet erfasst werden. Abgeglichen und ergänzt wurde der GIS-Layer mit einer Liste von berlin.de.¹⁰ Die 95 Objekte beinhalten nicht nur klassische, große Shoppingmalls, sondern auch kleinere „Passagen“. Deren Erscheinungsbild und Konsumangebot ist zwar häufig weniger attraktiv. Da sie aber ebenfalls überdachte Zwischenräume besitzen, kommen sie als geschützte Aufenthaltsräume für Jugendliche nichtsdestotrotz in Frage und sollen hier daher auch als Einkaufszentren gelten.

Die Darstellung der gewonnenen Daten als Karte belegt die Aussage von Brake (2012) (s. Abb 3.4). Viele der kartierten Shoppingmalls befinden sich im Zentrum oder in und am S-Bahn-Ring, aber auch in den Bezirken jenseits des S-Bahn-Rings gibt es viele Standorte; dort dann häufig in den Stadtteilzentren. Eine eindeutige Konzentration in der Innenstadt oder nur in bestimmten Bereichen der Stadt ist nicht auszumachen, auch wenn es eine höhere Dichte innerhalb des S-Bahn-Rings und im östlichen äußeren Bereich gibt. Zu beachten ist jedoch, dass sich die Einkaufszentren stark in ihrer Größe und Atmosphäre (vgl. Dörhöfer 2008) und dadurch möglicherweise auch in ihrer Attraktivität für Jugendliche unterscheiden. Große, moderne Shoppingmalls sind in den letzten Jahren vor allem im Stadtzentrum entstanden, z. B. die Bikini-Mall am Breitscheidplatz, die Mall of Berlin am Leipziger Platz oder das Alexa-Einkaufszentrum am Alexanderplatz.

Obwohl insgesamt 35 % des Berliner Stadtgebietes aus Wald, Grün- und Freiflächen besteht (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020: 06.01), zählt Berlin zu den Städten mit eher wenig „grüner Infrastruktur“ (vgl. Richter et al. 2017). Die Grünflächenausstattung pro Einwohner*innen zählt im Vergleich mit anderen deutschen Städten zu den geringsten, zugleich liegt Berlin im Mittelmaß bei der Erreichbarkeit öffentlicher Grünflächen (vgl. Richter et al.

¹⁰ <https://www.berlin.de/special/shopping/einkaufszentrum> (abgerufen am 08.01.2024)

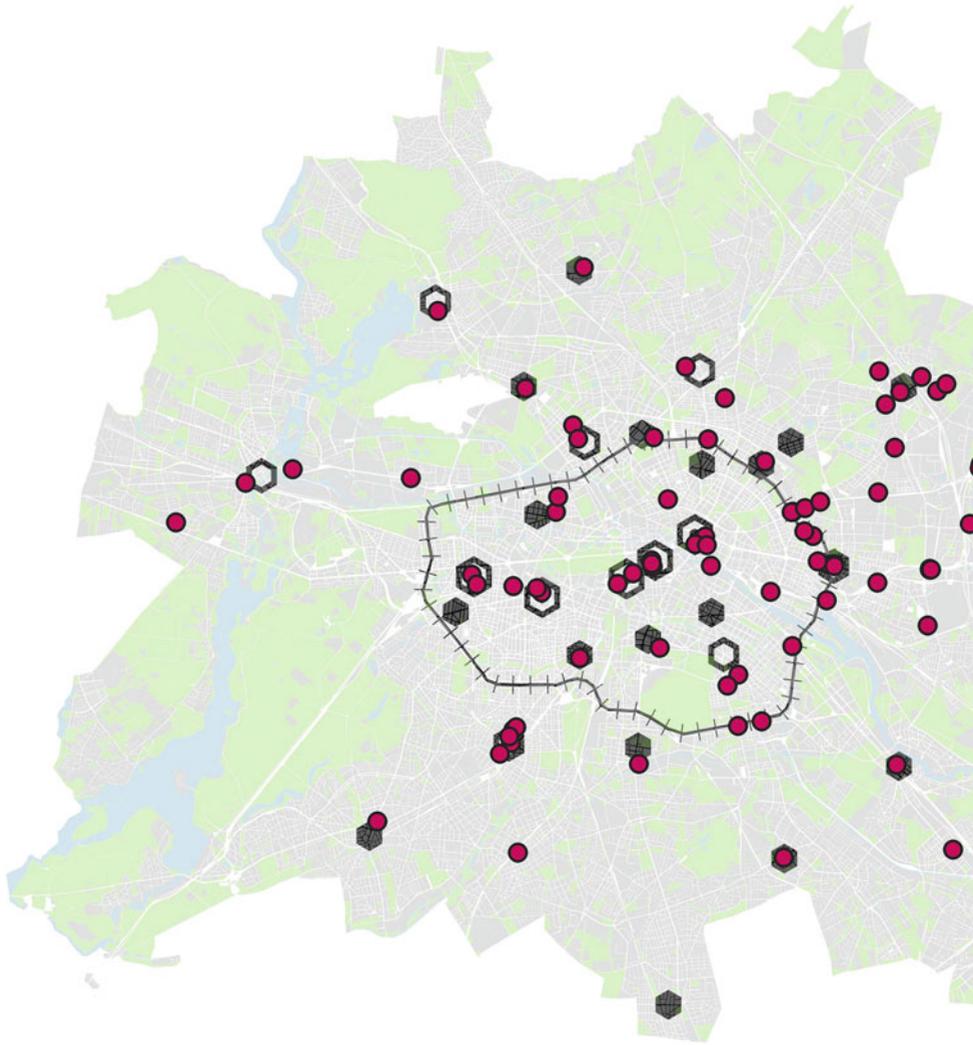


Abbildung 3.4 Karte der Einkaufszentren und Stadtzentren. (Eigene Darstellung, Quelle: OpenStreetMap/berlin.de)

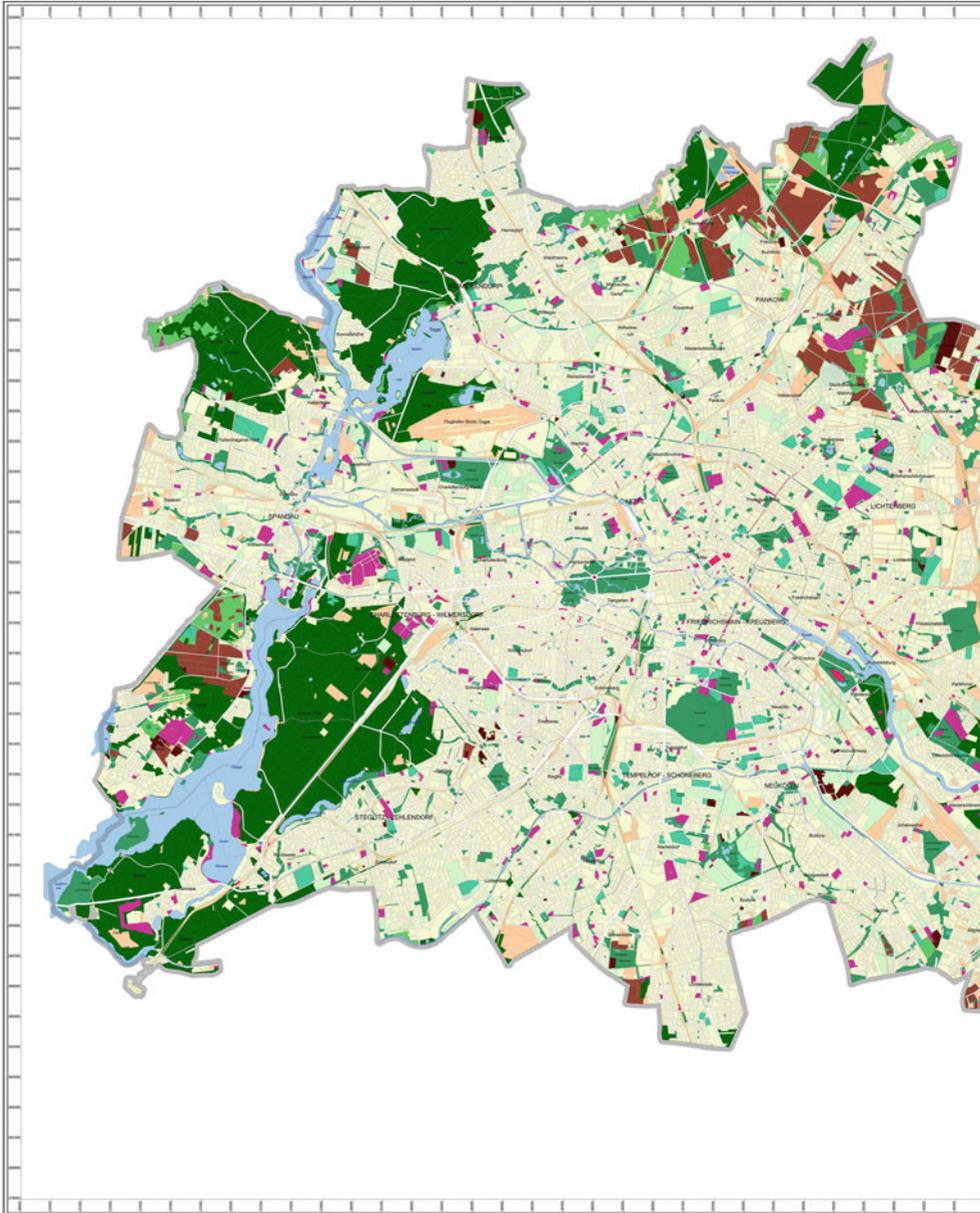


Abbildung 3.5 Karte der Grünversorgung (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020)

2016). Wie zu erwarten, ist die Versorgung mit Grünflächen in den Innenstadtbereichen Berlins mit ihrer überwiegend dichten Blockrandbebauung deutlich schlechter als in den Bereichen außerhalb des S-Bahn-Rings, wo die Bebauung aufgelockert wird durch größere grüne unbebaute Flächen (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020: 06.05). Auch zeigt sich, dass marginalisierte Quartiere schlechter mit Grünflächen versorgt sind als eher privilegierte Nachbarschaften (vgl. Kleinschmit et al. 2011).¹¹

Als Grundlage für diese Bewertungen dient die Relation der Grünfläche zur Bevölkerungszahl im Einzugsbereich (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020: 06.05).¹² Grundsätzlich finden sich aber in allen Stadtteilen, auch in der Innenstadt, größere (z. B. Tiergarten, Tempelhofer Feld), mittlere (z. B. die Volksparks) und kleinere Grünflächen (s. Abb. 3.5). Mit der Einschätzung, weite Teile der Innenstadtquartiere seien mit Grünflächen unterversorgt, wird auf die potenzielle Übernutzung dieser Flächen der Naherholung hingewiesen (vgl. Jung 2019: 51 f.) – ein Problem, das sich in vielen deutschen Großstädten aufgrund von anhaltendem Zuzug und Nachverdichtung ergibt (vgl. Dosch 2018). Inwiefern diese Übernutzung von Jugendlichen als negativ wahrgenommen wird und dazu führt, dass sie auf weiter entfernt gelegene Grünflächen für ihre Freizeitgestaltung ausweichen, lässt sich mithilfe der vorliegenden Forschung und Literatur nicht klären. Es lässt sich jedoch vermuten, dass sportliche Freizeitaktivitäten durchaus negativ betroffen sind, wenn z. B. zu wenig öffentliche Sportplätze im Verhältnis zur Bevölkerungsdichte im Quartier vorhanden sind. Beim Treffen mit Freund*innen und dem Beobachten anderer Jugendlicher mag die hohe Nutzungsdichte eines Parks sogar zuträglich sein, möglicherweise spielt hierbei aber auch das Image eines Parks und sein übliches Publikum eine Rolle (z. B. ist der Mauerpark im Prenzlauer Berg besonders beliebt bei jungen Erwachsenen). Naturinteressierte Jugendliche zieht es wahrscheinlich in die größeren Waldgebiete am Stadtrand (z. B. Grunewald) oder in Brandenburg. Je nach Aktivitäten werden also andere Grünflächen genutzt.

¹¹ Dabei ist zu beachten, dass es im Innenstadtbereich deutlich mehr marginalisierte Quartiere gibt als im äußeren Bereich Berlins. Die Unterversorgung vieler benachteiligter Quartiere mit Grünflächen hängt also möglicherweise vor allem mit ihrer Lage und städtebaulichen Struktur zusammen.

¹² Das genaue Vorgehen zur Berechnung der Grünflächenversorgung wird im Umweltatlas im Unterkapitel 06.05 ausführlich dargelegt.

3.1.3 Zusammenfassung

Was bedeutet diese Verteilung von Dichte, Infrastruktur, Einkaufszentren und Grünflächen für das Freizeitverhalten von Jugendlichen in Berlin? Innerhalb des S-Bahn-Rings ergibt sich durch die höhere Bebauungs-, Bevölkerungs- und Zentrendichte und eine höhere Dichte an infrastrukturellem Angebot (Nahversorgung, kulturelle und soziale Angebote) und eine höhere Dichte an potenziellen sozialen Kontakten. Die Folge sind kürzere Wege für die Nutzung von Infrastruktur und die Pflege von sozialen Kontakten (vgl. Kemper et al. 2012). Wie Studien zeigen sind die Aktivitätsräume von Personen in dichten, innerstädtischen Quartieren kleiner (vgl. Chen und Akar 2016; Chen et al. 2017).

Durch die polyzentrale Struktur Berlins ist jedoch auch ein großes Angebot an Infrastruktur jenseits des Stadtzentrums in den Subzentren verfügbar. Dort finden sich auch die für die jugendliche Freizeitgestaltung relevanten Einkaufszentren. Ein differenziertes Angebot an Grünflächen ist ebenfalls in allen Teilen der Stadt vorhanden und die Präferenz für bestimmte Arten von Grünflächen kann wohnortnah umgesetzt werden. Andererseits unterscheiden sich die einzelnen Einkaufszentren und Grünflächen in ihrer Attraktivität für Jugendliche. Bestimmte große, moderne Shoppingmalls und innerstädtische Parks mit einem hippen Image sind möglicherweise Anziehungspunkte für Jugendliche aus dem ganzen Stadtgebiet. Diese Qualitätsunterschiede lassen sich jedoch durch die vorhandenen Daten nicht auf einer allgemeinen Ebene bestimmen und darstellen.

Mit Blick auf diese Erkenntnisse muss die Hypothese 2.b modifiziert werden (s. Tab. 3.1). Durch die polyzentrale Struktur Berlins sind die Freizeitaktivitäten von Jugendlichen weniger stark aufs Stadtzentrum ausgerichtet als in monozentralen Städten. Neben Schul- und Wohnstandort haben auch die Subzentren einen Einfluss auf die räumliche Ausrichtung der Freizeit. Der geringere Fokus aufs Stadtzentrum wird auch dadurch gestützt, dass sich zwei für die jugendliche Freizeitgestaltung wichtige Raumtypen, nämlich Shoppingmalls und Grünflächen, im ganzen Stadtgebiet befinden. Aus dieser Verteilung ergibt sich eine weitere Hypothese (H2.c): Da diese Raumtypen bei Jugendlichen sehr nachgefragt sind und das Angebot zugleich überall in der Stadt vorhanden ist, wird es auch von Jugendlichen in allen Teilen der Stadt genutzt. Allgemein sind die Jugendlichen nicht gezwungen weite Wege zurückzulegen und bestimmte Teile der Stadt aufzusuchen, um diese Raumtypen zu nutzen. Zugleich gibt es einzelne Einkaufszentren oder Parks im inneren Bereich der Stadt mit besonderer Attraktivität für Jugendliche. Die in Hypothese 3.b enthaltene Aussage, dass eine zentrale Wohnlage zu einem kleineren Aktivitätsraum

Tabelle 3.1 Ergänzung der Hypothesen: Stadt- und Infrastruktur

ID	Hypothesen
H2	Stadt- und Infrastruktur Berlins prägen das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen.
H2.a	Das Mobilitätsverhalten ist bestimmt durch Verfügbarkeit und Qualität der Mobilitätsmittel und den sozialen Status.
H2.b	Die räumliche Ausrichtung der jugendlichen Freizeitaktivitäten ist geprägt durch Schul- und Wohnstandorte sowie durch die Haupt- und Subzentren Berlins.
H2.c	Die für das jugendliche Freizeitverhalten relevanten öffentlichen Raumtypen sind breit über das Stadtgebiet gestreut und werden daher von wohnortnah in allen Stadtteilen genutzt.
H3	Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher sind geprägt durch individuelle sozialstrukturelle Merkmale, durch wohnortbezogene Merkmale und durch die Distanzen zu wichtigen Alltagsorten.
H3.a	Größe und Ausrichtung von Aktivitätsräumen und Freundeskreisen sind eng miteinander verknüpft.
H3.b	Folgende Merkmale führen zu kleineren und eher aufs eigene Wohnquartier ausgerichteten Aktivitätsräumen: niedriger sozialer Status ein eher unorganisierter Freizeitstil Wohnort in einem marginalisierten Quartier Wohnort in einem zentralen Quartier lange Wohndauer im Quartier geringe Distanz zum Schulort geringe Distanz zu Wohnorten der Freund*innen

führt, ist – zusammen mit der allgemein höheren Dichte im Zentrum – für Berliner Jugendliche mit Skepsis zu betrachten, wenn auch nicht gänzlich zu verwerfen. Dies unterstreicht, wie wichtig es ist, das Merkmal der Wohnlage im Bezug zum Stadtzentrum in den empirischen Analysen dieser Arbeit zu überprüfen.

3.2 Jugendbezogene Infrastruktur

Neben der allgemeinen Infrastruktur, wie Einkaufszentren und Parks, die sich Jugendliche aneignen und für ihre Freizeitaktivitäten nutzen, besitzt Berlin auch Infrastruktur, die explizit auf Kinder und Jugendliche ausgerichtet ist. Zunächst sind hier Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen (meist als Jugendzentren oder Jugendklub bekannt), die von der Stadt sowie kirchlichen und privaten Trägern betrieben werden, zu nennen. Diese sind meist offen für alle Jugendliche, teil-

weise aber auch ausgerichtet auf bestimmte Personengruppen (z. B. Mädchen). Das Angebot umfasst je nach Einrichtung offene Bereiche, in denen sich Jugendliche aufhalten und Gleichaltrige treffen können, und organisierte Angebote, wie Workshops und Arbeitsgruppen zu verschiedenen Themen (z. B. Tanzen, Musik, Basteln, etc.). Nicht selten können in und um Jugendfreizeiteinrichtungen auch Spiel- und Sportgeräte und -orte genutzt werden (z. B. Kickertisch, Tischtennisplatte, Basketballplatz). Oberflächlich betrachtet sind Jugendzentren in allen Bereichen der Stadt vorhanden. Eine detaillierte Auswertung nach Quartierstatus belegt jedoch eine höhere Konzentration in marginalisierten Quartieren. Jugendliche in diesen Quartieren müssen daher im Schnitt weniger weite Wege zurücklegen, um das Angebot von Jugendfreizeiteinrichtungen zu nutzen.

Daneben sind auch die Schulen relevante Orte für das Freizeitverhalten und die Aktivitätsräume von Jugendlichen. Sie sind neben dem Zuhause für alle schulpflichtigen Jugendlichen der zweite Fixpunkt der täglichen Routinen und wichtiger Sozialisationsraum (vgl. Hummrich und Kramer 2017; Zschach und Pfaff 2014). Für viele Jugendliche sind Schulen jenseits der Unterrichtszeiten auch Freizeitorte, weil dort an die Schule angegliederte, organisierte Freizeitbeschäftigungen stattfinden oder auch, weil das Schulgelände als öffentlich zugänglicher Ort für Sport und Geselligkeit genutzt wird. Zudem werden an Schulen soziale Kontakte geknüpft und Freundschaften entstehen (vgl. Alleweldt 2009). Liegen die besuchten Schulen in weiter entfernten Stadtteilen, können sie Brücken zu Kontakten und Freizeitaktivitäten in diesen Teilen der Stadt bilden.

Welche Schule besucht wird, hängt von den Bildungsaspirationen der Familien und den Leistungen der Schüler*innen ab: Leistungsstärkere Schüler*innen aus Familien mit mittlerem und hohem sozialen Status wählen meist Schulen mit einer Oberstufe, für leistungsschwächere Schüler*innen aus statusniedrigeren Haushalten kommen eher Schulen ohne Oberstufe in Frage. Grundsätzlich sind beide Schultypen in allen Teilen der Stadt vorhanden. Weitere Unterschiede in Angebot und Nachfrage ergeben sich durch unterschiedliche Profile und Images der Schulen. So werden besonders leistungsorientierte Schulen mit besonderem Profil auch von bildungsbewussten Eltern aus weiter entfernten Teilen der Stadt gewählt. Diese qualitativen Differenzen im Schulangebot können jedoch nicht auf einer allgemeinen Ebene nachgezeichnet werden, werden aber bei der Stichprobenziehung und Auswertung der Daten dieser Forschung reflektiert.

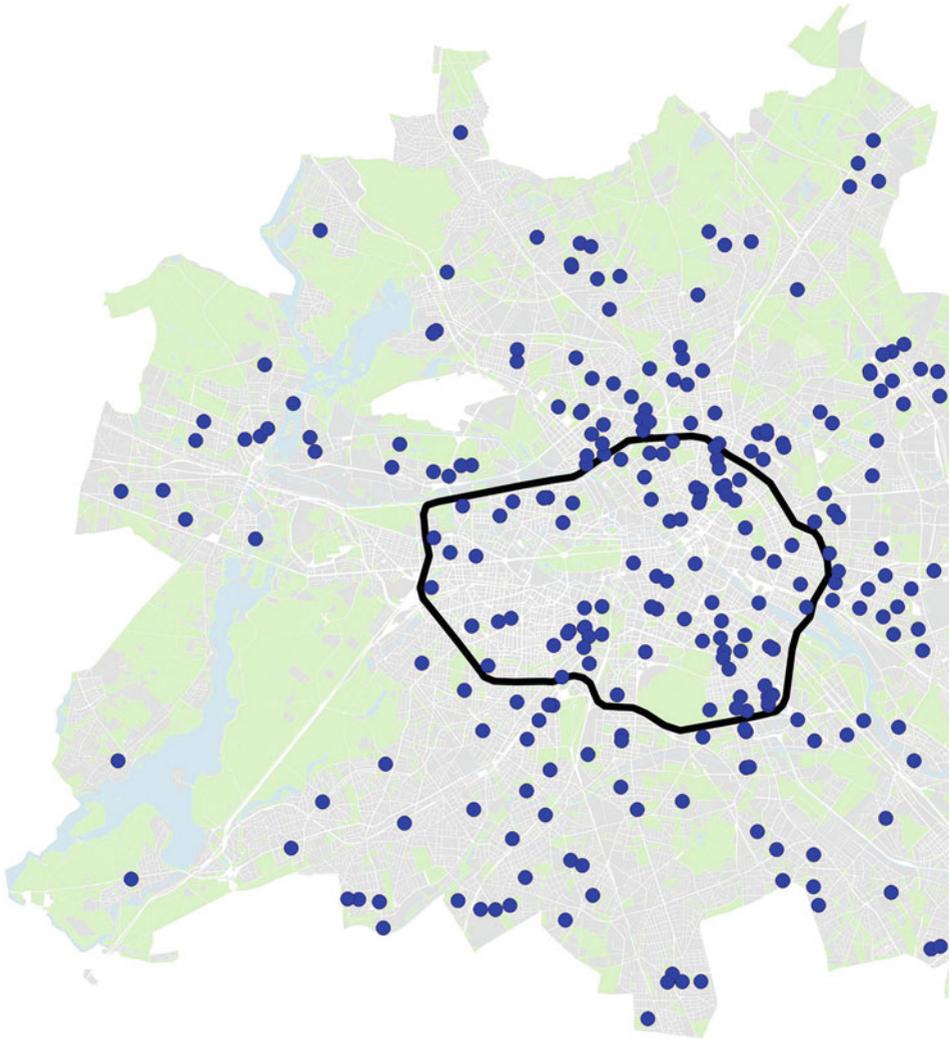


Abbildung 3.6 Karte der Jugendfreizeiteinrichtungen. (Eigene Darstellung, Quelle: Landesvereinigung Kulturelle Jugendbildung Berlin e.V. 2016)

- Jugendfreizeiteinrichtungen
- S-Bahn-Ring

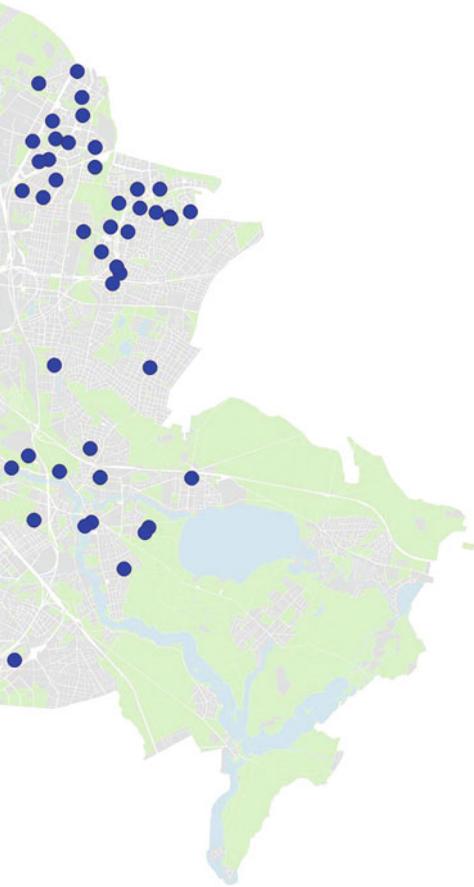


Abbildung 3.6 (Fortsetzung)

3.2.1 Jugendfreizeiteinrichtungen

Jugendfreizeiteinrichtungen sind die einzigen Orte in der Stadt, die explizit für die Freizeitbeschäftigung von Jugendlichen vorgesehen sind. Eine vollständige Liste aller Einrichtungen öffentlicher und privater Träger gibt es nicht. Die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie verweist auf Anfrage auf die Broschüre der Landesvereinigung Kulturelle Jugendbildung Berlin e.V. (2016) als umfangreiche Aufstellung aller Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen in Berlin. Durch mehrere Aufbereitungsschritte konnte diese Broschüre in eine Tabelle transformiert und anschließend über die Adressangaben in QGIS geocodiert werden. Anhand der Angaben in der Broschüre zu den einzelnen Einrichtungen und ergänzende Internetrecherchen wurden die Einrichtungen danach kategorisiert, ob sich ihr Angebot auch an Jugendliche oder vornehmlich an Kinder richtet und ob sie auch ein offenes Angebot oder ausschließlich ein Programmangebot mit festen Terminen haben.

Die Darstellung als Karte zeigt, dass die 316 sozialen und kulturellen Einrichtungen mit Angeboten für Jugendliche grundsätzlich in der gesamten Stadt vorhanden sind (s. Abb. 3.6). Eine höhere Dichte an Jugendfreizeiteinrichtungen findet sich erwartungsgemäß in den Gebieten mit einer höheren Bevölkerungsdichte, also vor allem im Innenstadtbereich. Im Südwesten und Südosten, in den Bereichen mit großen See- und Waldflächen und kaum Besiedlung, befinden sich keine Einrichtungen.¹³

Die Auswertung der Standorte der Jugendzentren nach dem sozialen Status der lebensweltlich orientierten Räume (LOR) zeigt, dass es in den privilegierten Quartieren unterdurchschnittliche viele Einrichtungen gibt, während es in den marginalisierten Quartieren überdurchschnittlich viele sind (s. Tab. 3.2). Eine gleichmäßige Verteilung aller Jugendfreizeiteinrichtungen auf alle Lebensweltlich orientierte Räume würde eine Quote von 0,71 Einrichtungen pro LOR ergeben. Während die vielen LOR mit einem mittleren Status diese Quote annähernd erreichen, liegt sie für die Quartiere mit hohem Status nur bei 0,25, für LOR mit (sehr) niedrigem Status jedoch bei 0,98 bzw. 1,10.¹⁴

¹³ Zu Geschichte und Entwicklung der Jugendarbeit in Berlin siehe Witte (2001).

¹⁴ Dabei ist zu beachten, dass Flächengröße und Einwohner*innenzahl der LOR variieren. Eine gleichmäßige Verteilung der Jugendzentren auf alle LOR würde also nicht eine gleichmäßige Verteilung nach Fläche oder Bevölkerung bedeuten. LOR mit einem höheren Anteil an SGBII-Empfänger*innen und einem niedrigeren Status (laut Monitoring Soziale Stadtentwicklung) haben tendenziell mehr Einwohner*innen. Es wird daher eine größere Anzahl an Jugendfreizeiteinrichtungen in den benachteiligten LOR benötigt, um die gleiche Versorgung pro Kopf zu gewährleisten wie in den weniger benachteiligten Quartieren. Der Zusammenhang zwischen Anzahl der Bewohner*innen und Marginalisierung des Quartiers ist schwach ausgeprägt ($r = 0,17$, $p < 0,001$) und erklärt die deutliche Ungleichverteilung der Jugendfreizeiteinrichtungen auf die LOR mit unterschiedlichem Status jedoch nicht vollständig.

Tabelle 3.2 Verteilung Jugendzentren nach LOR-Status. (Eigene Berechnungen, Quelle: Landesvereinigung Kulturelle Jugendbildung Berlin e.V. 2016)

Status	Anzahl LOR	Anzahl JZ in LOR	Anteil JZ in LOR	JZ pro LOR
hoch	75	19	6 %	0.25
mittel	278	210	66 %	0.76
niedrig	41	40	13 %	0.98
sehr niedrig	42	46	15 %	1.10
NA	11	1	0 %	0.09
Summe	447	316	100 %	0.71

Eine Unterscheidung nach Jugendzentren mit offenen Angeboten und Jugendzentren, die ausschließlich ein terminiertes Programm für Workshops, Kurse, regelmäßige Gruppen usw. anbieten, ist interessant, sprechen sie doch möglicherweise unterschiedliche Gruppen von Jugendlichen an. So sind Jugendeinrichtungen mit offenem Bereich (z. B. ein Café mit Billard- und Kickertisch) interessanter für Jugendliche mit eher spontaner und unstrukturierter Freizeitgestaltung, denen beispielsweise das Treffen von Freund*innen wichtig ist. Workshops und Kurse machen Jugendfreizeiteinrichtungen attraktiv für Jugendliche, die sich in ihrer Freizeit kreativ betätigen und bilden wollen. Dass diese unterschiedliche Freizeitgestaltung schicht- und geschlechtsspezifisch ist, wurde im vorangegangenen Kapitel dargestellt. Die Jugendfreizeiteinrichtungen mit offenem Angebot sind ähnlich ungleich verteilt wie die Gesamtmenge der Einrichtungen: unterdurchschnittliche viele befinden sich in den privilegierten, überdurchschnittlich viele in den marginalisierten Quartieren.

Diese ungleiche Verteilung ist nicht überraschend, sind doch Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen Teil der Jugendarbeit. Diese richtet sich in ihren Zielen der Förderung junger Menschen zwar grundsätzlich an alle Kinder und Jugendlichen, häufig stehen aber Jugendliche aus statusniedrigen Familien im Fokus (vgl. Oskamp 2013). Da diese häufig in marginalisierten Quartieren wohnen, gibt es dort mehr Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen. Förderprogramme zur sozialen Stabilisierung benachteiligter Quartiere, wie das Städtebauförderprogramm „Soziale Stadt“, stellen Mittel für Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen bereit (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2010). Die Finanzierung von Freizeiteinrichtungen für Kinder und Jugendliche in benachteiligten Quartieren wird dadurch erleichtert und es besteht ein Anreiz sie in eben jenen Quartieren zu schaffen.

3.2.2 Schulen

Schulgelände sind teilweise nicht umzäunt oder ummauert und der Zugang ist daher jenseits der Unterrichtszeiten offen. Sie sind somit von Jugendlichen als Freiraum theoretisch nutzbar, auch wenn dies aus versicherungstechnischen Gründen nicht immer gern gesehen wird (vgl. Derecik 2015: Abschn. 4.6).¹⁵ Als Freizeitorte sind sie für Jugendliche vor allem attraktiv, da sie von anderen Altersgruppen nicht genutzt werden. Mit Blick auf ihre Funktion als Raum für jugendliche Freizeitaktivitäten ist nicht von einer ungleichen räumlichen Verteilung auszugehen, da Schulen allgemein über das gesamte Stadtgebiet verteilt sind. Räumlich ungleich verteilt sind jedoch Bildungschancen, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

Schulen sind nicht nur als Orte für die jugendliche Freizeitgestaltung außerhalb der Unterrichtszeiten relevant. Sie können auch Brücken zu Kontakten und Freizeitaktivitäten in anderen Teilen der Stadt bilden, wenn nicht eine wohnortnahe Schule besucht wird. Durch eine ungleiche räumliche Verteilung von attraktiven Schulen sind insbesondere bildungsorientierte Familien der Mittel- und Oberschicht, bereit weitere Schulwege für ihre Kinder in Kauf zu nehmen. Es ist eine komplexe Frage, ob in allen Teilen der Stadt ein ähnlicher Zugang zu Schulbildung gegeben ist. Die Verteilung der Schulen nach den in Berlin angebotenen weiterführenden Schulformen zu betrachten, ist an dieser Stelle nicht ausreichend, um das Angebot räumlich zu beschreiben.¹⁶ Gymnasien bieten bildungsorientierten Familien zwar grundsätzlich eine höhere Bildung, aber Leistungsorientierung und Qualität der Schulen variieren auch innerhalb der Schulformen. Dies ist verknüpft mit der vorhandenen Schulsegregation in Berlin. Schüler*innen unterschiedlicher

¹⁵ Unter dem Stichwort „Mehrfachnutzung sozialer Infrastrukturen“ diskutiert die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2019a) Schulgelände für die Nutzung durch Kinder und Jugendliche außerhalb der Unterrichtszeiten zu öffnen.

¹⁶ Da sich diese Forschungsarbeit auf Jugendliche konzentriert, wird hier nur auf weiterführende Schulen (Sekundarstufe I) eingegangen. Zur Verteilung und Segregation von Grundschulen (in Berlin) siehe Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (2013). Zu beachten ist, dass Berlin neben Brandenburg das einzige Bundesland ist, in dem die Grundschule sechs statt vier Jahre umfasst. Durch eine Reform wurde das Berliner Schulsystem zum Schuljahr 2010/2011 durch eine Zusammenfassung von Haupt-, Real- und Gesamtschulen zu integrierten Sekundarschulen (ISS) von einem drei- in ein zweigliedriges Schulsystem umgewandelt (vgl. Leitner und Stiller 2010). Gymnasien bestehen nach wie vor als eigene Schulform fort. Des Weiteren gibt es Gemeinschaftsschulen, welche Schüler*innen durchgehend von der 1. bis mindestens zur 10. Jahrgangsstufe beschulen, also eine Zusammenfassung von Grund- und weiterführenden Schulen sind. Integrierte Sekundarschulen und Gemeinschaftsschulen haben teilweise eigene Oberstufen (wie bereits zuvor Gesamtschulen) oder kooperieren dahingehend mit Gymnasien.

sozialer und ethnischer Herkunft sind ungleich verteilt auf die vorhandenen Schulen (vgl. Helbig und Nikolai 2017; Jurczok 2019). Schulen mit einem überdurchschnittlichen Anteil an Schüler*innen mit Migrationshintergrund und Schüler*innen aus sozial benachteiligten Familien sind häufig personell schlechter ausgestattet und haben eine geringere Bildungsqualität als Schulen mit einem durchschnittlichen oder unterdurchschnittlichen Anteil an Schüler*innen dieser Gruppen (vgl. Helbig und Nikolai 2019). Die Attraktivität von Schulen und die resultierende Schulwahl sind also nicht primär bedingt durch die Schulform.

Drope & Jurczok (2013: 500 f.) konstatieren, dass sich Schulen in ihrer Attraktivität primär dadurch unterscheiden, ob sie eine eigene Oberstufe haben. In der Regel besitzen neben Gymnasien auch jene Integrierten Sekundarschulen, welche aus Gesamtschulen entstanden sind, eine eigene Oberstufe (vgl. auch Helbig und Nikolai 2017). Eine Auswertung von Jurczok (2019: 120 ff.) zeigt, dass in allen Stadtbezirken Gymnasien und Integrierte Sekundarschulen mit Oberstufe vorhanden sind, es aber doch deutliche Unterschiede gibt. So sind z. B. im Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf über 80 % der weiterführenden öffentlichen Schulen Gymnasien oder Integrierte Sekundarschulen (ISS) mit Oberstufe, während es in Marzahn-Hellersdorf weniger als 50 % sind. Neukölln wiederum hat zwar den zweitgeringsten Anteil an Gymnasien, durch die hohe Anzahl an ISS mit Oberstufe liegt der Anteil an Schulen mit Oberstufe jedoch sehr nahe am Mittelwert aller Berliner Bezirke. Weitere Unterschiede zwischen den Bezirken ergeben sich bei ergänzenden Schulmerkmalen (z. B. Abiturnote, Unterrichtsausfall) und der Zusammensetzung der Schülerschaft (vgl. Jurczok 2019: 122 ff.).

Um die räumliche Verteilung von Schulen mit und ohne Oberstufe als Karte abzubilden, wurde ein Layer mit öffentlichen Schulen vom Geodatenportal FIS-Broker der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen heruntergeladen.¹⁷ In dem Layer ist die Schulform für jede Schule angegeben, bei den Integrierten Sekundarschulen (ISS) fehlt jedoch die Angabe, ob eine Oberstufe vorhanden ist.

¹⁷ Privatschulen haben eine zunehmende Bedeutung im deutschen Schulwesen (vgl. Klemm et al. 2018). Das Sonderungsverbot (Art. 7 Abs. 4 S. 3 Grundgesetz) untersagt den Schulen in privater Trägerschaft, Schüler*innen nach den finanziellen Mitteln der Eltern auszuwählen. Da die Schulbehörden der Bundesländer dieses jedoch nur unzureichend durchsetzen, tragen die Privatschulen zu einer verstärkten Schulsegregation bei. Privatschulen werden vornehmlich von Schüler*innen aus höheren sozialen Schichten besucht (vgl. Helbig et al. 2017; Wrase und Helbig 2016). Aus zwei Gründen soll im Folgenden der Fokus auf öffentlichen Schulen liegen. Erstens sind Privatschulen trotz des Bedeutungsgewinns im Berliner Schulwesen nach wie vor eine Nische. Zweitens ist kein GIS-Layer, der alle Berliner Privatschulen lokalisiert, verfügbar und daher eine kartografische Auswertung der Verteilung von Privatschulen nicht möglich.

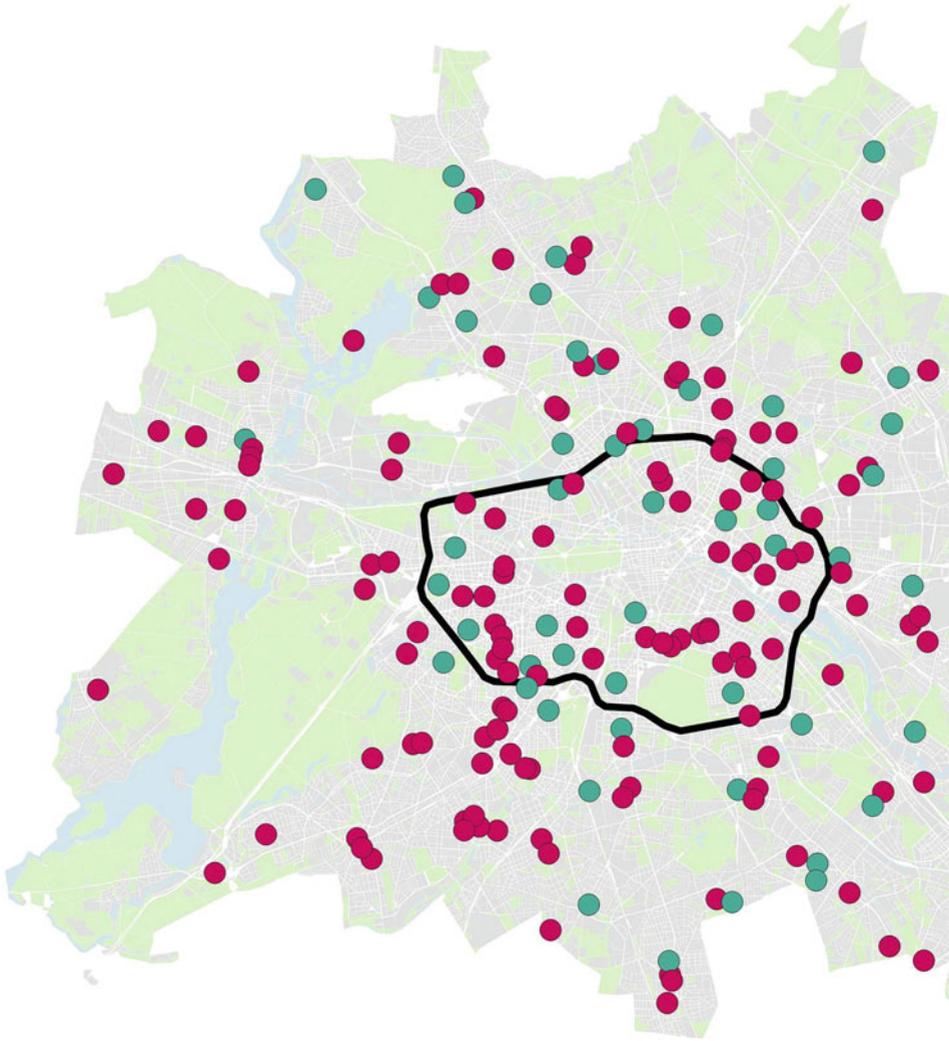


Abbildung 3.7 Karte aller öffentlichen Schulen der Sekundarstufe. (Eigene Darstellung, Quelle: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie, 2019)

- ohne Oberstufe
- mit Oberstufe
- S-Bahn-Ring

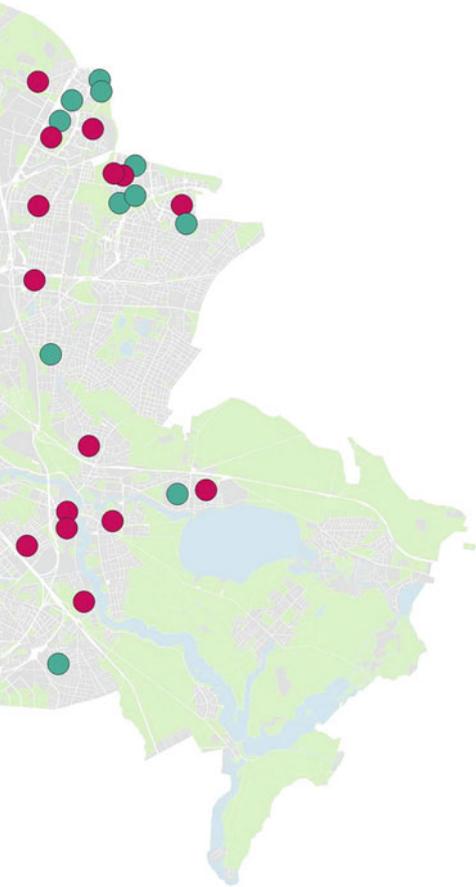


Abbildung 3.7 (Fortsetzung)

Durch einen Abgleich mit einer Liste der Internetseite [sekundarschulen-berlin.de](https://www.sekundarschulen-berlin.de)¹⁸ konnte diese Information ergänzt werden. Insgesamt gibt es in Berlin deutlich mehr Schulen (Gymnasien, ISS, Gemeinschaftsschulen) mit Oberstufenzugang (151) im Vergleich zu Schulen ohne eigene Oberstufe (62). Die Kartendarstellung zeigt, dass es im Westen und Südwesten außerhalb des S-Bahn-Rings fast keine Schulen ohne Oberstufe gibt (s. Abb. 3.7). Dies betrifft aber sowohl die Bezirke Charlottenburg-Wilmersdorf, Steglitz-Zehlendorf und Tempelhof-Schöneberg, die kaum benachteiligte LOR aufweisen, als auch Spandau, das durch eine ganze Reihe benachteiligter Gebiete geprägt ist. Auch im dichtbesiedelten Friedrichshain-Kreuzberg gibt es kaum Schulen ohne Oberstufe, obwohl es auch hier eine Reihe marginalisierter LOR gibt. Größere Bereiche ohne Oberstufen-Schulen existieren nur in den Gebieten mit größeren Grünflächen zum Stadtrand hin. Auch in den eher benachteiligten Gebieten im nördlichen und südlichen Innenstadtbereich sowie am östlichen und westlichen Stadtrand sind Schulen mit Oberstufe vorhanden. Eine schlechtere Versorgung von bestimmten Stadtteilen scheint auf dieser Betrachtungsebene nicht gegeben.

Geht man von einer ausreichenden Versorgung aller Stadtteile mit den angebotenen Schulformen aus, können Eltern in allen Teilen der Stadt eine wohnortnahe Schule der gewünschten Schulform für ihre Kinder wählen. Die Schulsegregation wäre dann begründet durch das Angebot unterschiedlicher Schulformen. Schüler*innen aus leistungsorientierten Familien mit höherem sozialen Status wählen ein Gymnasium oder eine Integrierte Sekundarschule mit Oberstufe, Schüler*innen aus statusniedrigeren Familien eine Schule ohne Oberstufe. Zusätzlich spiegelt sich in der Zusammensetzung der Schülerschaft in den Schulen beider Schulformen der umliegende Sozialraum, wodurch sich die residentielle Segregation ins Schulsystem übersetzt. In den Schulen marginalisierter Quartiere sind die Schüler*innen häufiger aus statusniedrigeren Familien, in weniger benachteiligten Quartieren ist ihr Anteil geringer. Die Schulsegregation geht in Berlin aber deutlich über die Segregation der Wohnorte hinaus¹⁹ und hat seit der Berliner Schulreform 2010/2011 sogar noch zugenommen Baur und Häussermann (2009).

¹⁸ <https://www.sekundarschulen-berlin.de/schulliste> (abgerufen am 08.01.2024). Diese private Seite stellt umfangreiche Informationen zu allen öffentlichen Sekundarschulen in Berlin zur Verfügung. Eine stichprobenartige Prüfung der Angaben der Seite bestätigte deren Korrektheit.

¹⁹ Helbig und Jähnen (2018) geben für SGB-II-Empfänger im Jahr 2014 einen Segregationsindex von 31,3 auf Ebene der 447 lebensweltlich orientierten Räume des Berliner Monitoring Soziale Stadtentwicklung an. Die Berechnung von Helbig und Nikolai (2017) für die ungleiche Verteilung von Schüler*innen mit Lernmittelbeihilfen auf Berliner Schulen ergibt für das Schuljahr 2014/15 einen Segregationsindex von 49,7, für das Schuljahr 2016/17 von 52,06.

Ursache dieser deutlichen schulischen Segregation ist vor allem die freie Schulwahl, welche es Eltern ermöglicht, Wunschschulen anzugeben. Im Zuge der Berliner Schulreform zum Schuljahr 2010/2011 wurde den Schulen die Möglichkeit gegeben, bei Übernachfrage 60 % der neuen Schüler*innen nach Grundschulnote und weiteren Kriterien auszuwählen. Die Folge des dadurch verstärkten Wettbewerbs zwischen den Schulen ist eine verstärkte Profilierung der einzelnen Schulen. Die Präferenzen der Familien aus den mittleren und oberen Schichten für bestimmte profilierte Schulen führen daher zu der verstärkten Segregation (vgl. Jurczok 2019). Zudem sind die Unterschiede zwischen den Schulformen durch die Zusammenfassung von Haupt-, Real- und Gesamtschulen nicht abgeschafft, sondern existieren informell weiter. Die Schulen differenzieren sich im reformierten Schulsystem danach, ob eine eigene Oberstufe vorhanden und aus welchem alten Schultyp eine Integrierte Sekundarschule hervorgegangen ist. Es zeigt sich, dass ISS, die aus Hauptschulen mit einem hohen Anteil an Schüler*innen mit einer Lernmittelbefreiung²⁰ entstanden sind, noch immer einen hohen Anteil dieser Schüler*innen aufweisen (vgl. Helbig und Nikolai 2017).

Neben Schulform und Schulprofil zeigt sich auch der Sozialraum relevant für die Schulwahl. Gut informierte Eltern aus mittleren und oberen Schichten identifizieren die Attraktivität einer Schule auch durch den umgebenden Sozialraum (vgl. Clausen 2006; Mayer und Koinzer 2019). Die Wohnortnähe der Schule ist zwar ebenfalls wichtig, gebildete Eltern in marginalisierten Quartieren schicken ihre Kinder jedoch eher zu weiter entfernten Schulen, sollten jene in der Wohnumgebung nicht attraktiv genug erscheinen (vgl. Jurczok und Lauterbach 2014; Mayer und Koinzer 2019). Im Gegensatz dazu fällt die Schulwahl bei Eltern mit geringerer Bildung in der Regel sehr lokal aus. Insgesamt entsteht so eine verstärkte Konzentration von Schüler*innen aus gebildeteren Elternhäusern an Schulen in nicht-benachteiligten Quartieren und auf der anderen Seite von Schüler*innen aus weniger gebildeteren Elternhäusern an Schulen in benachteiligten Quartieren (vgl. Jurczok und Lauterbach 2014).²¹ An Schulen in marginalisierten Quartieren mit einer Schülerschaft,

²⁰ Während Lernmittel (Schulbücher, Atlanten, Wörterbücher) für alle Grundschüler*innen kostenfrei als Leihgabe zur Verfügung gestellt werden, ist ab der Sekundarstufe I eine Eigenbeteiligung der Eltern fällig. Familien mit geringem Einkommen werden von diesem Eigenanteil befreit (<https://www.berlin.de/sen/bildung/unterricht/medien/lehr-und-lernmittel/>, abgerufen am 08.01.2024). In vielen Studien gilt die Lernmittelbefreiung als Indikator für sozio-ökonomische Benachteiligung auf individueller Ebene und die Quote der Schüler*innen mit Lernmittelbefreiung als Indikator für den Marginalisierungsgrad von Schulen.

²¹ Durch die Konzentration von Schüler*innen mit niedrigem sozialem Status an Schulen in marginalisierten Quartieren, werden die betreffenden Schulen selbst zu Kontexten, von denen ein benachteiligender Effekt ausgeht. Das dies auch Auswirkungen auf die Disziplinarpraxis in diesen Schulen hat, kann Hertel (2020) mit seiner Studie eindrucksvoll nachweisen.

die überwiegend aus benachteiligten Familien kommt, entsteht so ein Lernumfeld, dass zusätzlich benachteiligend wirken kann (vgl. Baur und Häussermann 2009; Baur 2013).

3.2.3 Zusammenfassung

Wie sind diese Erkenntnisse aus den Analysen zur Verteilung von Jugendfreizeiteinrichtungen und Schulen im Hinblick aufs Freizeitverhalten und die Aktivitätsräume von Jugendlichen einzuordnen? Auf den ersten Blick sind Freizeiteinrichtungen für Jugendliche im gesamten Stadtraum Berlins vorhanden – in zentralen ebenso wie in peripheren, in marginalisierten genauso wie in nicht-marginalisierten Gebieten. Das Gleiche gilt für Schulen bzw. ihre Außengelände in ihrer Funktion als Freiflächen für Freizeitaktivitäten. Es gibt also keine größeren, besiedelten Gebiete in der Stadt, in denen diese beiden Raumtypen den Jugendlichen als Orte für ihre Freizeitaktivitäten nicht zur Verfügung stehen. Insofern ist die Hypothese 2.c (s. Tab. 3.3) um diese beiden Raumtypen zu ergänzen. Die verfügbaren Daten geben keine Auskunft zur Qualität und Zugänglichkeit und damit Attraktivität der einzelnen Jugendzentren und Schulhöfe für Jugendliche. Die Auswertung muss daher auf einer allgemeinen, nicht differenzierenden Ebene verbleiben. Es erscheint aber unwahrscheinlich, dass einzelne Schulgelände und Jugendfreizeiteinrichtungen eine ähnliche Anziehungskraft besitzen wie bestimmte angesagte Parks oder Shoppingmalls und Jugendliche aus weiter entfernten Stadtteilen anlocken.

Die Jugendfreizeiteinrichtungen lassen sich nicht hinsichtlich ihrer individuellen Qualität differenzieren, jedoch lässt sich ihre Verteilung nach Quartieren genauer betrachten. Diese zeigt eine überdurchschnittliche Dichte an Jugendzentren in marginalisierten und eine unterdurchschnittliche in privilegierten Quartieren. Jugendliche, die den offenen Bereich oder das Programmangebot einer Jugendfreizeiteinrichtung nutzen wollen und in einem privilegierten Quartier wohnen, müssen also einen weiteren Weg zurücklegen als jene aus benachteiligten Quartieren. Umgekehrt haben Jugendliche aus benachteiligten Quartieren seltener einen Anreiz, ihr Quartier zu verlassen, um das Angebot von einem Jugendzentrum zu nutzen. Meist befinden sich gleich mehrere Einrichtungen in ihrem Quartier. Die angenommenen schichtspezifischen Unterschiede in Größe und Quartiersbezogenheit der Aktivitätsräume von Jugendlichen werden demnach durch die räumliche Verteilung von Jugendzentren in Berlin gestützt. Dies gilt in besonderer Weise für statusniedrigere Jugendliche, die ihre Freizeit häufiger mit unstrukturierten Freizeitaktivitäten, wie Chillen oder Freund*innentreffen, verbringen. Die offenen Bereiche von Jugendfreizeiteinrichtungen bieten für diese Aktivitäten attraktive Räume. Diese Erkenntnisse

Tabelle 3.3 Ergänzung der Hypothesen: Jugendbezogene Infrastruktur

ID	Hypothesen
H2	Stadt- und Infrastruktur Berlins prägen das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen.
H2.a	Das Mobilitätsverhalten ist bestimmt durch Verfügbarkeit und Qualität der Mobilitätsmittel und den sozialen Status.
H2.b	Die räumliche Ausrichtung der jugendlichen Freizeitaktivitäten ist geprägt durch Schul- und Wohnstandorte sowie durch die Haupt- und Subzentren Berlins.
H2.c	Die für das jugendliche Freizeitverhalten relevanten öffentlichen Raumtypen sind breit über das Stadtgebiet gestreut und werden daher von wohnortnah in allen Stadtteilen genutzt.
H3	Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher sind geprägt durch individuelle sozialstrukturelle Merkmale, durch wohnortbezogene Merkmale und durch die Distanzen zu wichtigen Alltagsorten.
H3.a	Größe und Ausrichtung von Aktivitätsräumen und Freundeskreisen sind eng miteinander verknüpft.
H3.b	Folgende Merkmale führen zu kleineren und eher aufs eigene Wohnquartier ausgerichteten Aktivitätsräumen: niedriger sozialer Status ein eher unorganisierter Freizeitstil Wohnort in einem marginalisierten Quartier Wohnort in einem zentralen Quartier lange Wohndauer im Quartier geringe Distanz zum Schulort geringe Distanz zu Wohnorten der Freund*innen

verdeutlichen, wie wichtig es ist, den Einfluss des sozialen Status des Wohnquartiers auf jugendliche Aktivitätsräume zu prüfen (H3.b).

Die räumliche Verteilung der Schule lässt sich mit den vorliegenden Daten nur nach Schulform jedoch nicht nach Qualität darstellen. Neben der Schulform sind auch die individuellen Schulprofile und der umgebende Sozialraum der Schulen ausschlaggebend für die Attraktivität der Schulen. Mittel- und Oberschichtsfamilien wählen auf Grundlage dieser Kriterien besonders leistungsorientierte Schulen für ihre Kinder. Dadurch kommt es zur Segregation im Berliner Schulsystem. Der Anteil an Schüler*innen aus benachteiligten Familien ist in den Schulen benachteiligter Quartiere meist höher als in den umliegenden Nachbarschaften. Die eingeschränkten Kontaktmöglichkeiten zu Jugendlichen anderer sozialer Schichten, die sich aus der residentiellen Segregation ergeben, setzen sich an den Schulen fort. Schulen sind Orte, an denen Jugendliche täglich andere Jugendliche treffen und so Freundschaften entstehen und sich soziale Netzwerke bilden. Gerade integrierte Sekundarschulen mit Oberstufe könnten Orte sein, wo Kontakte zwischen Schüler*innen aus marginalisierten und nicht-marginalisierten Familien entstehen.

Doch wenn statushöhere Eltern ihre Kinder gezielt auf soziale homogene Gymnasien oder ISS schicken und dafür auch weitere Schulwege in Kauf nehmen, dann konzentrieren sich Kinder aus statusniedrigeren Elternhäusern an anderen Schulen. Kontakt zwischen Schüler*innen verschiedener sozialer Herkunft vermitteln Schulen dann nicht mehr.

Es ist also anzunehmen, dass Jugendliche aus Familien der Mittel- und Oberschicht, die in marginalisierten Quartieren wohnen, einen weiteren Schulweg haben, da ihre Eltern sie an Schulen in nicht-benachteiligten Quartieren anmelden. Da sie zumindest einen Teil ihrer sozialen Kontakte auch über die Schule knüpfen und sowohl die Schule als auch die Kontakte einen Einfluss auf die räumliche Verteilung der Freizeitaktivitäten haben, sind größere Aktivitätsräume zu erwarten. Auf der anderen Seite ist die Schulwahl von statusniedrigeren Familien weniger durch eine Bewertung von Schulprofil und umgebenden Sozialraum geprägt; Wohnortnähe steht im Vordergrund. Die Ausrichtung der Aktivitätsräume und sozialen Kontakte von Jugendlichen aus benachteiligten Familien auf das eigene Wohnquartier werden also durch die Schulwahl untermauert. Diese Erkenntnisse unterstreichen die in Hypothese 2.b formulierte Annahme, dass der Schulstandort die Ausrichtung von Freizeitaktivitäten und Freundeskreisen prägt. Durch die markante Berliner Schulsegregation und das unterschiedliche Schulwahlverhalten der verschiedenen sozialen Schichten, scheint diese Hypothese auf Berlin in besonderem Maße zutreffen. Auch die Annahme von kleineren Aktivitätsräumen Jugendlicher aus marginalisierten Quartieren und Familien findet damit eine Bestätigung und erscheint für Berlin als stichhaltige Hypothese (H3.b).

3.3 Verkehrsinfrastruktur und Mobilität

Wie gezeigt wurde, sind für Jugendliche relevante Freizeitorte in allen Bereichen Berlins vorhanden. Die Wege zum nächsten Einkaufszentrum, Park oder Jugendzentrum sind meist kurz und können von Jugendlichen daher zu Fuß oder mit dem Fahrrad, Roller oder Skateboard zurückgelegt werden. Zugleich gibt es aber auch in der Freizeit Anlässe, weiter entfernte Orte jenseits des eigenen Stadtteils aufzusuchen: Besonders attraktive Parks und Shoppingmalls oder Freund*innen in anderen Stadtteilen. Wie gut sind diese für Jugendliche zu erreichen? Hier spielt der öffentliche Personennahverkehr (ÖPNV) eine große Rolle, da er den Jugendlichen ermöglicht, auch weitere Strecken selbstständig und ohne Begleitung ihrer Eltern zurückzulegen. Die Erreichbarkeit anderer Bereiche der Stadt hängt für Jugendli-

che daher von der Qualität des ÖPNV ab. Wichtig sind auch die Fahrtkosten: Teure Ticketpreise sind für Jugendliche – insbesondere aus ärmeren Familien – eine Hürde bei der Nutzung des ÖPNV.

3.3.1 Qualität des Berliner ÖPNV

Als Metropole bietet Berlin seinen Bewohner*innen ein breites Spektrum an öffentlichen Verkehrsmitteln.²² Die Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) betreiben Bus-, Straßen- und U- bzw. Hoch-Bahn-Linien sowie Fähren auf der Spree und einigen der Seen im Stadtgebiet.²³ Eng verknüpft mit den BVG-Linien ist der S- und Regionalbahnverkehr der Deutschen Bahn (DB), der bedeutsam ist sowohl für die Anbindung des Berliner Umlands als auch für die Verbindung der einzelnen Teile der Stadt untereinander. Eine besondere Rolle spielt hierbei die sogenannte „Ringbahn“, eine ringförmige S-Bahn-Strecke, die in beide Richtungen den inneren Stadtbereich umfährt. Sie diente bei ihrer Entstehung im 19. Jahrhundert der Verbindung verschiedener Kopfbahnhöfe von Zugstrecken aus verschiedenen Himmelsrichtungen und verknüpft heute noch die Linien der verschiedenen Bezirke miteinander (vgl. Fabian 2000). Seit 2018 betreibt die BVG mit „BerlKönig“ auch ein Ride-Sharing- bzw. Ride-Pooling-Angebot innerhalb des östlichen S-Bahn-Rings.²⁴

Im Sinne einer nachhaltigen Verkehrsentwicklung hat sich die Stadt Berlin mit dem Stadtentwicklungsplan Verkehr 2025 zum Ziel gesetzt, den ÖPNV und den nicht-motorisierten Individualverkehr (NMIV) zu stärken (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2011; Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt

²² Trotz des breiten Mobilitätsangebots steht Berlin in der Kritik zu wenig in die Verkehrsinfrastruktur zu investieren (vgl. Arnold et al. 2016).

²³ Gegründet wurde die BVG 1929, um die einzelnen Betriebe der verschiedenen Verkehrsmittel (Bus, Straßenbahn, U-Bahn) in einem Unternehmen unter kommunaler Aufsicht zu integrieren. Dies war damals ein Novum in Europa (vgl. Gegner und Schwedes 2014: 56). Zur Geschichte der Verkehrsplanung allgemein s. Kalender (2012).

²⁴ Wie bei einem Sammeltaxi kann eine Fahrt von einer BVG-Haltestelle bis nach Hause zu einem festen Kilometerpreis gebucht werden. Um Fahrgäste zu bündeln und dadurch Kosten zu sparen, werden Fahrgäste mit ähnlichen Routen zusammen befördert (<http://www.berlkoenig.de>, abgerufen am 08.01.2024). Kritiker*innen befürchten, das Angebot könnte in Konkurrenz zum bestehenden ÖPNV stehen. Eine aktuelle Studie zu einem anderen Ride-Pooling-Angebot belegt jedoch, dass es sich eher um eine Ergänzung zu Bus und Bahn handelt, die sogar zu einer erhöhten Nutzung des ÖPNV führen könnte (vgl. Knie und Ruhrort 2020). Obwohl das Angebot mit 1,50 € pro Kilometer günstiger ist als eine Taxifahrt, liegt es zugleich preislich über dem ÖPNV. Aufgrund der doch vergleichsweise hohen Kosten dürfte es für die Mobilität von Jugendlichen nur eine sehr geringe Rolle spielen.

2013).²⁵ Ein von Greenpeace e.V. (2017) herausgegebener Vergleich nachhaltiger Mobilität in deutschen Städten kommt in der Bewertung des Berliner ÖPNV zu einem positiven Ergebnis.²⁶ Das Netz des öffentlichen Personennahverkehrs ist in Berlin gut ausgebaut, nur im Westteil der Stadt gibt es größere Lücken. Die Erreichbarkeit einer Station des Tram-, U- oder S-Bahnverkehrs ist im Vergleich der Städte durchschnittlich: 65 % der Berliner Bevölkerung hat im Umkreis von 600 Meter um das eigene Zuhause Anschluss an den schienengebundenen ÖPNV. Im Vergleich deutscher Städte hat Berlin mit 27 % den höchsten Anteil an ÖPNV im Modal Split.²⁷

Auch ein Monitoring-Bericht des Center Nahverkehr Berlin (2017) zur Umsetzung des Berliner Nahverkehrsplans bescheinigt dem Berliner ÖPNV eine gute Qualität, was die Zugangsstandards betrifft. Die Vorgaben des Nahverkehrsplan 2014–2018 (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt 2014a) für Erschließung, Bedienung und Verbindung werden von den Verkehrsunternehmen überwiegend erfüllt (vgl. Center Nahverkehr Berlin 2017: Kap. 2). In 87 % der dicht besiedelten Stadtgebiete erreichen Bewohner*innen eine Haltestelle des ÖPNV, die im Mindesttakt bedient wird, innerhalb von 300 Meter; in weniger dicht besiedelten Gebieten beträgt die Entfernung 400 Meter (vgl. Center Nahverkehr Berlin 2017: 5). Der Mindesttakt ist für die Hauptverkehrszeit (6:00 bis 9:00 Uhr; 14:00 bis 19:00 Uhr) mit 10 Minuten für S-Bahn, U-Bahn sowie Express-Bus und -Straßenbahnlinien und mit 20 Minuten für alle weiteren Bus- und Straßenbahnlinien vorgegeben. Dieser Mindesttakt wird nur auf wenigen Abschnitten einzelner Bus-, Straßenbahn- und S-Bahnlinien vorwiegend in dünn besiedelten Gebieten am Stadtrand nicht erfüllt. Vor allem auf den U-Bahnlinien sowie einigen S-Bahn-, Bus- und Tramlinien erfolgt

²⁵ Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt zieht in einem Zwischenbericht eine positive Bilanz und sieht positive Tendenzen, z. B. im Rückgang des motorisierten Individualverkehrs (MIV) (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt 2016c).

²⁶ Für das Ranking wurden neben dem Modal Split 21 weitere Indikatoren aus den Bereichen Sharing-Anbieter, Qualität des ÖPNV, Emissionsbelastung und Pkw-Verkehr für die 14 größten deutschen Städte verglichen. Berlin belegt den ersten Platz. Positiv hervorgehoben wird die im Vergleich zu den anderen Städten geringste Pkw-Dichte und der damit einhergehende niedrigste CO²-Ausstoß pro Kopf. Als „Flop“ werden das schlechte Bike-Sharing-Angebot und die überdurchschnittlich hohe Anzahl an Verkehrsunfällen mit einer Verletzung oder gar Tötung von Fußgänger*innen oder Fahrradfahrer*innen angeführt. Als herausragendes Beispiel einer Großstadt mit nachhaltiger Verkehrsplanung wurde Freiburg im Ranking nicht berücksichtigt.

²⁷ Der Modal Split gibt das Verkehrsaufkommen nach Verkehrsmittel an. Üblicherweise wird dafür der Anteil der zurückgelegten Wege je Verkehrsmittel berechnet (so auch im Folgenden, sofern nicht anders angegeben). Eine andere Verteilung ergibt sich meist bei einer Betrachtung der anteiligen „Verkehrsleistung“ (zurückgelegte Kilometer) je Verkehrsmittel.

eine dichtere Taktung (vgl. Center Nahverkehr Berlin 2017: 8 f.). Der Zentrumsbereich wird von über 99 % der Haltestellen innerhalb von 60 Minuten mit maximal zwei, meist nur einem Umstieg erreicht. Eine Karte der Erreichbarkeit zeigt, dass die Zentrenbereiche von vielen Haltestellen im Süden, Südwesten und Westen innerhalb von bis zu 20 Minuten erreichbar sind (s. Abb. 3.8). Im Norden, Osten und Südosten ist die Fahrtdauer für die meisten Haltestellen zwischen 20 und 40 Minuten. Eine Fahrtdauer von über 40 Minuten bis zum Zentrumsbereich betrifft nur wenige Haltestellen am Stadtrand. Die Vorgabe, dass ein Hauptzentrum innerhalb von 40 Minuten erreicht wird, erfüllen ebenfalls jeweils um die 99 % der Haltestellen. Doch auch hier differenzieren sich die Fahrzeiten und es zeigt sich, dass größere Bereiche am Stadtrand im Norden (Reinickendorf), Nordosten (Lichtenberg, Marzahn-Hellersdorf), Südost (Neukölln) und Süden (Tempelhof-Schöneberg) weniger gut angeschlossen sind. Hier wird nur die Mindestvorgabe von 40 Minuten erreicht und nicht wie in anderen peripheren Bereichen unterschritten (s. Abb. 3.9) (vgl. Center Nahverkehr Berlin 2017: 10 ff.).

In einem Vergleich europäischer Städte fällt die Bewertung des Berliner ÖPNV weniger positiv aus.²⁸ Der im innerdeutschen Vergleich hohe Anteil an ÖPNV im Modal Split ist im europäischen Vergleich gering. Es wird ein Zusammenhang mit den hohen Ticketpreisen in Berlin angenommen. Berlin hat die zweithöchsten Ticketpreise im ÖPNV der verglichenen Städte.²⁹ Insgesamt auf Platz drei landet Berlin jedoch im Bereich des NMIV („active mobility“). Sowohl was die zurückgelegten Wege zu Fuß als auch mit dem Fahrrad angeht, hat Berlin jeweils den dritthöchsten Anteil nach Paris und Amsterdam bzw. nach Amsterdam und Kopenhagen (Kodukula et al. 2018).

²⁸ In dem ebenfalls von Greenpeace in Auftrag gegebenen Ranking nachhaltiger Mobilität von 13 ausgewählten europäischen Städten landet Berlin auf Platz zehn. Die Auswahl der Städte erfolgte anhand von Nachhaltigkeitsreputation und Kennwerten der Luftqualität. Ein Zusammenhang zwischen beiden Merkmalen sollte untersucht werden. Es wurden 21 Indikatoren aus den Bereichen Sharing-Anbieter, Qualität des ÖPNV, Modal Split, Emissionsbelastung und Pkw-Verkehr verglichen, gewichtet und zu einem Gesamtindex addiert.

²⁹ Konzepte für einen fahrscheinfreien und damit kostenlosen ÖPNV in Berlin liegen vor, eine Realisierung ist aber nur im Rahmen einer langfristigen politischen Strategie, die vor allem eine deutliche Kapazitätssteigerung beinhaltet, realistisch (vgl. Gehrke 2016).

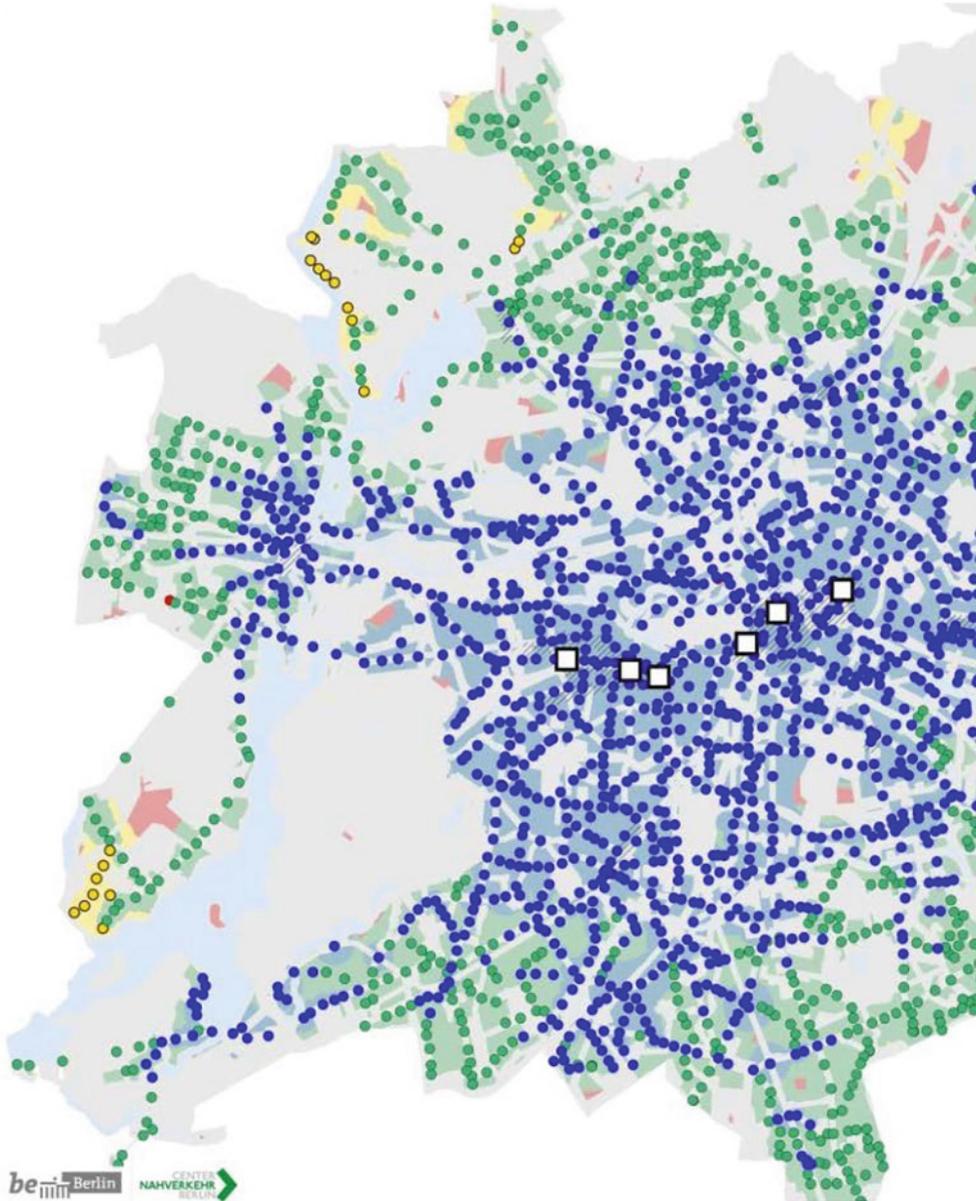


Abbildung 3.8 Karte der ÖPNV-Erreichbarkeit der Zentrenbereiche (Center Nahverkehr Berlin 2017)

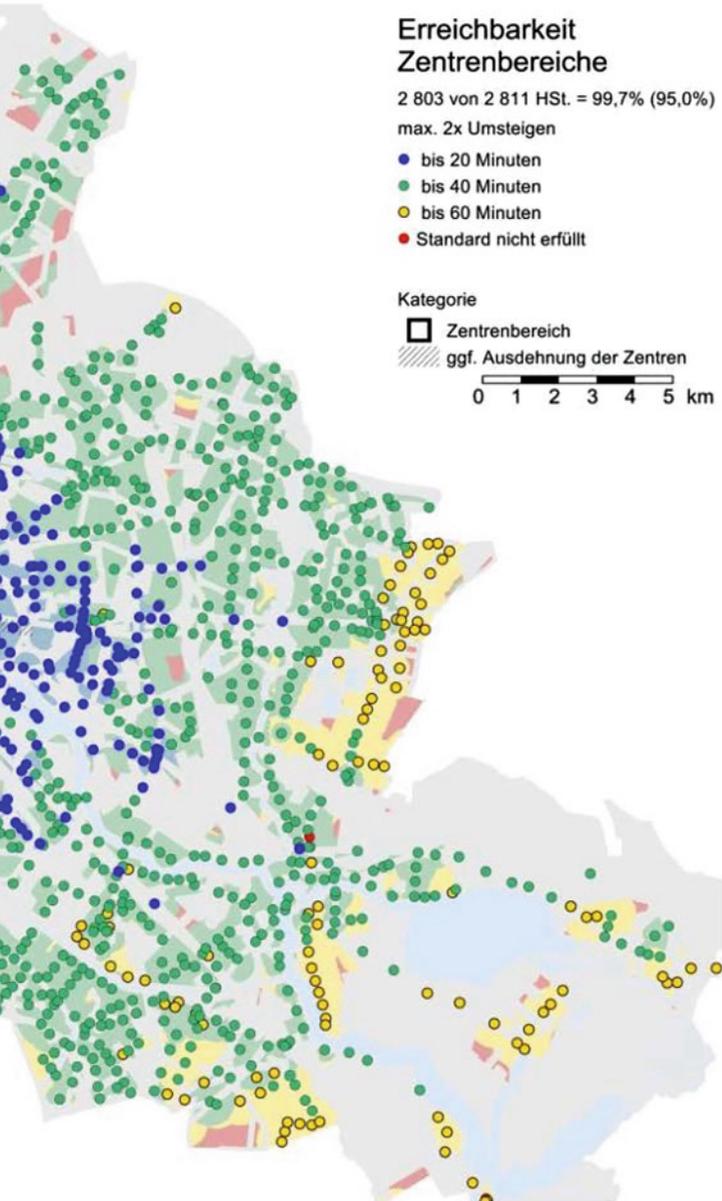


Abbildung 3.8 (Fortsetzung)

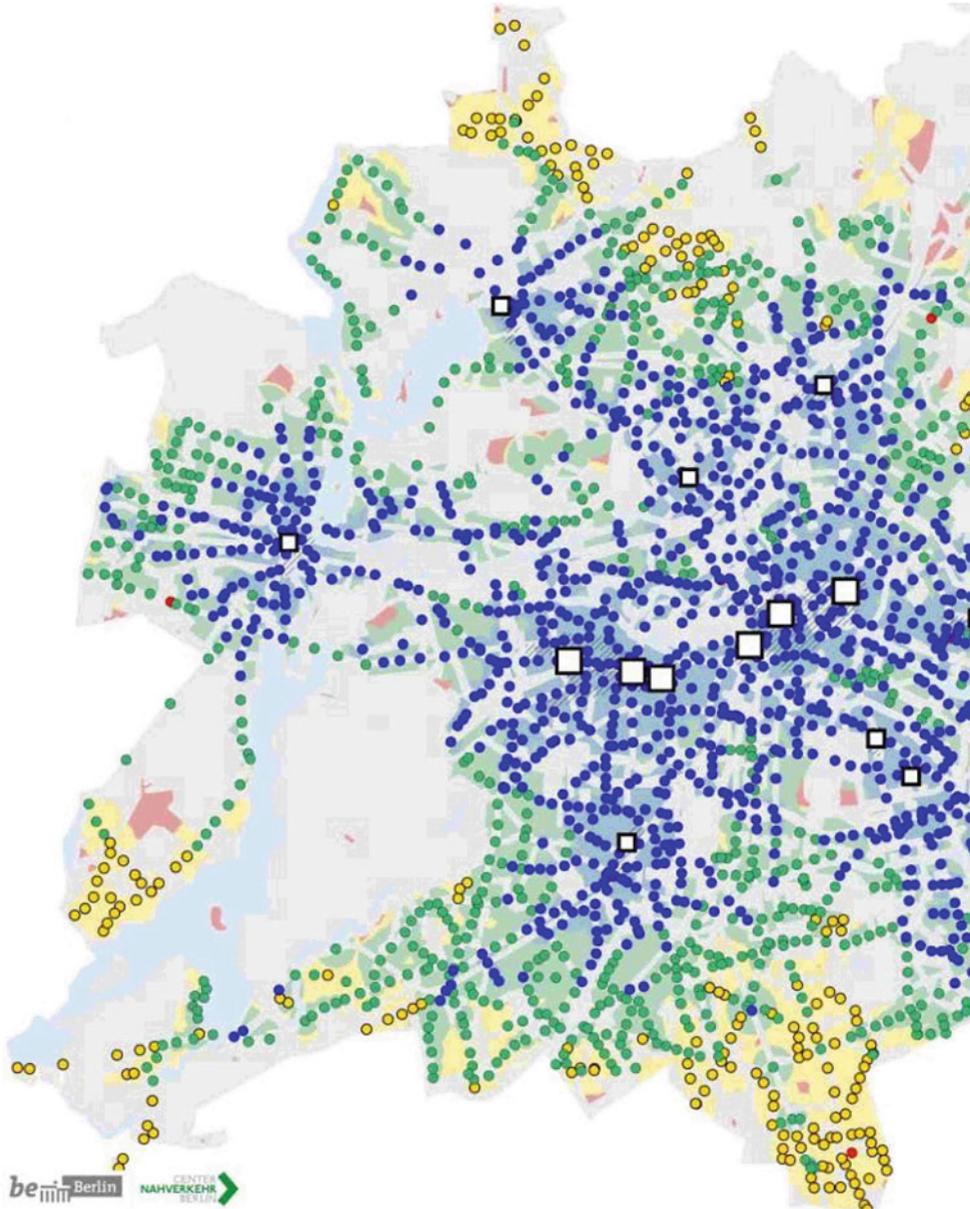


Abbildung 3.9 Karte der ÖPNV-Erreichbarkeit der Hauptzentren (Center Nahverkehr Berlin 2017)

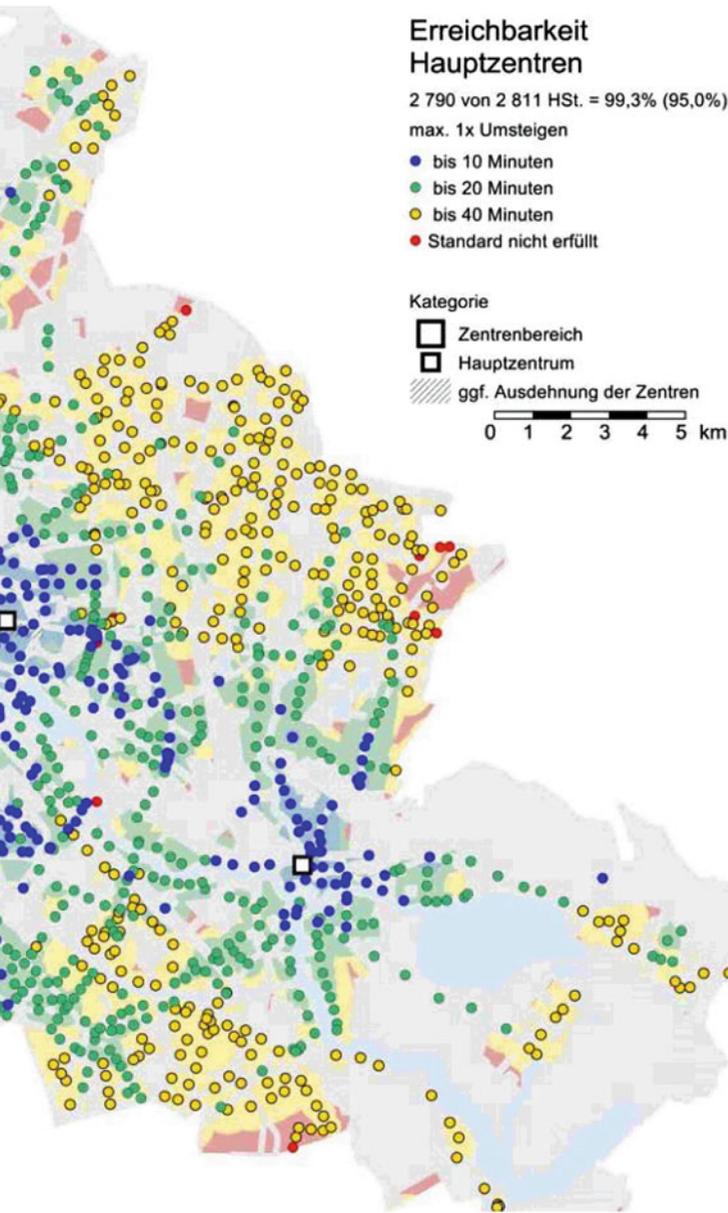


Abbildung 3.9 (Fortsetzung)

3.3.2 Zugänglichkeit des ÖPNV

Das für eine deutsche Großstadt gute ÖPNV-Angebot mit einer hohen Taktung und guten Haltestellenabdeckung dürfte dem jugendlichen Bedürfnis nach eigenständiger Mobilität entgegenkommen und bietet ihnen grundsätzlich auch die Möglichkeit, weiter entfernte Teile der Stadt, insbesondere die Zentren, zu erreichen. Doch erweisen sich die im Vergleich mit anderen europäischen Städten hohen Fahrscheinkosten als Hürden für Jugendliche bei der Nutzung des ÖPNV? In Berlin können alle Schüler*innen ein Schülermonatsticket beziehen. Zum Zeitpunkt der Datenerhebung für die quantitative Forschungsphase diese Arbeit (erstes Halbjahr 2017) kostete dieses für den BVG-Tarifbereich AB (umfasst das gesamte Stadtgebiet) 29,50 € (275 € im Jahres-Abo). Inhaber*innen des berlinpass-BuT³⁰ zahlten monatlich 15 € (145 € im Jahres-Abo).³¹ Für jene Jugendliche im Besitz eines Schülertickets bestanden keine weiteren finanziellen Hürden für die Nutzung des ÖPNV. Durch die uneingeschränkte Nutzbarkeit aller Linien im Stadtgebiet war eine elternunabhängige, stadtweite Mobilität möglich. In Anbetracht der vergleichsweise hohen Preise für Einzel- oder Tagestickets³² bestand für jene Jugendliche, die nicht über ein Schülerticket verfügten, vor der Umstellung auf ein kostenlo-

³⁰ Einen berlinpass-BuT können alle Familien, die Leistungen nach dem SGB II oder dem SGB XII beziehen, beantragen. Er berechtigt zu Leistungen aus dem Gesetz „Leistungen für Bildung und Teilhabe“ („Bildungspaket“), wie vergünstigte Schulmittagessen oder vergünstigte (bzw. kostenlose) Fahrten mit dem ÖPNV (vgl. <https://www.berlin.de/sen/bjf/bildungspaket/>, abgerufen am 08.01.2024)

³¹ Zum 01.08.2018 wurde der monatliche Preis auf 21,80 € (204 € im Jahres-Abo) gesenkt, für Inhaber*innen des berlinpass-BuT wurde es kostenlos. Die Anzahl der von der BVG ausgegebenen Schülertickets ist von 2011 bis 2019 kontinuierlich von 38.642 auf 63.401 gestiegen. Aufgrund der kostenlosen Ausgabe des Schülertickets für alle Schüler*innen ist die Anzahl zum Jahr 2020 sprunghaft auf 329.145 angestiegen. Bezogen auf die 365.942 Schüler*innen an allgemeinbildenden Berliner Schulen insgesamt sind das fast 90 %. Da weder auf den Internetseiten noch in Veröffentlichungen der Verkehrsunternehmen oder des Senats die Preisentwicklung des Schülertickets aufgelistet ist, wurde eine entsprechende Anfrage per E-Mail an BVG und den Verkehrsbund Berlin-Brandenburg (VBB) gestellt. Zusätzlich wurde nach Verkaufszahlen des Schülertickets gefragt. Die erhaltenen Bestandsdaten der BVG sind bedauerlicherweise nicht nach Stadtbezirk und Alter aufgeschlüsselt. Statistiken zur Schüler*innenzahl an Berliner Schulen finden sich auf der Seite des Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (<https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/gesellschaft/bildung/schulen>, abgerufen am 08.01.2024).

³² Im Gegensatz zu den Preisen des Schülertickets sind die Preise für fast alle anderen Tickets gestiegen. So wurde beispielsweise der Preis für ein Einzelticket im Tarifgebiet AB von 2,70 € (2016) auf 2,80 € (2017) und schließlich auf 2,90 € (2020) angehoben. In einem ähnlichen Maße wurden auch die ermäßigten Tickets (für Kinder von 6 bis 14 Jahren), Gruppen-, Tages- und Monatstickets erhöht (vgl. Fahrten und Füllung 2019; Vossen 2016).

ses Schülerticket für alle Schüler*innen, eine gewisse finanzielle Hürde bei der Nutzung des ÖPNV. Dies gilt insbesondere für Jugendliche aus Familien mit geringerem ökonomischen Kapital. Allerdings ist zu beachten, dass in Berlin ein nicht unerheblicher Teil der Fahrgäste den ÖPNV ohne gültige Fahrkarte nutzt (Straftatbestand „Erschleichung von Leistungen“, umgangssprachlich „Schwarzfahren“). Bezogen auf alle kontrollierten Fahrgäste lag der Anteil 2017 bei 5 %.³³ Studien, die auf Fahrgastbefragungen basieren, gehen davon aus, dass die Zahl für 2017 sogar bei 18 % lag und Berlin damit im Vergleich zu anderen Großstädten den höchsten Wert verzeichnet (vgl. SPLENDID RESEARCH GmbH 2017: 17). Im Falle der vorsätzlichen Nutzung des ÖPNV ohne gültigen Fahrausweis wird jedoch die finanzielle durch eine psychologische Hürde ersetzt und es sollte nicht angenommen werden, dass selbst routinierte „Schwarzfahrer*innen“ genauso bereitwillig und uneingeschränkt Bus und Bahn Nutzen, wie Besitzer*innen von Monatskarten.

Ein Blick auf den Modal Split belegt, dass noch vor dem ÖPNV die allermeisten Wege in Berlin zu Fuß zurückgelegt werden (s. Abb. 3.10).³⁴ Allerdings ist der Anteil von 2013 bis 2018 von 31,0 % auf 29,6 % leicht gesunken. Zugleich hat der Anteil des Fahrradverkehrs im gleichen Zeitraum von 12,5 % auf 17,6 % deutlich zugenommen. Für die kommenden Jahre ist eine weitere Zunahme des Fahrradverkehrs zu erwarten. Ein allgemeiner gesellschaftlicher Trend trifft in Berlin auf ein vom Berliner Abgeordnetenhaus 2018 beschlossenes Mobilitätsgesetz, das vor allem den Fahrradverkehr in der Hauptstadt stärken soll und seinen Ausgangspunkt im Volksbegehren der „Initiative Volksentscheid Fahrrad“ nahm (vgl. Schneidmesser 2014). Insgesamt hat der nicht-motorisierte Individualverkehr (NMIV) also zugenommen, der motorisierte Individualverkehr (MIV) abgenommen (von 29,6 % auf 25,9 %) und das Verkehrsaufkommen des ÖPNV ist gleich geblieben.

³³ Die Quote ist rückläufig und lag 2019 nur noch bei 3 % (vgl. Fahrten 2020). Der Anteil der Jugendlichen ist nicht ausgewiesen. Es sind keine Studien oder Statistiken bekannt, welche die Inzidenz und Prävalenz für dieses Delikt nach Altersgruppen vergleicht. Untersuchungen für Dortmunder und Nürnberger (Wittenberg und Wallner 2016) sowie niedersächsische (Bergmann et al. 2019) Jugendliche zeigen jedoch, dass je nach Befragungsort und Schuljahr zwischen 22 % und 72 % der befragten Jugendlichen angeben, im vergangenen Jahr schwarz gefahren zu sein. Das Erschleichen von Leistungen gehört damit zu den häufigsten Straftaten und devianten Verhaltensweisen unter Jugendlichen.

³⁴ Die beiden oben genannten Städterankings (Greenpeace e.V. 2017; Kodukula et al. 2018) verwenden Daten zum Verkehrsaufkommen nach Verkehrsmittel des Forschungsprojekts „Mobilität in Städten – SrV“ (<https://tu-dresden.de/bu/verkehr/ivs/srv>, abgerufen am 08.01.2024) aus dem Erhebungsdurchgang 2013 (vgl. z. B. Ahrens 2016). Die Zahlen des Erhebungsdurchgangs 2018 sind Ende 2019 veröffentlicht worden. Die Daten werden bedauerlicherweise nicht nach Altersgruppen aufgeschlüsselt. Der Modal Split lässt sich daher nicht für die Altersgruppe der Jugendlichen darstellen.

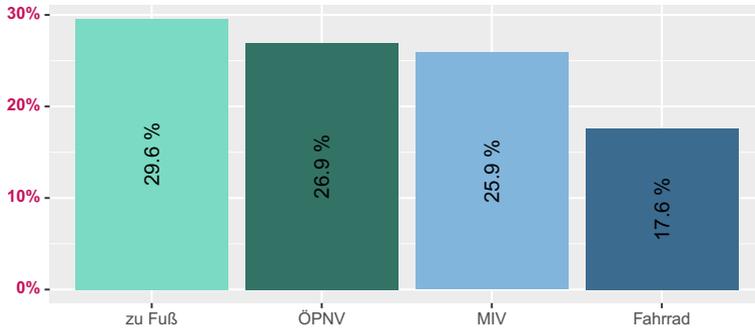


Abbildung 3.10 Modal Split für Berlin 2018. (Eigene Darstellung, Quelle: Gerike et al. 2019)

Der hohe Anteil des NMIV in Berlin ist vor allem auch ein Ergebnis der ausgeprägten polyzentralen Struktur Berlins, die für viele alltägliche Aktivitäten keine langen Wege erfordert, weil z. B. ein ausreichendes Nahversorgungsangebot in allen Stadtteilen vorhanden ist. Ein Beleg dafür ist, dass Berlin trotz seiner Größe im Vergleich der Wegelängen der über 80 Städte bzw. Untersuchungsgebiete, für welche die Studie „Mobilität in Städten – SrV“ (Gerike et al. 2020) Daten erhoben hat, im Durchschnitt liegt. Im Vergleich der Wegelängen nach Wegezweck der Städte mit über 500.000 Einwohner*innen fällt Berlin vor allem durch kurze Arbeits- und Freizeitwege auf (vgl. Gerike et al. 2020: Tab. 28). Die räumliche Ausdehnung Berlins zeigt sich jedoch in den Reisezeiten und Entfernungen der zurückgelegten Wege mit dem MIV und ÖPNV. Im Durchschnitt legen Berliner*innen mit dem Auto oder der BVG deutlich längere Wege zurück und sind auch länger unterwegs als die Bewohner*innen anderer Städte. Dies gilt jedoch nicht für die zurückgelegten Fuß- und Fahrradwege (vgl. Gerike et al. 2020: Tab. 23 und 24). Wenig überraschend sind die Unterschiede innerhalb Berlins zwischen innerer und äußerer Stadt. Bewohner*innen des äußeren Bereichs legen im Durchschnitt weniger, aber dafür längere Wege (Strecke und Dauer) zurück und besitzen häufiger ein Auto (vgl. Ahrens 2013b, 2013a). Dies deutet auf die geringere bauliche Dichte des Außenbereichs hin, die mit einer geringeren Dichte an kulturellen und sozialen Einrichtungen sowie weniger Nahversorgungseinrichtungen einhergeht.

Tabelle 3.4 Ergänzung der Hypothesen: Verkehrsinfrastruktur und Mobilität

ID	Hypothesen
H2	Stadt- und Infrastruktur Berlins prägen das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen.
H2.a	Durch den gut ausgebauten und für Schüler*innen kostengünstigen ÖPNV in Berlin, können Jugendliche auch weiter entfernte Orte in der Stadt eigenständig erreichen.
H2.b	Die räumliche Ausrichtung der jugendlichen Freizeitaktivitäten ist geprägt durch Schul- und Wohnstandorte sowie durch die Haupt- und Subzentren Berlins.
H2.c	Die für das jugendliche Freizeitverhalten relevanten öffentlichen Raumtypen sind breit über das Stadtgebiet gestreut und werden daher von wohnortnah in allen Stadtteilen genutzt.
H2.d	Aufgrund der polyzentralen Struktur Berlins wird der überwiegende Teil der Wege zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt.

3.3.3 Zusammenfassung

Was lässt sich aus diesen Bewertungen des Berliner ÖPNV-Systems und den Daten zum Mobilitätsverhalten der Berliner*innen für das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen schließen? Wie die Daten zum Verkehrsaufkommen zeigen, werden in Berlin viele Wege zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt, Arbeits- und Freizeitwege sind vergleichsweise kurz. Zurückzuführen ist dies auf die polyzentrale Struktur Berlins: Nahversorgung, Arbeitsplätze und Freizeitorte sind meist wohnortnah erreichbar und werden zu Fuß oder mit dem Fahrrad angesteuert. Das dürfte auch für Jugendliche gelten und daher ist anzunehmen, dass sie den überwiegenden Teil ihrer Freizeitwege zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurücklegen. Eine entsprechende Hypothese 2.d muss ergänzt werden (s. Tab. 3.4).

Aufgrund der Größe der Stadt sind Berliner*innen für Wege in weiter entfernte Teile der Stadt auf den MIV oder den ÖPNV angewiesen. Der MIV kann von Jugendlichen unter 18 Jahren nur in Begleitung von erwachsenen Fahrer*innen genutzt werden – wird von der vereinzelt Nutzung von motorisierten Zweirädern (Moped, Mofa, Roller) abgesehen.³⁵ Der ÖPNV ermöglicht Jugendlichen hingegen eine autonome Mobilität auch über längere Strecken innerhalb der Stadt. Der öffent-

³⁵ Eine Fahrerlaubnis für Mofas kann mit 15 Jahren, für Mopeds und Roller mit 16 Jahren erworben werden. Insgesamt spielen motorisierte Zweiräder bis 125 ccm für die Mobilität der Berliner*innen eine sehr geringe Rolle. Pro Haushalt sind im Durchschnitt nur 0,03 Fahrzeuge dieses Typs vorhanden (vgl. Gerike et al. 2019: Tab 2.1).

liche Personennahverkehr in Berlin ist gut ausgebaut mit einer hohen Taktung und guten Haltestellenabdeckung und durch das Schülerticket für Jugendliche günstig zu nutzen. Daher soll Hypothese 2.a modifiziert werden: Durch den gut ausgebauten und für Schüler*innen kostengünstigen ÖPNV in Berlin, können Jugendliche auch weiter entfernte Orte in der Stadt eigenständig erreichen.

3.4 Sozialräumliche Struktur

Neben der in den vorangegangenen Abschnitten analysierten physischen Struktur ist auch die sozialräumliche Struktur Berlins entscheidend für das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen. Die Aktivitäten von Jugendlichen aus marginalisierten Nachbarschaften sind eher auf das eigene Quartier ausgerichtet. Eine schlechte ÖPNV-Anbindung und eine periphere Lage verstärken diesen Effekt möglicherweise. Mit der Größe der Aktivitätsräume nimmt potenziell die Heterogenität der sozialen Kontexte zu, mit der Jugendliche im Alltag Kontakt haben. Dies gilt jedoch weniger in einer Stadt, in der es größere sozial homogenere Gebiete gibt. Daher müssen Lage und Verteilung von marginalisierten, durchschnittlichen und privilegierten Quartieren in der Stadt eingehend betrachtet werden. Dies ist nicht zuletzt auch wichtig, um für die quotierte Stichprobe dieser Forschungsarbeit gezielt Jugendliche aus marginalisierten und nicht-marginalisierten Quartieren einschließen zu können.

Das sozialräumliche Gefüge Berlins ist Ergebnis historisch gewachsener Strukturen. So ist der Berliner Südwesten bereits seit dem 19. Jahrhundert bewohnt von wohlhabenderen Berliner*innen und gilt auch heute noch als gehobene Wohnlage. Einige Arbeiter*innenquartiere der Industrialisierung im Norden, Osten und Südosten werden zum Teil noch heute von unteren sozialen Schichten bewohnt. Hinzu kommen andererseits aktuelle gesamtgesellschaftliche Prozesse. Die allgemein für Deutschland diagnostizierte hohe Vermögensungleichheit (vgl. Grabka und Halbmeier 2019) und eine gleichzeitig zunehmende Einkommensungleichheit trotz steigender Realeinkommen (vgl. Grabka et al. 2019; Groh-Samberg 2019) lassen sich auch für Berlin beobachten (vgl. Aehnelt 2011: 74 f.). Diese soziale Ungleichheit übersetzt sich vor dem Hintergrund des bestehenden sozialräumlichen Gefüges Berlin und unter dem Einfluss aktueller sozialräumlicher Prozesse in eine prononcierte soziale Segregation. In einem Vergleich der Segregation von SGB-II-Empfänger*innen in deutschen Städten befindet sich Berlin im oberen Viertel der Verteilung (vgl. Helbig und Jähnen 2018: 30). Sozialräumliche Prozesse, wie Reurbanisierung und Gentrifizierung, die sich auch in Berlin beobachten lassen, stehen im Verdacht, die soziale Segregation noch zu verstärken. Zugleich entsteht durch sie

aber auch eine Dynamik, die bestehende Segregationsmuster verändert (vgl. Brake 2012; Holm 2012, 2011).

Diese Dynamiken führen dazu, dass sich die innere und äußere Stadt in ihrer sozialen Zusammensetzung einander annähern. In der im Durchschnitt stärker von benachteiligten Quartieren geprägten inneren Stadt hat sich die soziale Benachteiligung in einigen dieser Nachbarschaften in den letzten Jahren verringert. Umgekehrt gibt es in der weniger durch Marginalisierung geprägten äußeren Stadt in einigen Gebieten eine verstärkte soziale Benachteiligung. Die große Mehrzahl der Quartiere kann als durchschnittlich bezeichnet werden. Privilegierte Nachbarschaften befinden sich vornehmlich am Stadtrand. Gebiete mit mehreren zusammenhängenden marginalisierten Quartieren sind in der inneren Stadt in Moabit, Gesundbrunnen, Wedding, Kreuzberg und Neukölln und in der äußeren Stadt in Spandau, Reinickendorf und Marzahn-Hellersdorf angesiedelt.

3.4.1 Geschichtliche Entwicklung

In ihrer vergleichsweise kurzen Geschichte als Großstadt hat Berlin eine Reihe politischer und sozialer Umwälzungen erlebt, welche maßgeblich die sozialräumliche Struktur der Stadt geprägt haben. Gegründet abseits der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Zentren des Mittelalters, entwickelte sich Berlin im Zuge des Aufstiegs Preußens zur Weltmacht im 17. und 18. Jahrhundert zu einer der bedeutendsten Städte Europas. Prägend für die Wohnbebauung waren in dieser Zeit die im 17. Jahrhundert vom Stadtzentrum um das Schloss auf der Fischerinsel aus nach Westen hin errichteten Prachtbauten und Schlösser. Hier entstanden auch neue Vorstädte (Friedrichstadt und Dorotheenstadt), die von Wohlhabenderen und Adligen bewohnt wurden. Die weniger geplanten und vielmehr durch einfache Bebauung gekennzeichneten Gebiete nördlich und östlich des Stadtzentrums waren die Wohngebiete der armen Bevölkerung, während die Altstadt am östlichen Spreeufer gegenüber der Fischerinsel (heute unter anderem Nicolaiviertel) von bürgerlichen Schichten bewohnt wurde. So lässt sich schon zur damaligen Zeit eine großräumige soziale Segregation zwischen dem West- und Ost-Teil der Stadt ausmachen. (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 28 ff.; Hoffmann 1998: 25 ff.; Peters 1995: Kap. 5)

Diese sozialräumliche Polarisierung der Stadt verstärkt sich während der im 19. Jahrhundert einsetzenden Industrialisierung. Der wirtschaftliche Aufstieg der Gründerzeit ab etwa 1870 ließ die Anzahl an Fabriken und zugleich die Bevölkerungszahl Berlins rasant steigen (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 31 ff.; Hoffmann 1998: 33; Peters 1995: Kap. 6). Aber nach wie vor gab es eine klare Segregation. Die zum

Teil neu errichteten Wohngebiete der Arbeiter*innen lagen nahe der Industriestandorte und bildeten im Norden, Osten und Südosten einen „Dreiviertelring“ um die Innenstadt (vgl. Peters 1995: 147). Die bürgerlichen Schichten wohnten hingegen in den Stadtteilen im Westen und Südwesten ohne industrielle Prägung. Als „ein erstes Beispiel für die geplante Suburbanisierung der Mittelschicht in Berlin“ (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 41) kann die Gründung einer Reihe von Villenkolonien im Südwesten Berlins bezeichnet werden, die damit zugleich eine weitere Triebfeder der sozialen Segregation im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 40 ff.; Hoffmann 1998: 33).

Nach der Gründung Groß-Berlins 1920 wurde der verdichtete Mietskasernenbau durch den Zeilenbau abgelöst (vgl. Peters 1995: Kap. 7). Dieser sollte sowohl städtebaulich als auch sozial ein Verbindungsstück zwischen der dicht bebauten Innenstadt und den aufgelockerten Villenkolonien darstellen. Doch die angestrebte soziale Mischung wurde nur in begrenztem Maße erreicht. Einfache Arbeiter*innen fanden sich in den neuen Siedlungen kaum. Es waren vielmehr Facharbeiter*innen und vor allem Angestellte und Beamte, deren Anzahl in Berlin zu Beginn des 20. Jahrhunderts rapide wuchs (vgl. Kapphan 2002: 66 ff.).

Während des Nationalsozialismus wurden die vorhandenen Wohngebiete ausgebaut, an der sozialräumlichen Struktur änderte sich aber kaum etwas (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 53 ff.; Hoffmann 1998: 43 f.). Die Folgen des vom nationalsozialistischen Deutschland begonnenen Krieges veränderte Berlin jedoch weitreichend: Die Stadt lag in Trümmern, ein Drittel aller Wohnungen war zerstört und in der politischen Folge des Krieges wurde die Stadt geteilt (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 57; Hoffmann 1998: 47; Peters 1995: Kap. 8). Die Teilung der Stadt manifestierte sich 1961 baulich in der Errichtung der Berliner Mauer, die auch nach ihrem Abriss 1990 Spuren in der Stadtstruktur hinterlassen hat.

In den folgenden 45 Jahren entwickelten sich beide Teile der Stadt getrennt, wobei es doch auch Gemeinsamkeiten gab. Um der Wohnungsnot zu begegnen, wurde in beiden Teilen Berlins unter anderem auf den industrialisierten Bau von Großsiedlungen, vornehmlich am Stadtrand, gesetzt (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 76). Ebenfalls in beiden Teilen der Stadt wurde zugleich die veraltete und im Krieg stark zerstörte Altbausubstanz im Innenstadtbereich großflächig abgerissen (vgl. Häussermann und Kapphan 2002: 76). Da die Wohnungen im sozialistischen Ostteil der Stadt nach bestimmten Vorgaben vergeben wurden, gab es hier keine marktvermittelte soziale Segregation. Eine ungleiche Verteilung entstand vielmehr entlang von Partei- und Staatsloyalität sowie weiteren Merkmalen. Wohnungen in den neu errichteten, modernen Siedlungen erhielten vor allem Angehörige der SED und wichtiger Betriebe. In den zunehmenden verfallenden

Altbaugebieten sammelten sich Personen, welche die Missgunst des SED-Regimes auf sich gezogen hatten (vgl. Kapphan 2002: 73 f.).

Die „bedeutendste sozialstrukturelle Veränderung der Nachkriegszeit“ (Kapphan 2002: 75) in Westberlin war – ähnlich wie in anderen Städten Westdeutschlands – der Zuzug von Arbeitsmigrant*innen, die im Rahmen von Anwerbeabkommen zunächst nur temporär nach Deutschland kamen. Die vor allem aus der Türkei, den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens und aus Griechenland Zuziehenden suchten nach günstigem Wohnraum (vgl. Kapphan 2001: 91). Sie fanden diesen vor allem in den sanierungsbedürftigen Altbauten der Gründerzeitviertel. Den Hausbesitzer*innen kam diese Nachfrage gelegen, konnten sie den Arbeitsmigrant*innen doch die heruntergekommenen Wohnungen vermieten, die bald sowieso abgerissen oder saniert werden sollten (vgl. Kapphan 2002: 76). Die neu entstandenen Großsiedlungen wurden zunächst Wohngebiete der Mittelschicht, welche die verfallenden Altbaugebiete verließ. Die Folge war eine zunehmende Konzentration von ärmeren und migrantischen Haushalten in diesen Gebieten (vgl. Kapphan 2002: 77).

Der nächste wirtschaftliche und gesellschaftliche Umbruch ergab sich mit der Wiedervereinigung der Stadt im Zuge des Beitritts der DDR zur BRD im Jahr 1990. Die wirtschaftliche Situation der Stadt, die sich nun wieder weitestgehend über das Gebiet des Groß-Berlins von 1920 erstreckte, und ihrer Bewohner*innen verschlechterte sich zunächst (vgl. Hoffmann 1998: 75; Kapphan 2002: 83 ff.). Mittelschichtshaushalte zogen vermehrt an den Stadtrand oder ins Umland (Suburbanisierung), wodurch sich der Anteil an benachteiligten Haushalten in den Innenstadtgebieten erhöhte (vgl. Kapphan 2002: 124 ff.). Die weiter anhaltende Zuwanderung aus dem Ausland zielte auf die zentralen Stadtteile, in denen es bereits größere Konzentrationen ausländischer Wohnbevölkerung gab (vgl. Kapphan 2002: 132 ff.). Alte Segregationsmuster setzten sich dadurch fort und verstärkten sich noch: Arbeitslose und Geringverdiener*innen bewohnen vor allem die Innenstadtgebiete und die Großsiedlungen im Osten und Nordosten, während wohlhabendere Berliner*innen vor allem im Südwesten der Stadt wohnen (vgl. Kapphan 2002: 97).

3.4.2 Die Entwicklung seit den 90er Jahren

Nach 1990 setzte zunächst ein starker Suburbanisierungstrend ein (vgl. Bluth 2004; Beyer und Schulz 2001). Von der Abwanderung ins Umland waren vor allem die Ostberliner Bezirke mit ihren Großsiedlungen in Plattenbauweise betroffen, insgesamt nahm die Bevölkerungszahl Berlins deutlich ab (vgl. Bluth 2004: 97 f.;

Hinrichs 1999: 31).³⁶ Bereits 1998 schwächte sich der Trend wieder ab und die Wanderungsverluste ins Umland wurden geringer – die Abwanderungen gingen zurück, zugleich nahmen aber auch die Zuwanderungen aus dem Umland stetig zu (vgl. Bluth 2004: 94 f.). Dieser zu Beginn des 21. Jahrhunderts einsetzende, gegenläufige Trend zur Suburbanisierung wird als Reurbanisierung³⁷ bezeichnet. Brake (2012) sieht für Berlin eine „Bedeutungszunahme der inneren Stadt“, die „als begehrter Wohnstandort, als Arena der Kreativwirtschaft und als stadträumliches Milieu für Konsum“ (Brake 2012: 282) wieder in den Fokus rückt. Die Bevölkerungszahl Berlins begann ab 2004 wieder kontinuierlich anzusteigen. Die innere Stadt ist während dieses Zeitraums noch stärker gewachsen als die äußere und seit 2011 zeigt die Gesamtstadt ein größeres Wachstum als das Umland. Zugleich weist die innere Stadt gegenüber der äußeren einen durchgehend negativen Wanderungssaldo auf. Obwohl die innere Stadt also stärker wächst als die äußere, ziehen mehr Menschen von der inneren in die äußere Stadt als umgekehrt. Das Gleiche gilt im Verhältnis von Gesamtstadt zu Umland (vgl. Beran et al. 2015: 63 ff.). Beran et al. (2015) sprechen in diesem Zusammenhang von einem „kaskadenhaften Wanderungsgeschehen“: Der nationale und internationale Zuzug richtet sich vor allem auf die Innenstadt, zugleich zieht es die ansässige Bevölkerung in die äußere Stadt und von dort ins Umland. Reurbanisierungs- und Suburbanisierungsprozesse finden also in Berlin gleichzeitig statt.

Das seit 2004 kontinuierliche Bevölkerungswachstum ist seit 2009 neben Wanderungsgewinnen auch auf einen Geburtenüberschuss zurückzuführen und hat sich vor allem seit 2012 beschleunigt (vgl. Budras und Axnick 2019; Steinig 2016: 102 f.). Die Reurbanisierungsprozesse gelten als eine von mehreren Ursachen für die zunehmende Verknappung von Wohnraum in Berlin (vgl. Krajewski 2013: 22). Verschärft wird die Situation auf dem Wohnungsmarkt durch eine gestiegene Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen (vgl. Beran und Nuissl 2019: 34 f.). Besonders im unteren Preissegment ist der Nachfrageüberhang besonders groß. Gründe sind das Ende der Mietpreisbindung vieler Sozialwohnungen und die großflächigen Sanierungen, insbesondere der vernachlässigten Altbaugebiete Ostberlins, welche ebenfalls zu einer Verringerung des Wohnungsangebots für einkommensschwächere

³⁶ Für eine lebensstilorientierte Erklärung der unterschiedlich starken Suburbanisierungstendenzen in den Ost- und Westberliner Bezirken siehe Hinrichs (1999). Weitere Analysen zum hauptstädtischen Suburbanisierungsgeschehen aus der Perspektive von Lebensführung und Alltagskultur bietet der Sammelband von Matthiesen (2002).

³⁷ Der Begriff der Reurbanisierung ist in der Stadtforschung nicht einheitlich definiert. Meist ist der Wanderungsgewinn der Städte oder Innenstädte gegenüber dem Umland gemeint. Die Vielzahl an Dimensionen und Zugängen, die unter dem Begriff Reurbanisierung firmieren, werden im Beitrag von Brake und Urbanczyk (2012) übersichtlich und strukturiert dargestellt.

Haushalte im Innenstadtbereich führt (vgl. Beran und Nuissl 2019: 34ff: 36; Krajewski 2013: 21; Holm 2011: 218).

Auf dem angespannten Berliner Wohnungsmarkt kommt es zu Mietsteigerungen sowohl im Bestand als auch bei Neuvermietungen. Der „Berliner Aufwertungs-zirkel“ (Holm 2011: 214 ff.) hat nach Mitte und Prenzlauer Berg in den 1990er Jahren, Friedrichshain und Nord-Neukölln im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts nun auch Nord-Schöneberg, Moabit, Wedding und Gesundbrunnen erreicht (vgl. Döring und Ulbricht 2016: 32 f.) und damit sind weite Teile der inneren Stadt betroffen. Besonders betroffen sind die attraktiven und nachgefragten Altbauten, aber auch die mittlerweile aus der Mietpreisbindung gefallenene Gebäude des sozialen Wohnungsbaus der 1970er Jahre, da sich hier die höchsten Ertragserwartungen für Investor*innen bzw. Vermieter*innen ergeben. Da diese Gebäudebestände vor allem von Haushalten mit geringem Einkommen bewohnt werden, sind einkommensschwächere Haushalte in besonderem Maße von den Mietsteigerungen betroffen (vgl. Holm 2016: 193 f.). Während früher nur vereinzelte Gebiete von massiven Mietsteigerungen betroffen waren und daher nur punktuell von Gentrifizierung³⁸ gesprochen wurde, sind seit einigen Jahren weite Teile des innerstädtischen Altbau-bestandes von Verdrängungsprozessen betroffen. Dadurch hat sich ein deutlicher Kontrast zwischen den zentralen und peripheren Wohnlagen entwickelt (vgl. Holm 2016: 196 f.; Steinig 2016).

Analysen der innerstädtischen Wanderungsbewegungen und der Ummeldungen von SGBII-Bezieher*innen in den Jobcentern der Bezirke weisen darauf hin, dass es zu Verdrängung der ärmeren Haushalte an den Stadtrand kommt (vgl. Holm 2016: 205 ff.). Eine andere Studie (Beran und Nuissl 2019) auf Basis einer Befragung von Umzügler*innen in verschiedenen Teilräumen der Innenstadt kommt zu dem Ergebnis, dass bei 22,5 % der Umzüge von Verdrängung gesprochen werden kann. Als Verdrängung werden hier Umzüge definiert, die aufgrund von Kündigungen,

³⁸ Einen guten Überblick über die Forschung zu Gentrifizierung in Deutschland und damit auch die unterschiedlichen Definitionsdimensionen bietet die Arbeit von Üblacker (2018). Die Entwicklung in Berlin beschreibt Holm (2011, 2016) und aktuelle Analysen zu Gentrifizierung in Berlin finden sich in Helbrecht (2016). In Anlehnung an Gentrifizierung wird im Zusammenhang mit der enormen Zunahme des Tourismus in Berlin häufig undifferenziert von Touristifizierung gesprochen (vgl. Kritische Geographie Berlin 2014). Auch wenn die Auswirkungen auf Gewerbe und Straßenbild in einigen Stadtteilen unübersehbar sind, bleibt strittig, ob die Umwandlungen von Miet- in Ferienunterkünfte substanzial zur Verknappung des Wohnraumes beitragen (vgl. Mindl 2019; Schäfer und Braun 2016; Velte und Versch 2014). Politisch reagierte der Senat 2018 mit einer Verschärfung des Zweckentfremdungsverbots, das die nicht genehmigte Zweckentfremdung von Miet- als Ferienwohnungen oder Gewerberäume untersagt (http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/zweckentfremdung_wohnraum/, abgerufen am 08.01.2024).

Mieterhöhungen und Instandhaltungsstaus stattfinden, aber auch solche, die durch eine Entfremdung vom Wohnumfeld, weil dieses entweder auf- oder abgewertet wird, ausgelöst werden (vgl. Beran und Nuissl 2019: 200 ff.).³⁹ Im Gegensatz zu Holm (2016) kommen die Autoren dieser Studie zu dem Ergebnis, dass der überwiegende Teil der Umzüge aufgrund von Verdrängungen nicht an den Stadtrand, sondern nahräumlich erfolgt (vgl. Beran und Nuissl 2019: 200).

Die beschriebenen Entwicklungen der vergangenen zwei Jahrzehnte spiegeln sich auch in einer veränderten Mietenstruktur Berlins nieder. Im Vergleich der Verteilung von Wohnlagen⁴⁰ im Berliner Mietspiegel über die Jahre lässt sich eine Zunahme von mittleren und guten Wohnlagen im Innenstadtbereich erkennen. Waren es 2007 nur Kernbereiche in Mitte und um den Tiergarten, die eine gute Wohnqualität aufwiesen, gibt es 2017⁴¹ nun auch einen entsprechenden Bereich im Prenzlauer Berg. Weitere Bereiche im südlichen Gesundbrunnen, Prenzlauer Berg, Friedrichshain und Teilen von Kreuzberg sind von einfachen zu mittleren Wohnlagen hochgestuft worden. Außerhalb des S-Bahn-Rings hat es in diesem Zeitraum in Bezug auf die Wohnqualität wenig Veränderungen gegeben (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2007; Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2017).

Die Angebotsmieten sind von durchschnittlich 6 € pro m² nettokalt in 2010 auf fast 10,80 € pro m² in 2017 und damit um 80 % gestiegen (vgl. Beran und Nuissl 2019: 40 f.). In den Bezirken Marzahn-Hellersdorf, Reinickendorf, Spandau und Treptow-Köpenick, die alle außerhalb des S-Bahn-Rings liegen, lag der Median der Nettokaltmieten bei Neuvermietungen 2017 unter 9 € pro m². Alle anderen Bezirke

³⁹ Wenig diskutiert ist das Thema der sogenannten Zwangsräumungen. Ein nicht unerheblicher Teil der Umzüge ist juristisch und teilweise auch physisch erzwungen. Berner et al. (2015) ermitteln für die Jahre 2009 bis 2011 jeweils über 5.000 Räumungstermine pro Jahr in Berlin. Bezogen auf die Gesamtanzahl an Binnenumzügen nennen sie eine Quote von 5 % (vgl. Berner et al. 2015: 15).

⁴⁰ Die Einteilung der Wohnlagen in „einfach“, „mittel“ und „gut“ erfolgt auf Grundlage einer Reihe von Merkmalen, wie bauliche Dichte, Grünflächen- und Nahversorgung, ÖPNV-Anbindung, Image, umgebende Nutzung und Verkehrslärmbelastung. Dabei erfolgt eine Bewertung jeder einzelnen Adresse. Hier vorgestellte Angaben zu Wohnlagen von Gebieten stellen die dominierende Wohnlage in dem erwähnten Gebiet dar. Die im Mietspiegel festgelegten Wohnlagen sollen die vorherrschende Wohnqualität widerspiegeln und dienen der Ermittlung der ortsüblichen Vergleichsmieten (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2017).

⁴¹ Hier wird, genau wie im Folgenden, hauptsächlich auf die sozialräumliche Situation Berlins im Jahr 2017 eingegangen, da in diesem Jahr die Befragung der Schüler*innen erfolgte und sich daher auch die Auswertungen der quantitativen Daten auf dieses Jahr beziehen. Sofern keine Daten für 2017 vorliegen, werden Berichte aus den Jahren davor bzw. danach vorgestellt. Die weitere Entwicklung seit 2017 bis heute wird nur am Rande erwähnt werden.

verzeichnen einen Median von über 9 € pro m²; für Charlottenburg-Wilmersdorf, Friedrichshain-Kreuzberg und Mitte lag er über 11 € pro m² (vgl. CBRE GmbH und Berlin Hyp AG 2018: 13). Eine kleinräumigere Betrachtung zeigt jedoch keine auffälligen räumlichen Verteilungen. Sowohl lebensweltlich orientierte Räume (LOR) mit hohen Steigerungsraten als auch jene wenigen mit einer rückläufigen Preisentwicklung sind in der ganzen Stadt verteilt (vgl. Beran und Nuissl 2019: 40).⁴²

3.4.3 Aktuelle sozialräumliche Struktur

Detaillierte Auskunft über die sozialräumliche Gliederung Berlins geben die Berichte das Monitoring Soziale Stadtentwicklung der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung.⁴³ Der Bericht von 2017 sieht Hinweise für „Peripherisierungstendenzen sozialer Benachteiligungen“ (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 18). Eine Betrachtung der Entwicklung jeweils der Status-Index-Mittelwerte für die LOR der inneren und äußeren Stadt zeigen ein sich langsames Annähern von verschiedenen Seiten. Während die innere Stadt im Durchschnitt einen deutlich niedrigeren Status aufweist, verbessert sich dieser seit 2011 kontinuierlich und deutlich. Umgekehrt hat die äußere Stadt einen vergleichsweise hohen Status, dieser hat jedoch über die Jahre eine leicht negative Tendenz. Wobei sowohl in der inneren als auch der äußeren Stadt jeweils die östlichen Teile einen höheren Status aufweisen als die westlichen (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtent-

⁴² Um einen weiteren Anstieg der Mieten zu verhindern, hat der Senat von Berlin das Gesetz zur Mietenbegrenzung im Wohnungswesen („Mietendeckel“) erlassen, welches 2020 in Kraft getreten ist. Das Gesetz verbietet unter anderem, die Miete in bestehenden Mietverhältnissen zu erhöhen (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen o.J.).

⁴³ Seit 1998 existiert mit dem Monitoring Soziale Stadtentwicklung (MSS) in Berlin eine fortgeschriebene Berichterstattung zur sozialräumlichen Entwicklung, die etwa alle zwei Jahre erscheint. Seit 2006 bilden die kleinste Darstellungs- und Analyseebene die 447 Lebensweltlich Orientierten Räume (LOR) (auch Planungsräume genannt), welche auf Grundlage von Baustruktur, sozialen Milieus und städtischen Barrieren so gebildet werden, dass sie jeweils eine „lebensweltliche Homogenität“ abbilden. Sie entsprechen der Aufteilung Berlins in Quartiere oder Kieze. Um den sozialen Zustand und die Entwicklung der einzelnen lebensweltlich orientierten Räume abzubilden, werden mittels der Indikatoren Arbeitslosigkeit, Langzeitarbeitslosigkeit, Transferbezug und Kinderarmut ein Status- und ein Dynamik-Index gebildet. Der Status-Index wird unterteilt in die vier Klassen hoch, mittel, niedrig und sehr niedrig, der Dynamik-Index in die Klassen positiv, stabil und negativ (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung (2017); s. auch die Website des MSS: https://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/basisdaten_stadtentwicklung/monitoring/index.shtml, abgerufen am 08.01.2024).

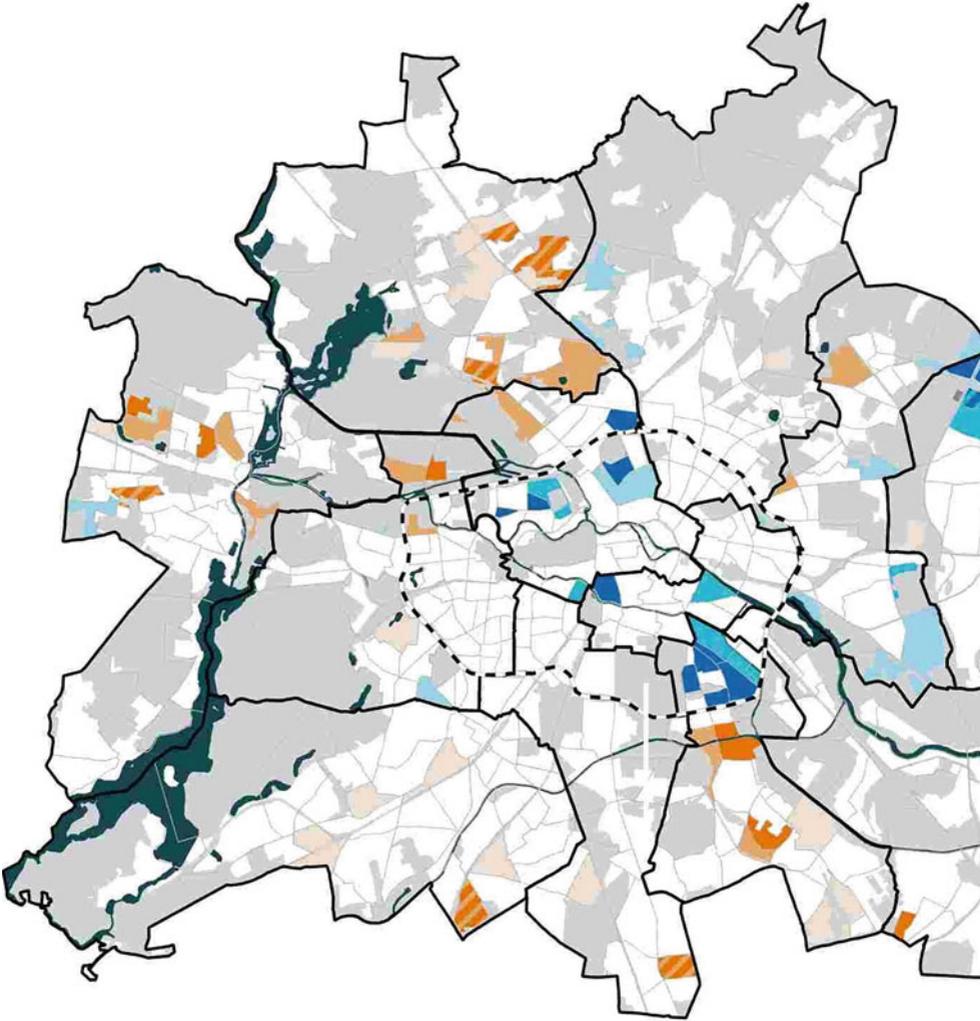
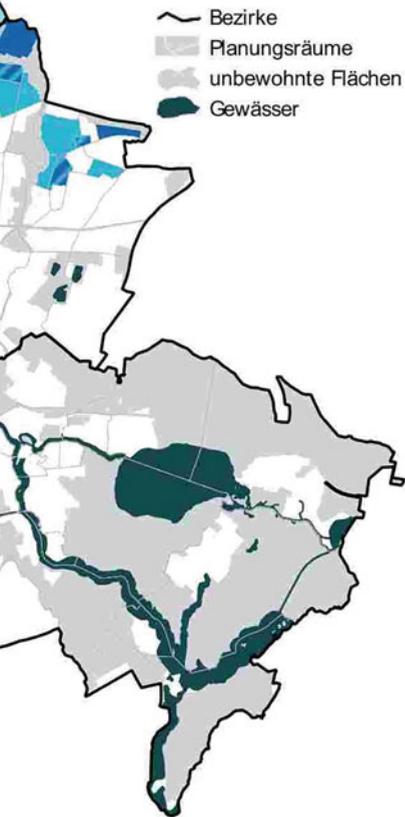


Abbildung 3.11 Karte der Veränderungen im Status-Index 2006 zu 2016 auf Ebene der LOR (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 85)

Entwicklung des sozialen Status 2006 bis 2016

-  von sehr niedrig auf niedrig
-  von sehr niedrig auf mittel
-  von niedrig auf mittel
-  von mittel auf hoch
-  von hoch auf mittel
-  von mittel auf niedrig
-  von mittel auf sehr niedrig
-  von niedrig auf sehr niedrig
-  keine Veränderung
-  Gebiete ohne Zuordnung

-  Bezirke
-  Planungsräume
-  unbewohnte Flächen
-  Gewässer

**Abbildung 3.11** (Fortsetzung)

wicklungsplanung 2017: 83 f.). Eine kleinräumigere Betrachtung der Entwicklung zeigt, dass sich seit 2006 Statusverbesserungen in Gebieten von zusammenhängenden LOR in Nord-Neukölln, Moabit und im Norden von Marzahn-Hellersdorf ergeben haben (s. Abb 3.11). Großflächigere Statusverschlechterungen lassen sich im selben Zeitraum in Reinickendorf, Spandau, Süd-Neukölln und Siemensstadt ausmachen (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 85 ff.).

Insgesamt ist die soziale Benachteiligung in Berlin – im MSS gemessen anhand der Indikatoren Arbeitslosigkeit, Langzeitarbeitslosigkeit, Bezug von Transferleistungen und Kinderarmut – auch 2017 rückläufig, jedoch im Vergleich deutscher Großstädte hoch (vgl. Schweigard 2020). So ist z. B. die Kinderarmutsquote zwar von 38,6 % in 2006 auf 30,5 % in 2017 gesunken, damit aber immer noch fast doppelt so hoch wie im deutschen Durchschnitt (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 50 f.). Die durch die genannten Indikatoren benachteiligten Haushalte sind dabei sehr ungleich verteilt, zum Teil kommt es zu Konzentrationen in einzelnen Gebieten. Das MSS ermittelt 2017 für 278 und damit die überwiegende Mehrheit der LOR (64 %) einen mittleren Status. Es sind etwa gleich viele Gebiete, die nach oben oder unten eine deutliche Abweichung zeigen. So sind 75 LOR (17 %) mit einem hohen und auf der anderen Seite 41 (9 %) mit einem niedrigen und 42 (10 %) einen sehr niedrigen Status (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 61).

In einem Vergleich 74 deutscher Städte weist Berlin 2014 eine überdurchschnittlich hohe soziale Segregation auf (Indikator waren der Segregationsindex für SGB-II-Empfänger), die weiter zunimmt (vgl. Helbig und Jähnen 2018: 30, 145). Offensichtlich geht die allgemeine, leichte Abnahme sozialer Benachteiligung in der Stadt mit einer zunehmend ungleichen räumlichen Verteilung von benachteiligten Haushalten einher. Deutlich höher noch ist die soziale Segregation von Kindern und Jugendlichen unter 15 Jahren. Hier hat Berlin im Städtevergleich den acht höchsten Wert, der ebenfalls eine weiter ansteigende Tendenz aufweist (vgl. Helbig und Jähnen 2018: 44 ff.). Da gleichzeitig die Quote an SGB-II-Empfänger*innen in Berlin ebenfalls hoch ist, wohnen über 25 % der Kinder und Jugendlichen in Quartieren, in denen über 50 % der Kinder und Jugendlichen Transferleistungen beziehen (vgl. Helbig und Jähnen 2018: 51 f.). Bei der ethnischen Segregation ist Berlin ebenfalls unter den zehn Städten mit den höchsten Werten. Der hohe Wert ist aber vor allem auf die Teilung Berlins und die historisch geringe ausländische Zuwanderung im Ostteil der Stadt zurückzuführen (vgl. Helbig und Jähnen 2018: 32 f.). Nach wie vor lebte ein großer Teil der Personen mit Migrationshintergrund im westlichen Gebiet Berlins. Die ethnische Segregation nimmt aber im Gegensatz zur sozialen ab, womit

Berlin dem allgemeinen Trend deutscher Großstädte folgt (vgl. Helbig und Jähnen 2018: I).

Trotz der oben skizzierten Entwicklungen der vergangenen zehn Jahre, lässt sich eine hohe Konstanz der sozialräumlichen Struktur Berlins feststellen. Während die Gebiete mit mittlerem Status sich in allen Bereichen der Stadt gleichermaßen befinden, sind die LOR mit hohem Status überwiegend am Stadtrand (vor allem im Südwesten) in Gebieten, die durch Ein- und Zweifamilienhäuser geprägt sind, aber auch zum Teil in Mitte zu finden (s. Abb. 3.12).⁴⁴ Gebiete mit niedrigem oder sehr niedrigem Status befinden sich in der inneren Stadt, vor allem im Norden in Moabit, Gesundbrunnen und Wedding sowie im Süden in Kreuzberg und Neukölln. In der äußeren Stadt sind es vor allem Gebiete mit Großsiedlungen am Stadtrand in Spandau, Reinickendorf und Marzahn-Hellersdorf. Wobei diese Gebiete zum Teil eine positive Entwicklung zeigen (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 63 f.). Wird die Verteilung von aktuell marginalisierten und privilegierten Gebieten mit jenen der vorigen Jahrhundertwende verglichen, so zeigen sich sogar jahrhunderteübergreifende Kontinuitäten: Die überdurchschnittliche Konzentration von ärmeren Haushalten in der nördlichen (Moabit, Gesundbrunnen, Wedding) und südlichen Innenstadt (Kreuzberg, Neukölln) sind die Residuen des Dreiviertelrings der während der Industrialisierung entstandenen Arbeiterquartiere. Durchbrochen ist dieser Ring im Nordosten in den bereits seit den 1990er Jahren von Aufwertungen betroffenen Gebieten Prenzlauer Bergs und Friedrichshains. Im Südwesten Berlins wohnen seit jeher die Reichen Berlins.

⁴⁴ Neben dem Status werden im MSS auch die Veränderungen der Status-Indikatoren im Vergleich zum vorangegangenen Bericht in einem Dynamik-Index zusammengefasst. Auf Grundlage des aus Status- und Dynamik-Index zusammengesetzten Gesamtindex werden dann Handlungsempfehlungen für Planung und Politik erarbeitet (z. B. Einrichtung von Gebieten mit Quartiersmanagement). Für die Analyse aktueller Kontexte jugendlichen Freizeitverhaltens erscheint vor allem der Blick auf den Ist-Zustand relevant. Daher wird im Folgenden, falls nicht anders angegeben, auf den Status-Index von Gebieten und nicht auf Dynamik- oder Gesamtindex Bezug genommen.

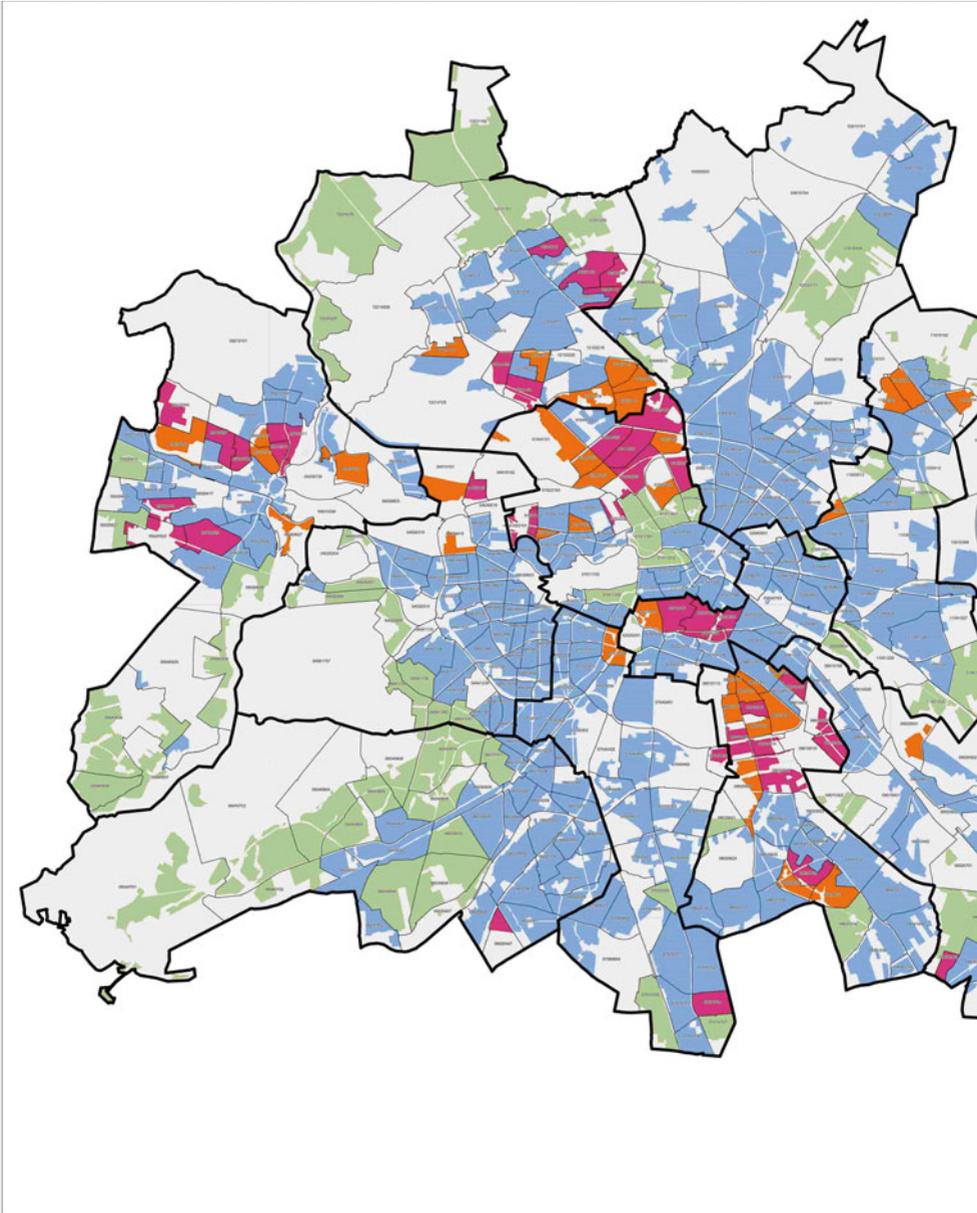


Abbildung 3.12 Karte des Status-Index auf Ebene der LOR 2017 (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017: 56)

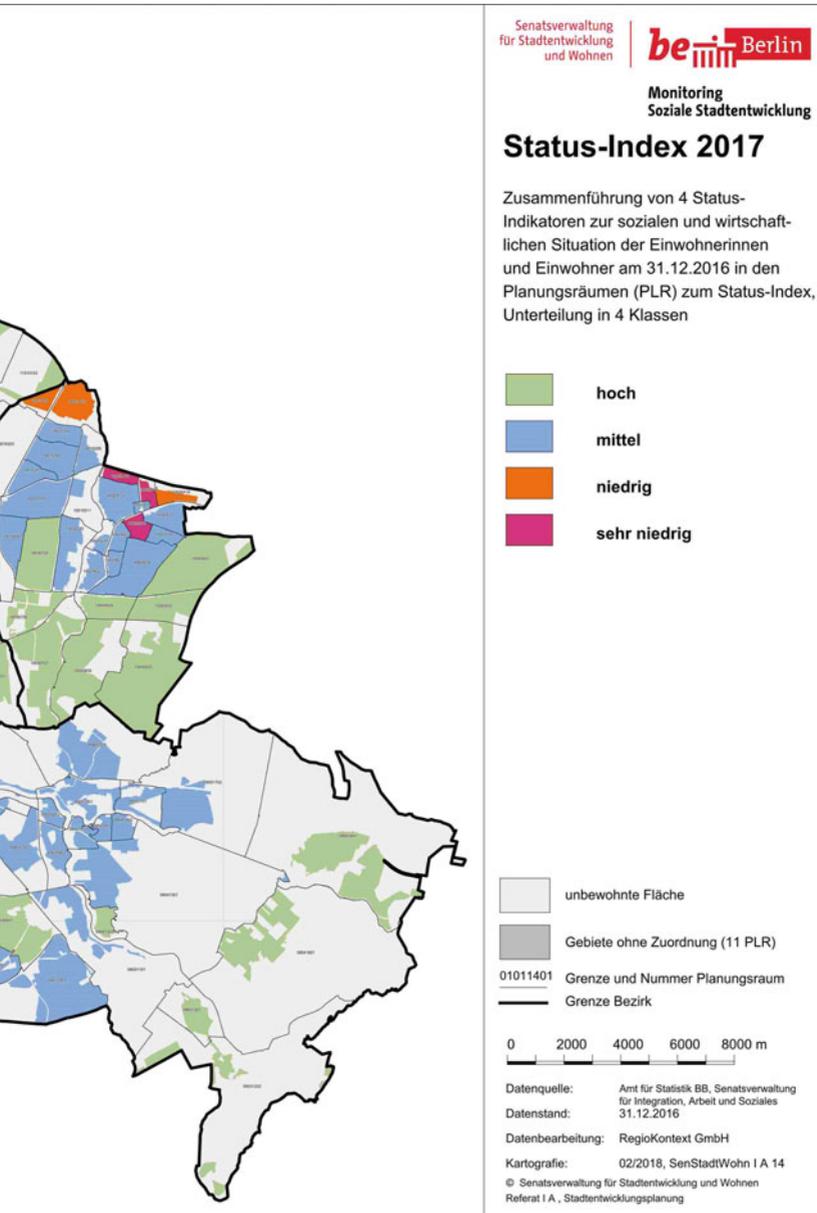


Abbildung 3.12 (Fortsetzung)

3.4.4 Zusammenfassung

Welche Bedeutung hat die hier analysierte sozialräumliche Struktur Berlins für die Erforschung jugendlicher Aktivitätsräume? Es gibt in Berlin eine ausgeprägte soziale Segregation auf Quartiersebene: Neben vielen durchschnittlichen Quartieren existieren auf der einen Seite eine Reihe von Nachbarschaften mit einem hohen Anteil an sozial benachteiligten Haushalten. Auf der anderen Seite gibt es auch privilegierte Quartiere mit kaum benachteiligten Haushalten. Die Hypothese, dass Freundeskreise und Aktivitäten von Jugendlichen aus marginalisierten Quartieren eher auf die eigene Nachbarschaft ausgerichtet sind (H3.b, s. Tab 3.5), sollte auch für Berlin zutreffend sein.

Die marginalisierten Quartiere befinden sich sowohl in zentralen als auch in peripheren Lagen. Der Einfluss eines benachteiligten Wohnquartiers auf das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen könnte auch von der Lage abhängen. Jugendliche in marginalisierten Quartieren, die zusätzlich durch eine periphere Lage und eine vergleichsweise schlechtere ÖPNV-Anbindung gekennzeichnet sind, sind in ihren alltäglichen Aktivitäten eventuell noch stärker auf das eigene Quartier fokussiert,

Tabelle 3.5 Ergänzung der Hypothesen: Sozialräumliche Struktur

ID	Hypothesen
H3	Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher sind geprägt durch individuelle sozialstrukturelle Merkmale, durch wohnortbezogene Merkmale und durch die Distanzen zu wichtigen Alltagsorten.
H3.a	Größe und Ausrichtung von Aktivitätsräumen und Freundeskreisen sind eng miteinander verknüpft.
H3.b	Folgende Merkmale führen zu kleineren und eher aufs eigene Wohnquartier ausgerichteten Aktivitätsräumen: niedriger sozialer Status ein eher unorganisierter Freizeitstil Wohnort in einem marginalisierten Quartier Wohnort in einem zentralen Quartier lange Wohndauer im Quartier geringe Distanz zum Schulort geringe Distanz zu Wohnorten der Freund*innen
H4	Es besteht ein Zusammenhang zwischen den individuellen sozialstrukturellen Merkmalen, der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und der sozialen Zusammensetzung des Aktivitätsraumes.
H4.a	Jugendliche aus marginalisierten Quartieren verbringen häufiger ihre Freizeit in marginalisierten Quartieren.
H4.b	Werden größere Distanzen in der Freizeit zurückgelegt, schwächen sich diese Zusammenhänge ab, die Aktivitätsräume werden sozial heterogener.

weil andere Teile der Stadt schwer zu erreichen sind. Auch dieser Zusammenhang lässt sich mit entsprechenden Daten am Beispiel Berlins überprüfen.

Vereinzelt gibt es marginalisierte und privilegierte Quartiere, die umgeben sind von nicht-marginalisierten bzw. nicht-privilegierten Nachbarschaften. Die überwiegende Mehrheit befindet sich jedoch nicht in einer solchen Insellage. Stattdessen bilden sie in verschiedenen Bereichen der Stadt größere, sich über mehrere zusammenhängende Quartiere erstreckende Gebiete. Dadurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit sozial homogener Aktivitätsräume. Denn selbst wenn das eigene Quartier für Freizeitaktivitäten verlassen wird, ändert sich damit nicht der soziale Kontext. Unter Umständen müssen die Jugendlichen weitere Wege zurücklegen, um in Gebiete der Stadt mit einem anderen sozialen Kontext zu gelangen. Die Hypothese 4 und ihre Unterhypothese 4.a sollten sich daher in Berlin besonders deutlich nachweisen lassen. Aufgrund der größeren zusammenhängenden Gebiete marginalisierter Quartiere trifft Unterhypothese 4.b wahrscheinlich nur für Jugendliche zu, die deutlich weitere Wege zurücklegen, die sie nicht nur über die Grenzen ihres Wohnquartiers, sondern auch ihres Wohnstadtteils hinausbringen.

3.5 Empirische Befunde zu Jugend und Aktivitätsräumen in Berlin

Obwohl für Berlin umfangreiche und detaillierte Daten aus den verschiedensten Bereichen zur Verfügung stehen und Berlin vielleicht die von Sozialwissenschaftler*innen am meisten beforschte Stadt Deutschlands ist, gibt es erstaunlich wenig Studien zum räumlichen Verhalten der Hauptstädter*innen (die über Untersuchungen des reinen Mobilitätsverhaltes hinausgehen) – weder allgemein, noch im Besonderen von Jugendlichen. Die wenigen einschlägigen Studien sollen im Folgenden dargestellt werden. Entlang ihrer zentralen Ergebnisse soll diskutiert werden, inwieweit die im vorangegangenen Teil des Kapitels mit Bezug zur spezifischen Berliner Stadtstruktur erfolgten Modifikationen der Hypothesen zum Freizeitverhalten und den Aktivitätsräumen von Jugendlichen auch empirisch Bestand haben oder ob weitere Anpassungen nötig sind.

Es werden zwei Studien zum Freizeitverhalten von Berliner Jugendlichen vorgestellt (Merkens und Kirchhöfer 1993; Merken 2001). Anhand der beiden Studien lässt sich prüfen, ob die allgemeinen Annahmen zum Freizeitverhalten von Jugendlichen, die Präferenz für bestimmte Aktivitäten und Orte, auch für Berliner Jugendliche gilt. Das im Vergleich zu kleineren Städten oder ländlichen Gegenden sehr dichte und diverse Angebot an Freizeitangeboten und -orten könnte auch zu einem Freizeitverhalten führen, das abweicht vom Durchschnitt deutscher Jugendlicher,

wie er in den repräsentativen Studien (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2018; Albert et al. 2019) dargestellt wird.

Zum Thema Aktivitätsräume und Mobilität von Berliner*innen (nicht ausschließlich Jugendliche) existieren zwei Studien, deren zentralen Ergebnisse diskutiert werden müssen. Denn sie liefern empirische Erkenntnisse dazu, ob die Modifikationen der Hypothesen mit Blick auf die Eigenarten der Berliner Stadtstruktur stichhaltig sind. Die eine Studie fokussiert die Unterschiede im räumlichen Verhalten zwischen Ost- und Westberliner*innen, liefert darüber hinaus aber auch allgemeine Erkenntnisse zu den Aktivitätsräumen in Berlin (Scheiner 1999). Die zweite empirische Arbeit untersucht den Einfluss der polyzentralen Struktur Berlins auf das Mobilitätsverhalten seiner Bewohner*innen (Kemper et al. 2012).

Abschließend wird die einzige bekannte Studie, die sich explizit mit den Aktivitätsräumen Berliner Jugendlicher beschäftigt, ausführlich dargestellt und diskutiert werden (Tobias Müller 2009). Sie war neben der Studie von Plöger (2012) ein wichtiger Orientierungspunkt bei der Entwicklung des Forschungsdesigns für diese Arbeit: in der Hypothesenentwicklung und der Ausarbeitung der Methoden, als Inspiration und als Abgrenzungspunkt.

3.5.1 Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher

Auf Grundlage von allgemeinen Jugendstudien (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2018; Albert et al. 2019) und Studien zur Nutzung des Stadtraums durch Jugendliche (Herlyn et al. 2003; Neumann 2016; von Seggern et al. 2009) wurden im ersten Kapitel dieser Arbeit Hypothesen zum Freizeitverhalten von Jugendlichen herausgearbeitet (vgl. Hypothesen-Set 1). Doch gelten diese Hypothesen auch für Jugendliche in Berlin, das aufgrund seiner infrastrukturellen Ausstattung und Struktur als Sonderfall deutscher Städte betrachtet werden muss?

Die Untersuchung von Merkens und Kirhhöfer (1993) aus den 1990er Jahren beschäftigt sich mit Ost-West-Unterschieden im Freizeitverhalten von Berliner Jugendlichen.⁴⁵ Befragt wurden über 2000 Ost- und Westberliner Schüler*innen der Jahrgangsstufen sieben bis zehn (vgl. Merkens und Kirhhöfer 1993: 935 ff.). Bei der Häufigkeit unterschiedlicher Freizeitaktivitäten ergeben sich keine bedeutsamen Unterschiede zwischen Schüler*innen verschiedener Schultypen oder verschiedenen Alters. Häufig ausgeübte Aktivitäten sind Reden, Medienkonsum (Fernsehen,

⁴⁵ Zur Situation, räumlichen Wahrnehmung und Praxis von Berliner Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Zuge der Wiedervereinigung der Stadt siehe Mannitz (2001) und Caglar (2001).

Musikhören, Computerspielen), Sport, Rumhängen oder auch Ausgehen (Bummeln, Kino, Tanzen) (vgl. Merkens und Kirchhöfer 1993: 942 f.).⁴⁶

In der Rangfolge der Beliebtheit unterscheiden sich ost- und westdeutsche Jugendliche nicht. Differenzen ergeben sich aber, wird die Häufigkeit für jede Aktivität verglichen. Jugendliche aus Westberlin gehen „außenorientierten“ und „ressourcenintensiven Aktivitäten“ häufiger nach als jene aus Ostberlin.⁴⁷ Der Autor führt dies auf unterschiedliche Angebote und Ressourcen im Ostteil der Stadt zurück (vgl. Merkens und Kirchhöfer 1993: 942). Entsprechend zeigen sich die befragten Jugendlichen aus Ostberlin deutlich unzufriedener mit der Freizeitinfrastruktur und allgemein ihrer Wohnumgebung als Westberliner Jugendliche. Als Ursache wird die weniger ansprechende Architektur der (Groß-)Siedlungsbauten und der Verlust an Jugendfreizeitinfrastruktur nach dem Beitritt der DDR zu BRD im Osten vermutet. Die Ostberliner Schüler*innen scheinen diesen Mangel damit zu kompensieren, dass sie häufiger den Westteil der Stadt besuchen als umgekehrt. In der Bewertung der Gesamtstadt zeigen sie sich ähnlich zufrieden wie die Westberliner Schüler*innen (vgl. Merkens und Kirchhöfer 1993: 940 f.).

Darüber hinaus zeigen auch unabhängig vom Aufwachsen in einem der beiden Stadthälften ein Geschlechterunterschied: Mädchen gehen häufiger einer „konsumorientierten Freizeittätigkeit“ nach (vgl. Merkens und Kirchhöfer 1993: 945). Allgemein bestätigen die Analysen die ebenfalls bekannte Bedeutung einerseits der eigenen Wohnung und andererseits öffentlicher Räume (Straßen, Parks, etc.) für das Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher. Hervorgehoben wird darüber hinaus die Relevanz von Sportplätzen, die nicht nur im Rahmen von Vereinssport, sondern auch als Treffpunkte für informelle Aktivitäten dienen (vgl. Merkens und Kirchhöfer 1993: 947).

Fast zehn Jahre später veröffentlichte Merkens (2001) die Ergebnisse einer weiteren Untersuchung zum Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher. Diesmal lag der Fokus nicht auf einem Vergleich zwischen Ost- und Westberliner Jugendlichen, sondern auf den Räumen ihrer Freizeitaktivitäten. Datenbasis ist eine 2000 durch-

⁴⁶ Gefragt wurde nur nach Aktivitäten, die gemeinsam mit Freund*innen durchgeführt wurden. Es waren 14 Antwortkategorien vorgegeben.

⁴⁷ Eine ebenfalls in den 1990er Jahren durchgeführte Studie (Wiesner und Silbereisen 1996), die das Freizeitverhalten von ost- und westdeutschen Jugendlichen aus Gesamtdeutschland (und nicht nur Berlin) vergleicht und dafür Daten der Shell Jugendstudie von 1992 auswertet, sieht wenig Unterschiede zwischen den beiden ehemals getrennten Landesteilen. Jugendliche aus Ost- sowie aus Westdeutschland zeigen etwa gleichhäufig „sozial-romantisches“ oder ein „kreativ-gestaltendes“ Freizeitverhalten. Lediglich das „deviante“ Freizeitverhalten lässt sich bei den befragten ostdeutschen Jugendlichen häufiger finden. Hier wurden möglicherweise durch das Ende des DDR-Regimes neugewonnene Freiräume ausgetestet.

geführte Befragung von über 1.700 Berliner Schüler*innen, hauptsächlich im Alter von 14 bis 16 Jahren (vgl. Merkens 2001: 442). Der Autor kommt zu dem Schluss, dass die Auswahl der Freizeitorte eine aktive Leistung von Jugendlichen ist und die gewählten Sozialräume zugleich eine Ressource für soziales Kapital darstellen. Die Wahl der Sozialräume für ihre Freizeitaktivitäten ist dabei eher an Orte als an Personen gebunden. Das heißt erstens sind die sozialen Kontakte zu Gleichaltrigen häufig recht lose und es existieren keine festen Cliquen und zweitens ist daher der Einfluss von Freund*innen auf das Freizeitverhalten vermutlich nicht so groß, wie häufig angenommen (vgl. Merkens 2001: 452).

Mit Blick auf die Fragestellung und die Hypothesen dieser Arbeit sind folgende Detailergebnisse hervorzuheben: Eine Auswertung der Nutzungshäufigkeit der fünf im Fragebogen vorgegebenen Freizeitorte zeigt, dass die häufigsten Freizeitorte Einkaufszentren und die eigene Wohnung sind. Ebenfalls fast die Hälfte der Jugendlichen gibt an, häufig oder sehr häufig öffentliche Plätze und Straßen in der Freizeit aufzusuchen. Für Cafés/Diskos trifft dies nur auf etwa ein Viertel und für Jugendclubs sogar nur auf 12 % der Befragten zu (vgl. Merkens 2001: 443). Im Durchschnitt geben die Jugendlichen an, 16 Freund*innen zu haben. Davon treffen sie aber immer nur einen Ausschnitt an den verschiedenen Orten. In Einkaufszentren sind die Gruppen größer, auf Straßen und in Jugendclubs eher kleiner (vgl. Merkens 2001: 443 f.).

Mit Hilfe einer Clusteranalyse wurden Gruppen von Jugendlichen mit ähnlichen Ortspräferenzen gebildet. Der Gruppe von Jugendlichen, die sich vor allem in Einkaufszentren und Zuhause aufhält, gehören vor allem Gymnasiast*innen an. In der konsumorientierten Gruppe, die häufig Einkaufszentren und Cafés/Diskos, aber auch die eigene Wohnung nutzt, sind eher weibliche Jugendliche und Hauptschüler*innen. Der Gruppe mit der häufigsten Nutzung von öffentlichen Straßen und Plätzen werden vor allem männliche Jugendliche sowie Real- und Hauptschüler*innen zugeordnet. Die vierte und letzte Gruppe bildet das Stammpublikum der Jugendclubs und in ihr befinden sich überwiegend Gesamtschüler*innen. Sie bilden die Gruppe, der die wenigsten der befragten Jugendlichen zugeordnet wurden, die zugleich aber in ihrer Ortspräferenz für die Jugendclubs am ausgeprägtesten ist (vgl. Merkens 2001: 445 f.).

Weitere Analysen zeigen, dass die Freundesgruppen in allen Clustern eher „amorph“ sind, das heißt, sie sind weder durch Leitfiguren noch durch Gruppenentscheidungsprozesse geprägt. Zugleich geht von ihnen auch nur eine geringe soziale Kontrolle aus. Trotzdem zeigt sich eine große Kohäsion: Die Jugendlichen kennen sich schon lange und können sich aufeinander verlassen (vgl. Merkens 2001: 448 f.). Zusammen mit der Erkenntnis, dass sich die Gruppengrößen je nach Freizeitorten stark unterscheiden, führt dies den Autor zu der These, die Freizeit der Jugendli-

chen sei weniger geprägt durch den Einfluss von festen Freundeskreisen, sondern eher durch das gezielte Aufsuchen bestimmter Orte, an denen dann Freund*innen getroffen werden. Vordergründig scheint diese Annahme im Widerspruch zu stehen zur oben postulierten Annahme, dass Freundschaften in anderen Teilen der Stadt – z. B. geknüpft über die Schule – auch Aktivitäten dort nach sich ziehen können. Andere Teil der Stadt werden, folgt man der These Merkens, nicht aufgesucht, weil ein fester Freundeskreis sich dort immer wieder trifft. Trotzdem können Informationen über interessante Orte in anderen Stadtteilen von dort lebenden Freund*innen weitergegeben werden. Diese werden dann aufgesucht, weil sie attraktiv erscheinen und weil dort zufällige Begegnungen mit Schulfreund*innen wahrscheinlicher sind als an Orten im eigenen Wohnstadtteil. Damit besteht auch kein Widerspruch zur Hypothese dieser Arbeit, dass es räumliche Zusammenhänge (z. B. eine Nähe zueinander) zwischen Freizeitorten und den Wohnorten der Freund*innen gibt.

3.5.2 Aktivitätsräume und Mobilität in Berlin

Die Auswertungen der Daten zur Stadtstruktur Berlins in den vorangegangenen Abschnitten dieses Kapitels haben zu einer Modifikation der Hypothesen des zweiten Sets geführt. Es wird angenommen, dass sich die für Berlin spezifische polyzentrale Struktur auch im Mobilitätsverhalten und den Aktivitätsräumen der Jugendlichen widerspiegelt. Anhand von zwei vorliegenden empirischen Untersuchungen zum Mobilitätsverhalten und den Aktivitätsräumen von Berliner*innen lassen sich die Hypothesen für die Berliner Gesamtbevölkerung prüfen.⁴⁸ Inwiefern die Ergebnisse auch auf die Gruppe der Jugendlichen übertragbar ist, muss diskutiert werden. Instrukтив ist hier eine Studie, die sich explizit mit den Aktivitätsräumen Berliner Jugendlicher befasst.

Scheiner (1999) nimmt sich in seiner Studie „Die Mauer in den Köpfen – und in den Füßen? Wahrnehmungs- und Aktionsraummuster im vereinten Berlin“ der

⁴⁸ Eine weitere Studie von Trostorf (1991) beschäftigt sich mit den Aktivitätsräumen von Berliner*innen. Anhand der Sekundäranalyse einer für die BVG 1986 durchgeführten Haushaltsbefragung in Westberlin versucht die Studie, Hypothesen zum Einfluss von Wohnort (Lage, Quartierausstattung, ÖPNV-Anbindung) und verschiedener Individualmerkmale (u. a. Beruf, Schulabschluss, Geschlecht, Alter) auf die Ausgestaltung der individuellen Aktivitätsräume zu testen. Alle Zusammenhänge stellen sich jedoch in partiellen Korrelationen als Scheinkorrelationen dar, da zum Teil starke Zusammenhänge der unabhängigen Variablen untereinander bestehen (vgl. Trostorf 1991: 117). Der Autor zeigt sich enttäuscht und verzichtet auf inhaltliche Schlüsse. Aufschlussreich sind aber die methodischen Reflexionen des Autors (vgl. Trostorf 1991: Kap. 9), die im methodischen Teil dieser Arbeit aufgegriffen werden sollen.

Frage an, inwiefern sich einige Jahre nach dem Fall der Mauer die Aktivitätsraummuster von Bewohner*innen im Ost- und Westteil der Stadt jeweils auch über die zuvor zwischen den beiden Teilen der Stadt bestehenden Grenze hinweg in den jeweils anderen Teil der Stadt erstrecken.⁴⁹ Die Ergebnisse zeigen „aktionsräumliche Segregationstendenzen zwischen West und Ost“ (Scheiner 1999: XI). Berliner*innen aus dem Westen bewegen sich eher im westlichen Teil der Stadt, Ostberliner*innen eher im östlichen. Dies gilt mehr für Aktivitäten, die mit persönlichen Beziehungen verbunden sind (Freundschaften, Arztbesuche) und weniger für „funktionale Aktivitäten“ (Freizeit, Einkaufen). Eine unterschiedlich starke Nutzung der jeweils anderen Stadthälfte korrespondiert zum einen mit dem, was als eigenes Wohnumfeld wahrgenommen wird und zum anderen mit Vorbehalten gegenüber dem anderen Teil der Stadt. Demografische und sozialstrukturelle Merkmale scheinen eine untergeordnete Rolle für die Frage der „Grenzüberschreitung“ zu spielen. Großen Einfluss hat demgegenüber, ob eine Person bereits einmal ihren Wohnort in den jeweils anderen Teil der Stadt verlegt hat und ob sie erst nach der Wiedervereinigung der Stadt zugezogen ist. Für diese Personen spielt die ehemalige Grenze eine geringere oder gar keine Rolle für ihr alltägliches, räumliches Verhalten (vgl. Scheiner 1999: XI ff).

Mit Blick auf die Fragestellung dieser Arbeit sind einige Detailergebnisse von besonderem Interesse. Die Auswertungen zeigen, dass der Fokus in den alltäglichen Aktivitäten auf das eigene Quartier ausgeprägter bei den Personen ist, die bereits seit 1989 oder davor in diesem Bezirk wohnen (vgl. Scheiner 1999: 120). Dies ist ein Hinweis darauf, dass mit zunehmender Wohndauer möglicherweise auch der Radius der Aktivitäten abnimmt bzw. mehr Aktivitäten im eigenen Quartier stattfinden. Einkäufe und Arztbesuche finden meist nahräumlich statt, da Supermärkte und Praxen in allen Quartieren verfügbar sind. Für Bekleidungsinkäufe spielen nahegelegene Subzentren eine Rolle (vgl. Scheiner 1999: 126 f.). Bei den Freizeitaktivitäten zeigen sich Unterschiede in der Verteilung je nach Aktivität. Für Spaziergänge wird meist ein Park im Nahbereich aufgesucht und dabei sogar häufig die ehemalige Grenze überschritten, wenn im nahen anderen Teil der Stadt eine attraktivere Grünfläche erreichbar ist. Für Kinobesuche und Sportaktivitäten werden meist weiter entfernte Gebiete der Stadt, aber in der „eigenen“ Stadthälfte aufgesucht. Ein Zusammenhang besteht auch zwischen der Verteilung der Freizeitaktivitäten und den Wohnorten von

⁴⁹ Es wurden vier innerstädtische Stadtteile ausgewählt, die alle unmittelbar an der ehemaligen Grenze liegen. Jeweils zwei der Stadtteile liegen sich auf östlicher und westlicher Seite gegenüber (Pankow und Wedding, Treptow und Neukölln). In jedem der vier Stadtteile wurden 1998 jeweils 50 bis 80 zufällig ausgewählte Personen mit einem standardisierten Fragebogen befragt, mit 58 der insgesamt 278 befragten Personen wurden zudem Leitfadenterviews durchgeführt (vgl. Scheiner 1999: Kap. 4).

Freund*innen: Wer Freundschaften im jeweils anderen Teil der Stadt pflegt, geht dort auch häufiger Freizeitaktivitäten nach. Außerdem haben neu in den Bezirk Zugezogene weniger Kontakte im eigenen Wohnumfeld (vgl. Scheiner 1999: 130 ff.). Auch für den Arbeitsort zeigen sich Zusammenhänge mit weiteren Aktivitäten: Wenn dieser in der anderen Stadthälfte liegt, wird dort auch eher anderen Aktivitäten nachgegangen (vgl. Scheiner 1999: 138 f.).

Der Fokus der Untersuchung von Scheiner (1999) liegt auf einem Vergleich von Aktivitätsraummustern zwischen (erwachsenen) Bewohner*innen aus Ost- und Westberlin und untersucht ausschließlich innerstädtische Quartiere. Für den Vergleich von Aktivitätsraummustern zwischen (jugendlichen) Bewohner*innen aus marginalisierten und nicht-marginalisierten bzw. peripheren und zentralen Quartieren sind die Ergebnisse daher wenig instruktiv. Dafür liefert die Studie einige allgemeine Erkenntnisse: Mit längerer Wohndauer sind die Aktivitäten eher aufs eigene Quartier konzentriert und es bestehen räumliche Zusammenhänge zwischen den Wohnorten von Freund*innen bzw. dem Arbeitsplatz und weiteren Aktivitäten.⁵⁰ Inwiefern diese Ergebnisse spezifisch für Berlin sind, lässt sich hier nicht abschließend klären, auch wenn vermutet werden kann, dass eine mit der Wohndauer zunehmende Quartierfokussierung durch die oben diskutierte polyzentrale Struktur Berlins unterstützt wird. Offen bleibt, ob die ehemalige Ost-West-Teilung der Stadt auch für die heutige Jugend noch eine Relevanz hat. Die Ergebnisse von Scheiner (1999) zeigen, dass für nach 1989 nach Berlin Zugezogene die historische Grenze zwischen beiden Stadtteilen in ihrem Alltag weit weniger Relevanz hat (vgl. Scheiner 1999: 246). Gleiches könnte für nach 1989 geborene Personen gelten – sofern es nicht zur intergenerationalen Übernahme von Identitäten und Alltagsmustern innerhalb der Familien kommt. Die im Folgenden vorgestellte Studie von Kemper et al. (2012) kommt jedenfalls zu dem Schluss, dass es keine bedeutenden Unterschiede zwischen dem Mobilitätsverhalten von Ost- und Westberlin*innen mehr gibt (vgl. Kemper et al. 2012: 165).

Das Forschungsprojekt „Die Stadt der kurzen Wege – Alltags- und Wohnmobilität in Berliner Stadtquartieren“ (Kemper et al. 2012) untersucht die Alltags- und Wohnmobilität der Berliner Bevölkerung vor dem Hintergrund des Leitbildes „Stadt der kurzen Wege“.⁵¹ Zentrales Ergebnis ist die eher geringe Relevanz von kurzen

⁵⁰ Im Sinne von außerhäuslichen Hauptaktivitäten lassen sich aktivitätsräumliche Forschungsergebnisse zur Bedeutung von Arbeitsorten auf Jugendliche mit Blick auf ihren Schulort übertragen, da angenommen werden kann, dass der Schulbesuch die alltägliche Hauptaktivität aller schulpflichtigen Jugendlichen ist (vgl. Trostorf 1991: 24 ff.; Tobias Müller 2009: 35).

⁵¹ Für die Untersuchung wurde eine standardisierte Befragung (Erhebungsjahr: 2002; Stichprobe: 1709), Leitfadenterviews (Erhebungsjahr: 2003; Stichprobe: 64) und verschiedene

Wegen als Motiv für die Wohnstandortwahl und Mobilität, auch wenn zugleich das Wohnumfeld eine große Bedeutung für viele Berliner*innen im Alltag besitzt (vgl. Kemper et al. 2012: 164 f.). Fast 60 % der Aktivitäten (abgefragt als Nutzung von vorgegebenen Gelegenheiten aus den Bereichen Versorgung und Freizeit) spielen sich im Durchschnitt der Befragten im Wohnumfeld ab, ein Viertel im Wohnbezirk und nur 16 % darüber hinaus im gesamten Stadtgebiet. Unzweifelhaft damit im Zusammenhang steht, dass über 55 % dieser Aktivitäten zu Fuß aufgesucht werden (vgl. Kemper et al. 2012: 121). Dies korrespondiert mit den Zahlen des Modal Split und den Ergebnissen der vorgestellten vergleichenden Studien zur Mobilität in deutschen bzw. europäischen Städten, die hervorheben, dass Berliner*innen vergleichsweise häufig zu Fuß unterwegs sind (vgl. Ahrens 2016; Greenpeace e.V. 2017; Kodukula et al. 2018).

Wie stark das Wohnumfeld genutzt wird, hängt vor allem mit der quantitativen Ausstattung des Wohngebiets mit Gewerbe, Dienstleistungen und Freizeitmöglichkeiten zusammen. Quartiere des gleichen Gebietstyps haben eine quantitativ ähnliche Gebietsausstattung (vgl. Kemper et al. 2012: 122 f.). Die ausgewählten innerstädtischen Altbaugebiete weisen eine höhere Nutzungsmischung auf als die Zeilenbau- und Kleinsiedelgebiete sowie die Großsiedlungen (vgl. Kemper et al. 2012: 158). So zeigt sich eine höhere Wohnumfeldnutzung bei drei der vier für die Untersuchung ausgewählten innerstädtischen Altbaugebiete, allerdings auch bei einem der beiden Zeilenbaugebiete und den beiden Großsiedlungen (vgl. Kemper et al. 2012: 123). Dies verweist darauf, dass auch die subjektive Zufriedenheit der Bewohner*innen mit der Qualität des Angebots eine Rolle spielt. Individuelle soziodemografische Merkmale zeigen sich in diesem Zusammenhang als nicht einflussreich (vgl. Kemper et al. 2012: 124 f.).

Bei den Lebensmitteleinkäufen sind es vor allem die Bewohner*innen innerstädtischer Quartiere, die dafür zu Fuß die räumlich nächste Gelegenheit aufsuchen. Des Weiteren sind es vor allem junge Menschen (Schüler*innen, Auszubildende, Studierende) und Personen mit geringerem Einkommen, die ihre Einkäufe im nächstgelegenen Supermarkt tätigen (vgl. Kemper et al. 2012: 168). Für den Bekleidungsseinkauf werden vor allem die Hauptzentren mit ihren Einkaufsstraßen und die Shoppingmalls genutzt (vgl. Kemper et al. 2012: 169).

Die Studie von Tobias Müller (2009) ist die bislang einzige Untersuchung, die sich konkret mit Aktivitätsräumen von Jugendlichen in Berlin beschäftigt. Die für die Analyse verwendete Stichprobe umfasst die Daten von 163 Schüler*innen

Kartierungen in zehn Wohngebieten fünf verschiedener Typen vorgenommen (vgl. Kemper et al. 2012: 15 ff.). Die „Stadt der kurzen Wege“ wird von der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt als eines der stadtplanerischen Leitbilder genannt (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt 2014b).

an sieben Berliner Schulen im Alter zwischen 16 und 20 Jahren, die 2004/2005 befragt wurden. Zusätzlich führten die Schüler*innen ein elektronisches Zeitverwendungstagebuch und trugen zur Erfassung ihrer physischen Bewegung einen GPS-Empfänger zwischen vier und sieben Tagen bei sich. Des Weiteren wurden qualitative Einzelinterviews und Gruppendiskussionen durchgeführt (vgl. Tobias Müller 2009: Kap. 3).

Größe und Ausprägung der Aktivitätsräume wurden über räumlich-statistische Verfahren ermittelt. Auf Basis der erhobenen Aktivitätsorte wurden einerseits Konfidenz-Ellipsen berechnet, welche einen Großteil der Orte beinhalten und somit auf der Karte ein Hauptgebiet für die Aktivitäten der untersuchten Gruppen abbilden. Andererseits wurde eine Dichteverteilung der Orte berechnet, wodurch sich entsprechende kartografische Darstellungen erzeugen lassen. Sowohl die Ellipse als auch die Dichteverteilung wurden aggregiert für die Gesamtstichprobe, wie auch jeweils für jede Schule berechnet (vgl. Tobias Müller 2009: Abschn. 4.1.1).

Allgemein erscheinen Wohn- und Schulstandort zwei wichtige Determinanten jugendlicher Aktivitätsräume in Berlin zu sein. Sie sind nicht im Zentrum der räumlichen Aktivitäten, bestimmen aber die Größe der Aktivitätsräume. Dies gilt insbesondere für Schüler*innen mit einem weiten Schulweg (vgl. Tobias Müller 2009: 61). Einzelne Orte oder Gebiete, an denen sich Jugendliche in ihrer Freizeit besonders häufig aufhalten, lassen sich hingegen nicht identifizieren. Allerdings scheinen die Innenstadt bzw. die Stadtteilzentren etwas attraktiver für die Freizeitgestaltung zu sein als reine Wohngegenden (vgl. Tobias Müller 2009: 62). Auf der Ebene individueller Merkmale zeigen sich für den Autor überraschend deutlich größere Aktivitätsräume bei den Mädchen als bei den Jungen. Als mögliche Erklärungen für diesen Unterschied werden die höhere „Aktivitätsrate“ der Mädchen und der häufigere Medienkonsum der Jungen, der vermutlich eher zuhause stattfindet, angeführt (vgl. Tobias Müller 2009: 47 f.).

Unterschiede zwischen den aggregierten berechneten Aktivitätsräumen der einzelnen Schulen lassen sich durch verschiedene Faktoren erklären. Relevant erscheinen zunächst die unterschiedlich großen Einzugsgebiete der Schulen und die unterschiedlichen Altersspannen der jeweils befragten Schüler*innen. Auch vorhandene Subzentren im Stadtbezirk oder die Attraktivität des Bezirks für die jugendliche Freizeitgestaltung scheinen einen Einfluss zu haben. Als Beleg dafür wird der kleine und eher um Wohn- und Schulstandorte gelegene Aktivitätsraum der Tegeler Schüler*innen angeführt. Die Befragten aus Treptow und Tempelhof orientieren sich hingegen in ihrer Freizeit leicht hin zum Stadtzentrum (vgl. Tobias Müller 2009: 41). Ebenfalls von Bedeutung ist der Fall der Lichtenberger Schüler*innen, deren aggregierten Aktivitätsräume sich in einem zusammenhängenden Gebiet über weite Teile von Lichtenberg, Friedrichshain, Prenzlauer Berg und Mitte erstreckt. Das

südwestlich an Friedrichshain angrenzende Kreuzberg scheint jedoch gemieden zu werden, die Aktivitäten enden abrupt an der Grenze dieser beiden Stadtteile (vgl. Tobias Müller 2009: 39, 62). Aussagen aus den Interviews deuten darauf hin, dass Kreuzberg von den Lichtenberger Schüler*innen vor allem wegen seiner vieler Bewohner*innen mit Migrationshintergrund gemieden wird (vgl. Tobias Müller 2009: 57). Eine weitere Erklärung, die nicht diskutiert wird, könnte die vergleichsweise schlechte ÖPNV-Verbindung zwischen Lichtenberg und Kreuzberg sein: Die anderen genutzten Stadtteile sind aus Lichtenberg weitaus leichter mit der BVG und der S-Bahn zu erreichen.

Die eher knappe Auswertung der ergänzenden qualitativen Einzel- und Gruppeninterviews zeigen auf der einen Seite, dass Jugendliche Orte aufsuchen, um dort ihre Freizeit zu verbringen oder weil dort ihre Freund*innen wohnen. Auf der anderen Seite meiden sie Orte, weil diese entweder weit entfernt oder uninteressant sind oder sie sich dort nicht sicher fühlen, was mit Personengruppen („Ausländer“, Rechts-, Linksradikale), die sie mit diesen Orten assoziieren, zusammenhängt (vgl. Tobias Müller 2009: 57 f.). Diese Ergebnisse verweisen auf die subjektiven Komponenten von Aktivitätsräumen: Nicht nur die objektiven Merkmale von Räumen und Individuen sind prägend, sondern auch die Wahrnehmung von Räumen durch Individuen. Die interviewten Jugendlichen empfinden überwiegend keine Einschränkung ihrer Mobilität durch mangelnde Verkehrsinfrastruktur, die Qualität des ÖPNV wird als gut bewertet (vgl. Tobias Müller 2009: 59).

Die mit hohem technischen Aufwand (GPS-Geräte) erhobenen Daten werden überwiegend aggregiert (Gesamtstichprobe oder Schulstichproben) ausgewertet. Schwachpunkte der Studie liegen in der Operationalisierung der Aktivitätsraumgröße und -ausprägung: Aggregierte Dichteverteilungen stellen hier nur eine recht grobe Annäherung dar. Des Weiteren wurden keine detaillierten Informationen über die besuchten Orte gesammelt bzw. ausgewertet. Eine Auswertung nach sozialem Status war aufgrund mangelnder Datenqualität der Einkommensvariable nicht möglich. Insgesamt bestätigt die Studie bereits bekannte Erkenntnisse zum Einfluss des Alters und der Infrastrukturausstattung von Stadträumen auf Aktivitätsräume. Überraschend sind die größeren Aktivitätsräume der Mädchen. Hervorzuheben sind die Belege für die besondere Bedeutung von Wohn- und Schulstandort, sowie der Innenstadt bzw. der Subzentren für Größe und Ausprägung von jugendlichen Aktivitätsräumen. Gerade die Rolle der Subzentren in dieser Studie zeigt, dass die polyzentrale Struktur Berlin auch für das räumliche Verhalten im Alltag der Jugendlichen relevant ist.

3.5.3 Zusammenfassung

Insgesamt belegen die vorgestellten Untersuchungen für Berlin die Ergebnisse anderer Studien zum Freizeitstil von Jugendlichen. Zu den wichtigen Freizeitaktivitäten Berliner Jugendliche gehören neben Medienkonsum, Sport und Rumhängen (Chillen), auch gesellige und konsumorientierte Aktivitäten, wie Reden oder Bum-meln. Öffentliche Orte, wie Straßen/Plätze, Parks und Einkaufszentren, sind auch für Jugendliche in Berlin wichtig Freizeitorte. In Anbetracht des guten, bereits oben dargestellten Angebots an entsprechender Infrastruktur ist dies nicht verwunderlich und Hypothese 1.c ist auch für Berliner Jugendliche gültig. Trotz des guten Angebots an Jugendfreizeiteinrichtungen scheint dieser Raumtyp nur von einer Minderheit genutzt zu werden, von dieser dann aber intensiv.

Mit Blick auf das Geschlecht zeigen sich auch für Berliner Jugendliche ein Teil der hypothetisierten Unterschiede: Mädchen sind eher konsumorientiert und nutzen entsprechend häufiger öffentliche Orte, die mit Konsum verbunden sind (H1.d). Jungen hingegen sind eher auf den Straßen und Plätzen zu finden. Ambivalent sind die beiden Studien in ihren Aussagen zu schichtspezifischen Unterschieden im Freizeitstil. Beide Studien fragen den sozialen Status der Jugendlichen nicht direkt ab, der abgefragte Schultyp lässt jedoch Vermutungen zum Status zu. Die Mehrheit der Hauptschüler*innen dürfte aus einer Familie mit eher niedrigem sozialen Status kommen, während die Gymnasiast*innen überwiegend aus Familien mit mittlerem bis hohem Status kommen. Während die Studie von Merkens und Kirchhöfer (1993) keine Unterschiede nach Schultyp findet, sieht die Studie von Merkens (2001) Unterschiede bei der Nutzung verschiedener Orte. Hauptschüler*innen nutzen häufig konsumorientierte Orte, wie Einkaufszentren, Disko, Cafés. Gymnasiast*innen nutzen ebenfalls häufig Einkaufszentren, aber sind auch häufig zuhause. Diese Ergebnisse sind schwierig im Hinblick auf Hypothese 1.b zu interpretieren. Zumal die Antwortmöglichkeiten vorgegeben und auf fünf Freizeitorte (Einkaufszentren, Straßen/Plätze, Wohnungen, Jugendclubs, Cafés/Diskos), die eher für unstrukturierte Freizeitaktivitäten genutzt werden, beschränkt war.

Während sich die ehemalige Ost-West-Teilung der Stadt in der Stadtstruktur und den Einstellungen der Bewohner*innen beider Stadthälften Berlins auch heute noch widerspiegelt, ist sie im Freizeitverhalten der befragten Jugendlichen aus den 1990er Jahren kaum zu erkennen. Dies betrifft die Präferenz für bestimmte Freizeitaktivitäten und -orte. Die geringen Unterschiede dürften im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte durch die gemeinsame Sozialisation in einer gesamtdeutschen

Gesellschaft noch weiter abgenommen haben.⁵² Zugleich zeigt die unterschiedliche Bewertung des Wohnumfeldes durch Ost- und Westberliner Jugendliche, dass sich die Ausstattung mit Freizeitgelegenheiten zum Zeitpunkt der Untersuchung stark zwischen beiden Stadthälften unterschied. Die ostdeutschen Jugendlichen beurteilen das Angebot in ihren Quartieren kritischer und verlassen ihr Quartier häufiger als die Jugendlichen aus dem Westen. Dies belegt die Annahmen, dass die Infrastrukturausstattung von Stadträumen Einfluss hat auf das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen. Diese Annahme liegt auch den Hypothesen H2.b und H2.c zugrunde – allerdings unter der Prämisse, dass wichtige jugendliche Freizeitorte und Subzentren nicht ungleich nach Stadthälften verteilt sind. Dies war sicherlich kurz nach dem Beitritt der DDR zur BRD der Fall, hat sich aber in den vergangenen 30 Jahren stark abgemildert, wie die Analysen zur Stadtstruktur weiter oben gezeigt haben.

Nicht nur der Freizeitstil, sondern auch das räumliche Verhalten hat sich zwischen den Bewohner*innen der ehemals getrennten Stadthälften angeglichen. Die Studie von Scheiner (1999) zeigt, dass im Jahrzehnt nach dem Beitritt der DDR zur BRD Aktivitätsräume der Bewohner*innen beider Berliner Stadtteile jeweils auf ihre Stadthälfte orientiert sind. Es zeigt sich jedoch auch, dass diese Ost-West-Segregation in den Aktivitätsräumen der nach 1989 zugezogenen Personen wenig ausgeprägt ist. Das dürfte in ähnlicher Form für Personen gelten, die nach 1989 geboren wurden – also die heutige Jugend. Die Studie von Kemper et al. (2012) zeigt, dass sich das allgemeine Mobilitätsverhalten zwischen Bewohner*innen der ehemals getrennten Stadthälften über zehn Jahre später nicht mehr unterscheidet. Es ist daher nicht anzunehmen, dass sich Ost-West-Divergenzen im räumlichen Freizeitverhalten der für diese Arbeit befragten Jugendlichen zeigen. Eine entsprechende Hypothese soll daher nicht eingeführt werden.

Das zweite herausstechende stadtstrukturelle Merkmal Berlins ist die Polyzentralität. Diese scheint sich deutlich im räumlichen Verhalten der Hauptstädter*innen niederzuschlagen. Die Studie von Kemper et al. (2012) belegt deutlich die Quartiersfokussierung der Berliner*innen in ihren alltäglichen Aktivitäten. Ein Großteil der Wege wird daher zu Fuß zurückgelegt, wie in Hypothese 2.d formuliert. Dies gilt stärker für innerstädtische Altbauquartiere, aber auch für randstädtische Großsiedlungen. Ein Indiz dafür, dass sich nicht nur innerstädtische Gebiete durch eine gute infrastrukturelle Ausstattung auszeichnen. Zugleich werden für bestimmte Aktivitäten, wie Bekleidungsinkäufe, Kinobesuche oder Sportaktivitäten auch andere

⁵² Im Bereich von politischen Einstellungen und Werten zeigen sich auf gesamtdeutscher Ebene durchaus noch markante Unterschiede zwischen ost- und westdeutschen Jugendlichen. So stehen ostdeutsche Jugendliche der Zuwanderung aus dem Ausland deutlich kritischer gegenüber und sind unzufriedener mit der Demokratie in Deutschland als Jugendliche aus Westdeutschland (vgl. Albert et al. 2019).

Teile der Stadt, z. B. eines der Hauptzentren, aufgesucht. Parks werden jedoch meist wohnortnah genutzt. Diese Ergebnisse der Studien zur Mobilität der Berliner Gesamtbevölkerung stützen die im Rahmen dieser Arbeit für Jugendliche herausgearbeitete Hypothesen 2.b und 2.c.

Darüber hinaus belegen die vorgestellten empirischen Untersuchungen auch die im Hypothesen-Set 3 formulierten Annahmen zu Aktivitätsräumen von Jugendlichen, die vor dem Hintergrund der spezifischen Stadtstruktur Berlins nicht modifiziert wurden. So deuten die Ergebnisse der Studie von Scheiner (1999) auf die Relevanz der Wohndauer für die Ausrichtung der Aktivitätsräume hin: Die Aktivitäten und Freundeskreise von Personen mit einer längeren Wohndauer im Quartier sind auch eher auf dieses ausgerichtet. Andererseits wird Aktivitäten eher in anderen Teilen der Stadt nachgegangen, wenn Freund*innen dort wohnen oder sich der Arbeitsort dort befindet. Übertragen auf die Jugendlichen kann für die Schule als Fixpunkt in den alltäglichen Routinen ein ähnlicher Einfluss angenommen werden. Belegt wird dieser in der Studie von Tobias Müller (2009): Die Entfernung von Wohn- zu Schulstandort prägt die Größe der Aktivitätsräume. Zudem zeigen sich Unterschiede nach Geschlecht: Die Aktivitätsräume der Mädchen sind größer als die der Jungen. Dies widerspricht den Ergebnissen bevölkerungsweiter Untersuchungen, welche längere Wegstrecken (vgl. Scheiner et al. 2011) bzw. größere Aktivitätsräume (vgl. Chen und Akar 2016) für Männer feststellen. Plöger (2012) findet jedoch in seiner Studie zu Jugendlichen im Ruhrgebiet keine markanten Unterschiede in den Aktivitätsradien von Jungen und Mädchen. Aufgrund dieser ambivalenten Forschungslage soll keine konkrete Hypothese zum Einfluss des Geschlechts auf die Aktivitätsräume von Jugendlichen formuliert werden. Als Variable soll dieses wichtige sozialstrukturelle Merkmal jedoch in den Analysen dieser Arbeit berücksichtigt werden.

3.6 Zwischenfazit

Ziel des Kapitels war es zu prüfen, ob die allgemeinen Hypothesen zu Freizeitverhalten und Aktivitätsräumen von Jugendlichen für den Forschungsort Berlin mit seiner spezifischen Stadtstruktur modifiziert und ergänzt werden müssen. Dafür wurden Daten zur physischen Stadtstruktur, zur jugendbezogenen Infrastruktur, zur Mobilität und zur sozialräumlichen Struktur Berlins zusammengetragen, ausgewertet und mit Bezug auf das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen diskutiert. Abschließend wurden bereits vorhandene Studien zum Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher und zum räumlichen Verhalten der Hauptstädter*innen rezipiert, um zu diskutieren, inwiefern die berlinspezifischen Modifikationen auch durch die weni-

gen vorhandenen empirischen Untersuchungen belegt sind oder ob weitere Überarbeitungen und Ergänzungen im Hypothesen-Set nötig sind.

Es lässt sich eine deutlich höhere Dichte an Bebauung, Bevölkerung und infrastruktureller Zentren im Innenstadtbereich erkennen – insofern ist Berlin eine typische Großstadt. Die Hypothese der kleineren Aktivitätsräume von zentral wohnenden Jugendlichen (H3.b, s. Tab. 3.6) dürfte demnach auch in Berlin zutreffen. Zugleich kennzeichnet Berlin jedoch eine polyzentrale Struktur – was es von anderen Städten in Deutschland unterscheidet. Neben den beiden Zentrumsbereichen existieren eine Reihe von weiteren Subzentren, die auch außerhalb des inneren Stadtbereichs Einkaufsgelegenheiten, Dienstleistungen, soziale und kulturelle Infrastruktur bieten. Das Stadtzentrum dürfte für die Freizeitgestaltung Berliner Jugendliche daher weniger relevant sein als für Jugendliche in monozentrischen Städten. Hypothese 2.b muss hier entsprechend ergänzt werden.

Die Studien zum Freizeitverhalten (Merkens und Kirchhöfer 1993; Merkens 2001) zeigen, dass sich Berliner Jugendliche in ihre Präferenz für Freizeitaktivitäten und -ort nicht vom Durchschnitt deutscher Jugendlicher, wie er in den repräsentativen Jugendstudien erfasst wird, unterscheidet. Medienkonsum, Sport, Chillen und Freund*innentreffen sind wichtige Aktivitäten. Neben dem eigenen Zuhause werden häufig öffentliche Orte, wie Plätze, Parks und Einkaufszentren genutzt. Insofern erweist sich die Hypothese 1.c auch für Berliner Jugendliche als zutreffend. Auch die geschlechtsspezifischen Unterschiede, wie sie in Hypothese 1.d formuliert sind, werden hier bestätigt: Jungen chillen im öffentlichen Raum, Mädchen konsumieren. Zugleich belegen die Analysen von Tobias Müller (2009), dass Mädchen größere Aktivitätsräume haben als Jungen. Dies steht im Widerspruch zu den Ergebnissen anderer Studien, welche kleinere Bewegungsradien für Frauen nachweisen (Chen und Akar 2016; Scheiner et al. 2011). Daher soll Hypothese 3.b nicht um eine konkrete Annahme zum Einfluss des Geschlechts auf die Aktivitätsraumgröße ergänzt werden, wenngleich Geschlecht als wichtiges individuelles Merkmal in den Analysen dieser Arbeit einbezogen werden soll. Was den Einfluss des sozialen Status auf die jugendlichen Freizeitstile angeht (H1.b), lassen sich die Ergebnisse der beiden Studien allerdings nicht zu einer eindeutigen Erkenntnis zusammenfassen.

Die für die jugendliche Freizeitgestaltung wichtigen Raumtypen der Shoppingmalls und Parks sind nicht in bestimmten Bereichen der Stadt konzentriert, sondern verteilen sich über die Stadt. Die Jugendlichen sind also nicht gezwungen, weitere Wege in der Stadt zurückzulegen, um diese bei ihnen beliebte Raumtypen zu nutzen. Hier wurde eine entsprechende Hypothese ergänzt (H2.c). Die Studie zur Mobilität in der Hauptstadt (Kemper et al. 2012) belegt, dass Berliner*innen jeglichen Alters und in allen Bereichen der Stadt vielen Aktivitäten wohnortnah nachgehen. Mit zunehmender Wohndauer in einem Quartier nimmt diese Quartiersfokussierung

Tabelle 3.6 Ergänzte Hypothesen: Zusammenfassung

ID	Hypothesen
Freizeitaktivitäten und -orte	
H1	Das Freizeitverhalten von Jugendlichen ist bestimmt durch ihr Geschlecht und ihren sozialen Status.
H1.a	Jungen gehen eher sportlichen Aktivitäten nach, Mädchen eher kreativen und geselligen.
H1.b	Jugendliche mit hohem sozialen Status gehen häufiger organisierten Aktivitäten im kreativen und sportlichen Bereich nach als solche mit niedrigerem Status.
H1.c	Besonders die öffentlichen Räume der Innenstädte und der Shopping-Malls sind wichtige Orte für unstrukturierte Freizeitaktivitäten.
H1.d	Jungen sind in öffentlichen Räumen präsenter und nutzen sie eher zum Chillen, Mädchen eher für den Konsum.
Stadtstruktur und Mobilität	
H2	Stadt- und Infrastruktur Berlins prägen das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen.
H2.a	Durch den gut ausgebauten und für Schüler*innen kostengünstigen ÖPNV in Berlin, können Jugendliche auch weiter entfernte Orte in der Stadt eigenständig erreichen.
H2.b	Die räumliche Ausrichtung der jugendlichen Freizeitaktivitäten ist geprägt durch Schul- und Wohnstandorte sowie durch die Haupt- und Subzentren Berlins.
H2.c	Die für das jugendliche Freizeitverhalten relevanten öffentlichen Raumtypen sind breit über das Stadtgebiet gestreut und werden daher von wohnortnah in allen Stadtteilen genutzt.
H2.d	Aufgrund der polyzentralen Struktur Berlins wird der überwiegende Teil der Wege zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt.
Freundeskreise und Aktivitätsräume	
H3	Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher sind geprägt durch individuelle sozialstrukturelle Merkmale, durch wohnortbezogene Merkmale und durch die Distanzen zu wichtigen Alltagsorten.
H3.a	Größe und Ausrichtung von Aktivitätsräumen und Freundeskreisen sind eng miteinander verknüpft.
H3.b	Folgende Merkmale führen zu kleineren und eher aufs eigene Wohnquartier ausgerichteten Aktivitätsräumen: niedriger sozialer Status ein eher unorganisierter Freizeitstil Wohnort in einem marginalisierten Quartier Wohnort in einem zentralen Quartier lange Wohndauer im Quartier geringe Distanz zum Schulort geringe Distanz zu Wohnorten der Freund*innen
Segregation in Alltagsräumen	
H4	Es besteht ein Zusammenhang zwischen den individuellen sozialstrukturellen Merkmalen, der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und der sozialen Zusammensetzung des Aktivitätsraumes.
H4.a	Jugendliche aus marginalisierten Quartieren verbringen häufiger ihre Freizeit in marginalisierten Quartieren.
H4.b	Werden größere Distanzen in der Freizeit zurückgelegt, schwächen sich diese Zusammenhänge ab, die Aktivitätsräume werden sozial heterogener.

noch zu, wie in Hypothese 3.b angenommen und durch die Studie von Scheiner (1999) nachgewiesen wird. Offen bleibt jedoch, ob bestimmte angesagte Einkaufszentren oder Parks im inneren Stadtbereich eine stadtweite Anziehungskraft auf Jugendliche ausüben und sie motivieren, auch längere Anfahrten auf sich zu nehmen.

Jugendfreizeiteinrichtungen sind ebenfalls im gesamten Stadtgebiet vorhanden, daher wird Hypothese 2.c um diesen Raumtyp ergänzt. Eine eingehendere Analyse der Standorte ergibt aber, dass es überdurchschnittlich viele Jugendzentren in benachteiligten und unterdurchschnittlich viele in privilegierten Quartieren gibt. Durch diese ungleiche Verteilung der Jugendfreizeiteinrichtungen wird möglicherweise die Quartiersbezogenheit Jugendlicher aus marginalisierten Quartieren unterstützt und führt zumindest bei den regelmäßigen Nutzer*innen der Jugendzentren in benachteiligten Quartieren zu kleineren Aktivitätsräumen. Jugendliche aus privilegierten Nachbarschaften hingegen müssen zum Teil weitere Wege zurücklegen, um die Jugendfreizeiteinrichtungen zu nutzen. Das unterstreicht, wie wichtig es ist, den Quartierstatus als erklärenden Faktor für die Ausrichtung und Größe jugendlicher Aktivitätsräume zu untersuchen (H3.b).

Eine besondere Rolle nehmen Schulen ein. Sie dienen als Freizeitorte außerhalb der Schulzeit – durch organisierte Freizeitangebote oder weil zugängliche Schulgelände von Jugendlichen angeeignet werden. Zugleich sind sie Orte, an denen durch Kontakte zu Gleichaltrigen Freundschaften entstehen. Kommen die befreundeten Mitschüler*innen aus anderen Quartieren, ergeben sich auch eher Gelegenheiten, dort Freizeit zu verbringen.

Eine ungleiche räumliche Verteilung von Schulen mit und ohne Oberstufe lässt sich nicht ausmachen. Um ihren Kindern das gewünschte Schulprofil zu ermöglichen, sind Eltern aus Mittel- und Oberschicht jedoch bereit, auch weitere Schulwege in Kauf zu nehmen und nicht das nächste Gymnasium zu wählen. Die Schulwahl von Unterschichtsfamilien fällt hingegen meist lokaler aus, selbst wenn das Kind auf ein Gymnasium gehen soll. Schüler*innen aus marginalisierten Familien und Quartieren treffen in Schulen also überwiegend auf Mitschüler*innen aus einem ähnlichen Milieu und dem gleichen Stadtteil. Für Schüler*innen aus statushöheren Familien ergeben sich über ihre Schulen möglicherweise tatsächlich Gelegenheiten, zu anderen Jugendlichen – zwar nicht aus anderen sozialen Schichten, aber aus anderen Stadtteilen – Kontakt zu knüpfen. Dieser Erkenntnis widerspricht nicht den Hypothesen H2.b. und H3.b. Die Ausrichtung des Freizeitverhaltens ist geprägt durch den Schulstandort und die Distanz zum Schulstandort führt zu größeren Aktivitätsräumen. Die Distanz zum Schulstandort hängt aber wahrscheinlich von individuellem sozialen Status und dem Status des Wohnquartiers ab.

Auch wenn die bevorzugten Freizeitorte von Jugendlichen meistens im eigenen Quartier vorhanden sind, ermöglicht ihnen das Mobilitätsangebot Berlins auch den Besuch anderer Teile der Stadt. Durch die gute Abdeckung und Taktung des ÖPNV können weite Teile der Stadt eigenständig erreicht werden – ohne darauf angewiesen zu sein, von den Eltern mit dem Pkw gefahren zu werden. Einschränkend wirken könnten einerseits die Fahrkartenpreise. Während Einzelfahrscheine vergleichsweise teuer sind, bietet das Schülermonatsticket eine preiswerte Alternative. Andererseits sind aufgrund der Größe der Stadt Verbindungen zwischen weit entfernten Teilen der Stadt mit langen Fahrtzeiten verbunden. Eine zentrale Wohnlage geht in der Regel mit kürzeren Distanzen zu allen Teilen der Stadt einher. Trotz dieser Einschränkungen sind Qualität und Zugänglichkeit des Berliner ÖPNV aber als gut zu bewerten und weite Teile der Stadt für Jugendliche daher unabhängig vom Wohnort gut zu erreichen. Hypothese 2.a soll daher aktualisiert werden. Zugleich ermöglicht die oben dargestellte polyzentrale Struktur Berlins die Befriedigung vieler jugendlicher Freizeitbedürfnisse (z. B. Nutzung von Grünflächen und Einkaufszentren) im eigenen Wohnquartier oder zumindest -bezirk. Die hier notwendigen Wege können meist problemlos zu Fuß oder per Fahrrad zurückgelegt werden und daher soll das Hypothesen-Set 2 um die Annahme ergänzt werden, dass Jugendliche den überwiegenden Teil ihrer Freizeitaktivitäten zu Fuß oder mit dem Fahrrad ansteuern (H2.d). Für die Berliner Gesamtbevölkerung ist diese Verkehrsmittelpräferenz durch die Studie von Kemper et al. (2012) belegt.

Auf sozialräumlicher Ebene ist die markante soziale Segregation Berlins hervorzuheben. Es gibt eine Reihe von Quartieren, die sich durch einen niedrigeren Anteil an sozial benachteiligten Haushalten vom Durchschnitt der Berliner Quartiere abheben und daher als marginalisiert bezeichnet werden können. Im zentralen Bereich bilden sie in Neukölln, Kreuzberg und Wedding/Gesundbrunnen größere zusammenhängende Gebiete; am Stadtrand betrifft es vor allem Gebiete mit Großsiedlungen in Spandau, Reinickendorf und Marzahn-Hellersdorf. Auf der anderen Seite gibt es zum Stadtrand hin größere Gebiete – überwiegend geprägt durch Einfamilienhäusern – mit privilegierten Nachbarschaften, die durch einen geringen Anteil an sozial benachteiligten Haushalten gekennzeichnet sind. In der inneren Stadt finden sich privilegierte Quartiere nur in Mitte. Damit erfüllt Berlin die Voraussetzungen, um die Annahme aus Hypothese 3.b, dass Jugendliche in benachteiligten Quartieren eher kleinere aufs eigene Quartier ausgerichtete Aktivitätsräume haben, prüfen zu können. Da die marginalisierten und privilegierten Quartiere nicht nur vereinzelt und inselhaft in der Stadt lokalisiert sind, sondern größere zusammenhängende

Gebiete bilden, sollte sich auch Hypothese 4 für Berliner Jugendliche deutlich nachweisen lassen. Größere zusammenhängende Stadtbereiche mit ähnlichem sozialen Kontext erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass dort wohnende Jugendliche in ihre Alltagsaktivitäten auch nur diesem Kontext ausgesetzt sind – selbst wenn sie für Freizeitaktivitäten ihre unmittelbare Wohnumgebung verlassen.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Ein neuer methodischer Ansatz zur Erfassung von Aktivitätsräumen

4

Ziel dieser Arbeit ist es, zu untersuchen, wie sich die Aktivitätsräume von Jugendlichen in einer Großstadt gestalten und welchen Einfluss diesbezüglich neben individuellen Merkmalen auch Merkmale des Wohnortes haben. In dieser Fragestellung verbinden sich Forschungsstränge der Nachbarschaftseffekt-, Aktivitätsraum- und Jugendforschung. Aufgrund ihres unterschiedlichen Fokus sind alle drei Forschungsbereiche gekennzeichnet durch inhaltliche Leerstellen und methodische Grenzen. In den Forschungen zum Einfluss von Wohnquartieren wird die konkrete Nutzung des Stadtraums durch die untersuchten Personen vernachlässigt. Die Aktionsraumforschung untersucht hingegen nicht systematisch, inwiefern Merkmale von Quartieren Einfluss auf die Bewegungsmuster ihrer Bewohner*innen haben. Die Jugendforschung zeigt, wie sich das Freizeitverhalten Jugendlicher nach sozialem Status und Geschlecht differenziert. Die unterschiedlichen Freizeitstile spiegeln sich auch in einer unterschiedlichen Nutzung von Quartieren und dem darüberhinausgehenden Stadtraum wider. Relevant ist in diesem Zusammenhang die Struktur der untersuchten Stadt: Welche attraktiven Orte zur Freizeitgestaltung bieten sie Jugendlichen und wie sind diese in der Stadt verteilt und erreichbar?

In den vorangegangenen beiden Kapiteln wurden daher zunächst mit Blick auf die Forschungsfragen dieser Arbeit relevante empirische Untersuchungen aus der Nachbarschaftseffekt-, Aktivitätsraum- und Jugendforschung rezipiert. Entlang der Erkenntnisse aus diesen Studien wurde ein komplexes Set an Hypothesen zum räumlichen Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher entwickelt, das Annahmen zu den Zusammenhängen zwischen Freizeitverhalten, Wohnquartier und Aktivitätsräumen von Jugendlichen formuliert. Die Zusammenhänge stellen sich wie folgt

Ergänzende Information Die elektronische Version dieses Kapitels enthält Zusatzmaterial, auf das über folgenden Link zugegriffen werden kann
https://doi.org/10.1007/978-3-658-43620-9_4.

dar: Das Freizeitverhalten von Jugendlichen unterscheidet sich nach sozialem Status und Geschlecht. Je nach Freizeitstil werden unterschiedliche Orte in der Stadt genutzt, die sich im eigenen Wohnquartier oder anderen Teilen der Stadt befinden. Die jugendlichen Aktivitätsräume ergeben sich dann aus dem Zusammenspiel der Präferenzen für bestimmte Freizeitaktivitäten einerseits und Angebot und Erreichbarkeit der für die Aktivitäten benötigten Orte andererseits. Angebot und Erreichbarkeit sind bestimmt durch das Wohnquartier und seine Lage in der Stadt. Das erarbeitete Hypothesen-Set wurde dann mit Blick auf die spezifische Stadtstruktur Berlins und seine Infrastruktur modifiziert und ergänzt.

Bisher wurden in keiner empirischen Arbeit die genannten Forschungsstränge durch detaillierte Hypothesen miteinander verknüpft. Ein zugleich prüfendes sowie explorierendes methodisches Vorgehen erscheint daher sinnvoll, um die neu entwickelten Hypothesen nicht nur zu beurteilen, sondern auch weiter zu entwickeln. Dieses soll umgesetzt werden in einem komplexen Forschungsdesign, das quantitative, qualitative und raumbezogene Instrumente kombiniert und in diesem Kapitel ausführlich vorgestellt und begründet werden soll.

Entwickelt wird das Forschungsdesign in Auseinandersetzung mit den methodischen Herangehensweisen vorhandener empirischer Untersuchungen zum räumlichen Freizeitverhalten aus den drei oben genannten Forschungssträngen und ihren methodischen Grenzen. Die Forschung zu Nachbarschaftseffekten versucht in multiplen Regressionen mit großen Stichproben die Effekte von Quartiersmerkmalen auf das Verhalten von Quartiersbewohner*innen nachzuweisen. Der Fokus liegt auf dem Wohnquartier, die tatsächlich genutzten Orte und konkreten täglichen Aktivitäten werden nicht nachgezeichnet. Die Forschungen zur Nutzung von Räumen und Orten in der Stadt durch Jugendliche sind qualitativ angelegt. Sie beschreiben detailliert, welche Orte, wo und wie durch Jugendliche genutzt werden, können diese Nutzungen aber nicht quantifizieren und Zusammenhänge zu individuellen und Wohnquartiermerkmalen statistisch überprüfen. Aktivitätsraumstudien zeichnen mit großem organisatorischen oder technischem Aufwand detailliert alltägliche Bewegungsmuster nach. Aufgrund des großen Aufwands sind die Stichproben trotz quantitativer Ausrichtung meist kleiner als in der Nachbarschaftseffektforschung. Die Informationstiefe zu den durch die untersuchten Personen besuchten Orte ist geringer als in den qualitativen Studien zur jugendlichen Stadtraumnutzung.

Für diese Arbeit soll ein Mittelweg entwickelt werden, der die methodischen Beschränkungen dieser drei Forschungsstränge überwindet. Dies ist notwendig, um die Forschungsfragen und Hypothesen dieser Arbeit bearbeiten zu können. Die Hypothesen zum Freizeitverhalten von Jugendlichen und ihrer Nutzung bestimmter Orte und Bereiche in der Stadt (Hypothesen-Sets 1 und 2) erfordern die detaillierte Erhebung von alltäglichen Freizeitaktivitäten und -orten. Um empirisch zu

eruieren, welchen Einfluss verschiedene Faktoren auf die Ausprägung jugendlicher Aktivitätsräume haben und ob diese ähnlich segregiert sind wie die Wohnquartiere (Hypothesen-Set 3 und 4), wird zugleich eine größere Stichprobe benötigt, die multiple Regressionen ermöglicht.

Zur Umsetzung des angestrebten Mittelweges wird im quantitativen Forschungsteil eine Befragung von Schüler*innen verbunden mit einer Markierung ihrer Freizeitorte auf Stadtplänen. Um untersuchen zu können, inwiefern der Wohnstandort relevant ist für das räumliche Freizeitverhalten, müssen bei der Auswahl der Stichprobe neben individuellen Merkmalen auch die Merkmale des Wohnquartiers einfließen. Als zielführend erweist sich hier eine Stichprobenziehung über ausgewählte Schulen aus Quartieren mit den gewünschten Merkmalen. Um die formulierten Hypothesen zu prüfen und zu explorieren, ist es nötig aus den direkt erhobenen Merkmalen weitere Variablen abzuleiten. Die Hypothesen des Sets 1 und 2 können mit Analysen bivariater Zusammenhänge untersucht werden, die Hypothesen des Sets 3 und 4 erfordern den Einsatz multipler Regressionen.

Mit Hilfe dieser quantitativ-statistischen Analysen lassen sich Aussagen darüber treffen, welche Aktivitäten und Orte von welchen Jugendlichen in ihrer Freizeit präferiert werden und welche Faktoren die Ausprägung ihrer Aktivitätsräume bestimmen. Nicht geklärt werden kann mit diesen Daten und Analysen das Warum für diese Zusammenhänge. Um auch die subjektiven Sichtweisen der Jugendlichen, ihre Wahrnehmungen und Motivationen zu erfassen und empirisch zu klären, warum welche Orte genutzt werden, wird eine zweite qualitative Forschungsphase durchgeführt. Es wird ein Interviewleitfaden, der diese Fragen thematisiert, entworfen und Jugendliche in Jugendzentren ausgewählter Stadtteile unter Zuhilfenahme dieses Leitfadens interviewt. Die Auswertung der transkribierten Interviews soll dem Ansatz des thematischen Codierens folgen, um Fragen zu den im quantitativen Forschungsteil untersuchten Zusammenhängen gezielt die zu beantworten.

4.1 Abgrenzung gegenüber anderen methodischen Ansätzen

Die vorliegende Forschungsarbeit verbindet in ihren Fragestellungen und Hypothesen die Forschungsstränge der Nachbarschaftseffekt-, Aktivitätsraum- und Jugendforschung. Der methodische Ansatz dieser Arbeit wird in Anlehnung an die empirischen Vorgehensweisen in den drei genannten Forschungsbereichen entwickelt. Zugleich ist es aber notwendig, über diese Ansätze hinauszugehen, um die neu entwickelten Hypothesen zu den Zusammenhängen zwischen individuellen und wohnquartierbezogenen Variablen, dem jugendlichen Freizeitstil, den sozialen Kontakten

und dem räumlichen Verhalten explorieren und prüfen zu können. Die beiden Untersuchungen von Plöger (2012) und Tobias Müller (2009), die der inhaltlichen Ausrichtung dieser Arbeit von allen Studien am nächsten kommen, boten eine wichtige Orientierung bei der Ausarbeitung des Forschungsdesigns.

4.1.1 Schwächen der Nachbarschaftseffekt- und Aktionsraumforschung

Studien aus dem Bereich der Nachbarschaftseffektforschung, die sich auch mit der Bedeutung von Quartieren für soziale Kontakte, Mobilität und räumliches Verhalten beschäftigen, setzten überwiegend auf komplexe quantitative Forschungsdesigns mit repräsentativen Stichproben (vgl. z. B. Friedrichs und Blasius 2000; Oberwittler 2004). Auch die Forschung zum allgemeinen Mobilitätsverhalten oder zum Freizeitstil von Jugendlichen nutzt primär quantitative Befragungen, teilweise jedoch ergänzt durch qualitative Erhebungen (vgl. z. B. Beckmann et al. 2006; Grgic und Züchner 2016; Albert et al. 2019). Die Nutzung des öffentlichen Raums durch Jugendliche wurde dagegen bisher vor allem mit den qualitativen Instrumenten der Leitfaden- und Gruppeninterviews, sowie der Beobachtung untersucht (vgl. Herlyn et al. 2003; Neumann 2016). Diese unterschiedlichen methodischen Schwerpunktsetzungen ergeben sich einerseits aus den Traditionen und andererseits aus den unterschiedlichen Fragestellungen der einzelnen Forschungsrichtungen. So ist die Nachbarschaftseffektforschung seit den 1990er Jahren überwiegend quantitativ ausgerichtet, da sie versucht die Hypothese des Effektes von Wohnquartieren auf Verhalten zu prüfen (vgl. Friedrichs 2013: 11). Die Studien zur Raumnutzung von Jugendlichen versuchen hingegen, vornehmlich zu ergründen, welche Räume welche Qualitäten für Jugendliche haben und warum sie von diesen genutzt werden. Dies lässt sich besser mit qualitativen Interviews und Beobachtungen erforschen (z. B. die Studien von Herlyn et al. 2003; von Seggern et al. 2009).

Darüber hinaus haben viele der Studien aus den genannten Forschungsbereichen versucht räumliche Daten zu erheben, um Wahrnehmung und Nutzung von Stadt detailliert abbilden zu können. Wie sich zeigt, ist die Erfassung von Daten zum alltäglichen, räumlichen Verhalten von Personen eine besondere Herausforderung. Den unterschiedlichen Forschungsfragen folgend, werden dabei unterschiedliche Schwerpunkte gelegt. Die Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Nachbarschaftseffektforschung sind aufgrund ihrer komplexen multiplen Regressionen auf große Stichproben angewiesen. Sie verzichten daher auf Instrumente mit erhöhtem organisatorischem oder technischem Aufwand, um die Gefahr von Ausfällen und damit einer Verkleinerung der Nettostichprobe zu vermeiden. Indessen bewegen sich ihre

Analysen meist auf der Ebene der Quartiere und nicht auf jener der individuellen Bewegungsradien (vgl. 2.1.4). So wird meist das Instrument der quantitativen Befragung gewählt. Die Erhebung räumlicher Daten beschränkt sich meist darauf, zu erfragen, ob Aktivitäten im eigenen oder einem anderen Stadtteil stattfinden oder wie viele soziale Kontakte im eigenen Wohnstadtteil bestehen. Aktivitäten, Kontakte und weitere Orte werden also nicht präzise lokalisiert und es werden nur wenig konkrete Informationen über sie erfasst.

Auf der anderen Seite stehen die Untersuchungen zur Raumnutzung von Jugendlichen, welche vor allem auf qualitative Methoden zurückgreifen, um detailliert die Wahrnehmung des Stadtraums und die Aneignung öffentlicher Orte durch Jugendliche beschreiben und erklären zu können. Dabei werden nicht nur bewährte Instrumente, wie Interviews und Beobachtungen genutzt, sondern auch Methoden um räumliches Verhalten zu explorieren. Dazu gehören z. B. das Erstellen subjektiver Karten (*mental maps*) und Modelle des eigenen Alltags und der Stadt durch untersuchte Personen (z. B. Plöger 2012). Die genutzten Orte können so zum Teil sehr genau lokalisiert werden und die gewonnenen Informationen über Kontakte, Aktivitäten und Orte sind sehr reichhaltig. Aufgrund des eher explorativen Vorgehens dieser Forschungen und dem großen zeitlichen Aufwand bei der Erhebung, Aufbereitung und Auswertung der erhobenen Daten – insbesondere bei den räumlichen Methoden – sind die Stichproben meist eher klein (z. B. Herlyn et al. 2003; von Seggern et al. 2009).

Die Forschung zu Aktivitätsräumen versucht so präzise wie möglich die räumliche und zeitliche Dimension des Alltags von Personen zu erfassen. Entsprechend setzt sie meist auf Instrumente, die möglichst lückenlos den Tagesablauf von Individuen erfassen. Dies ist z. B. mit der schriftlichen Erfassung von Zeitbudgets oder zurückgelegten täglichen Wegen möglich, für die in Tabellen detailliert erfasst wird, zu welcher Tageszeit eine Person welcher Aktivität wo nachgeht oder welchen Weg mit welchem Ziel zurücklegt (eventuell ergänzt um weitere Angaben z. B. die Anwesenheit weiterer Personen) (z. B. Kwan 2000; Wikström et al. 2010). Trostorf (1991) weist darauf hin, dass es für die Erfassung des alltäglichen räumlichen Verhaltens wichtig ist, die Erhebungen nicht nur auf einen Tag zu beschränken, da die regelmäßigen Aktivitäten und zurückgelegten Wege nach Wochentagen variieren können. Auch schlägt er vor, die Analyse der Aktivitätsräume nach Tätigkeitsarten zu differenzieren, „um den damit verbundenen spezifischen, räumlichen Verhaltensweisen gerecht werden zu können“ (Trostorf 1991: 123).

Neuere Studien setzten auch auf die Erhebung von Bewegungsmustern mittels GPS-Geräten, welche Alltagsbewegungen zeitlich und räumlich noch präziser nachzeichnen (z. B. Li et al. 2018; Wiehe et al. 2008). Teilweise können bei diesen GPS-Studien die untersuchten Personen noch Informationen zu den Aktivitäten und Orten

im Gerät ergänzen (vgl. Tobias Müller 2009). Eine gewisse Informationstiefe ist hier also meist gegeben. Jedoch sind beide Instrumente sehr aufwendig in ihrer Durchführung. Zeitbudgets, die von den untersuchten Personen meistens über mehrere Tage hinweg selbst ausgefüllt werden, erfordern eine gewisse Disziplin von den Studienteilnehmer*innen, vor allem wenn noch ergänzende Informationen eingetragen werden sollen. Studien mit GPS-Trackern erfordern einen hohen technischen Aufwand, eine Verfügbarkeit und Wartung der Geräte. Auch Datenschutzbedenken auf Seiten der Studienteilnehmer*innen bzw. ihrer Erziehungsberechtigten müssen ausgeräumt werden, da beim GPS-Tracking die Daten der untersuchten Personen automatisiert erfasst werden und zudem räumlich äußerst präzise und damit sehr sensibel sind. Aus den genannten Gründen ist es schwierig sowohl für Zeitbudgets als auch GPS-Studien eine größere Stichprobe zu gewinnen. Auch im Verlauf der Studie muss aufgrund von organisatorischen und technischen Problemen oder Überforderung der Teilnehmer*innen mit einer größeren Anzahl von Ausfällen gerechnet werden.

4.1.2 Methodische Verortung im Forschungsfeld

Die beiden Studien, die in ihrer inhaltlichen Ausrichtung dieser Arbeit am nächsten kommen, setzen jeweils auf mehrere Instrumente. Plöger (2012) verwendet in seiner Studie zum Freizeitverhalten von Jugendlichen im Ruhrgebiet, die dem Forschungsstrang zu Freizeitverhalten und Stadtraumnutzung von Jugendlichen zuzuordnen ist, eine Vielzahl von Methoden. Neben einer standardisierten Befragung von über 500 Schüler*innen, wurden mit einem etwas kleineren Ausschnitt dieser Stichprobe auch die folgenden sozialräumlichen Methoden durchgeführt, um Daten über das räumliche Verhalten der Jugendlichen zu erlangen. Zum Einsatz kamen neben Zeitbudgets auch das Mental Mapping und die Nadelmethode (vgl. auch Deinet 2010; Krisch 2009). Durch erstere beiden Instrumente konnte ein recht detailliertes Bild über das räumliche Freizeitverhalten der einzelnen Befragten rekonstruiert werden. Für die Nadelmethode markierten die Schüler*innen jeweils gemeinsam in ihren Klassen ihre „Lieblingsorte“ auf einem Stadtplan. Diese Methode diente in erster Linie der Aktivierung der Schüler*innen. Die Analysen des umfangreichen Datenmaterials beschränken sich auf die Darstellung bivariater Zusammenhänge als Diagramme. So können etwa die zu Lieblingsorten zurückgelegten Entfernungen zwischen den Geschlechtergruppen verglichen werden. Die Zusammenhänge werden keinen statistischen Tests unterzogen und es kommen auch keine komplexeren und elaborierteren statistischen Verfahren zur Anwendung.

Es wird darauf verzichtet Mental Maps und Zeitbudgets für das Forschungsdesign dieser Arbeit zu übernehmen. Der große Erhebungs- und Auswertungsaufwand, der im Zusammenhang mit diesen Instrumenten steht, erscheint im Verhältnis zu den möglichen Erkenntnissen, die in Bezug auf die Forschungsfragen gewonnen werden könnten, zu groß. Die Nadelmethode soll hingegen als zentrales Instrument für die quantitative Forschungsphase übernommen, jedoch stark modifiziert werden.

Tobias Müller (2009) erfasst die Aktivitätsräume von 163 Berliner Jugendlicher mithilfe von GPS-Geräten und daran gekoppelte elektronische Zeitverwendungstagebücher, mit welchen weitergehende Informationen zu den zurückgelegten Wegen und Aktivitäten erfasst wurden. Die Analyse der detaillierten Bewegungsdaten erfolgt ausschließlich in aggregierter Form auf Ebene der Gesamtstichprobe oder jeweils zusammengefasst für jede Schule. Es werden Ellipsen und Dichteverteilungen berechnet, um das Hauptgebiet der Aktivitäten abzubilden. Zusammenhänge zwischen individuellen Merkmalen und den berechneten Aktivitätsräumen werden auch hier nur bivariat dargestellt und nicht auf Signifikanz getestet. Die Studie zeigt, dass eine Stichprobenziehung über die Schulen ein probater Weg ist, um eine größere Anzahl an Jugendlichen zu erreichen und diese zugleich gezielt nach Wohnquartieren auszuwählen. Dieser Modus der Stichprobenziehung wird daher leicht abgewandelt auch im Zuge der vorliegenden Arbeit eingesetzt.

Der methodische Ansatz dieser Arbeit orientiert sich also an den Untersuchungen aus Nachbarschaftseffekt-, Aktivitätsraum- und Jugendforschung sowie an den beiden beschriebenen Studien von Plöger (2012) und Tobias Müller (2009), da sich die dort verwendeten Instrumente für ähnliche Forschungsfragen und zur Erhebung räumlicher Daten bewährt haben. Zugleich wird hier methodisches Neuland betreten, denn im Zuge dieser Forschung wird die Nadelmethode, welche üblicherweise als aktivierende Methode in Gruppensituationen Anwendung findet (vgl. Deinet 2010; Krisch 2009), in einer abgewandelten Form zur Erhebung räumlicher Daten auf individueller Ebene genutzt. Ziel war es, einen Mittelweg zwischen den drei oben vorgestellten verschiedenen methodischen Ansätzen bisheriger Studien zu finden, um wichtige Alltagsorte von Jugendlichen präzise zu lokalisieren und weitergehende Informationen zu diesen Orten zu erheben. Dabei sollte indessen bei der Stichprobengröße mindestens eine Dimension erreicht werden, um auch multivariate statistische Analysen durchzuführen. Zu guter Letzt sollte eine gewisse Informationstiefe über die abgefragten Orte gegeben sein, um nicht nur Aussagen darüber treffen zu können, welche Jugendlichen wo ihre Freizeit verbringen, sondern auch was sie konkret dort tun.

Dieses Ziel eines Mittelweges ist orientiert an den Forschungsfragen, welche diese Arbeit leiten und dem allgemeinen Ansatz, sowohl aus bestehender Forschung abgeleitete Hypothesen zu prüfen und zugleich auch neue, noch weniger

bekannte Zusammenhänge im Themenfeld zu explorieren. Um gerade den zweiten Aspekt noch zu stärken und nicht nur Zusammenhänge aufzuzeigen, sondern auch erklären zu können, wird ein sequenzielles Mixed-Methods-Design gewählt. Dabei handelt es sich um ein Vertiefungsdesign mit einem Schwerpunkt auf der quantitativen Phase (QUANT -> qual) (vgl. Ivankova et al. 2006; Kuckartz 2014: 78), die zuerst durchgeführt wird. Im quantitativen Forschungsteil sollen entlang der aufgestellten Hypothesen untersucht werden, welche Faktoren das Freizeitverhalten und die Aktivitätsräume von Jugendlichen bestimmt. Gibt es Unterschiede nach sozialem Status, Geschlecht und Wohnquartier? Haben Schulen und Freundeskreise einen Einfluss? Die nachgewiesenen Zusammenhänge werden dann in der anschließenden qualitativen Forschungsphase aufgegriffen. Es soll geklärt werden, warum welche Jugendliche bestimmte Aktivitäten, Raumtypen und Gebiete in der Stadt für ihre Freizeitgestaltung präferieren. Zeitlich gestaltete sich die Abfolge der Forschungsphasen, wie in Abbildung 4.1 dargestellt. Dieser Chronologie folgend werden im weiteren Verlauf zunächst Feldzugang, Instrumente, Stichprobe und Analysen der quantitativen und anschließend der qualitativen Erhebungsphase detailliert dargestellt.

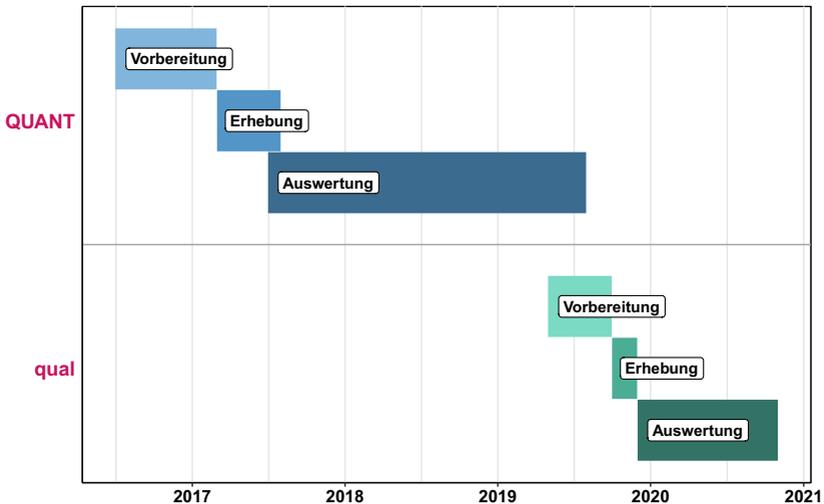


Abbildung 4.1 Chronologie der Forschungsphasen

4.2 Befragung Berliner Schüler*innen

Im quantitativen Forschungsteil dieser Arbeit sollen Daten erhoben und ausgewertet werden, mit denen die in den vorangegangenen Kapiteln herausgearbeiteten Hypothesen zu den Zusammenhängen zwischen Merkmalen auf der individuellen und der Quartiersebene auf der einen und dem Freizeitverhalten und den Aktivitätsräumen von Jugendlichen auf der anderen Seite geprüft und erweitert werden können. Dafür war es nötig, eine Stichprobe zu gewinnen, die groß genug ist, um in multiplen Regressionen auch Effekte der unabhängigen auf die abhängigen Variablen und die Erklärungsleistung des Modells beurteilen zu können. Diese Analysen sind zur Überprüfung der Hypothesen des Sets 3 und 4 vorgesehen. Um die benötigte Stichprobengröße abzuschätzen, wurde die erweiterte Faustregel von Green (1991) angewandt. Um mittlere Effektgrößen für das Gesamtmodell (R^2) und den Einfluss einzelner Variablen im Modell signifikant nachweisen zu können, wird demnach ein Stichprobenumfang von mindestens 109 Personen benötigt.¹

Andererseits sollten die relevanten Untersuchungsmerkmale jeweils ähnlich stark in der Stichprobe verteilt sein, um entsprechende Analysen mit Bezug auf diese Merkmale durchführen zu können. Die vorliegenden Forschungen belegen, dass auf individueller Ebene das Geschlecht und der soziale Status und auf Ebene des Wohnquartiers die Lage und der Status des Quartiers besonders prägend sind für die Freizeitstile und Aktivitätsräume von Jugendlichen. Da kein populationsbeschreibenden Auswertungen vorgesehen waren, wurde keine repräsentative Stichprobe durch Zufallsauswahl angestrebt. Für das hypothesenprüfende und zugleich

¹ Die Formel ($N \geq L / f^2$) von Green (1991) geht von einem Signifikanzniveau von $p = 0,05$ und einer Teststärke von 0,8 aus. Einzusetzen sind die erwartete Effektgröße und Lambda (L), das in Abhängigkeit von der Anzahl unabhängiger Variablen im Modell bestimmt wird. Da bisher keine ähnlichen Modelle in anderen Studien gerechnet wurden, ist dieser Wert schwer abzuschätzen. Es wurde daher von einer mittleren Effektgröße von $f^2 = 0,15$ (entspricht $R^2 = 0,13$) (vgl. Cohen 1988: 412 f.) ausgegangen. Die Hypothese 3.b zum Einfluss von verschiedenen Faktoren auf die Aktivitätsraumgröße soll in einem Regressionsmodell mit acht unabhängigen Variablen geprüft werden. Aus acht unabhängigen Variablen leitet sich ein Lambda von 16,4 ab. Um die benötigte Stichprobe für den signifikanten Nachweis von Effekten einzelner Variablen im Modell zu berechnen, schlägt Green (1991) folgende Formel vor, wobei m für die Anzahl der unabhängigen Variablen steht: $N \geq (8/f^2) + (m-1)$. Bei einer mittleren Effektgröße ergibt sich hier eine benötigte Stichprobengröße von 60 Personen. Da dieser Wert niedriger ist, wurde er verworfen und die größere Stichprobe von 109 Personen für den Nachweis von Effekten des Gesamtmodells als Ziel ausgegeben. Tabachnick und Fidell (2013): 123 weisen darauf hin, dass bei erwarteten Messfehlern, wenn die abhängige Variable nicht normalverteilt ist oder beim Modellaufbau schrittweise vorgegangen werden soll, eine deutlich größere Stichprobe nötig sei.

explorierende Vorgehen dieser Arbeit ist eine nicht-probabilistische Stichprobe ausreichend (vgl. Döring und Bortz 2016: 301).

Um eine quotierte Stichprobe in der anvisierten Größe und Form umzusetzen, wurde ein Zugang zu Jugendlichen über Schulen gesucht. Die zu befragenden Schulen wurden den forschungsrelevanten Merkmalen entsprechend ausgewählt und innerhalb der Schulen wurden jeweils Klassen des 10. Jahrgangs befragt, um die Altersgruppe der 15- und 16-Jährigen zu erreichen. Die Schüler*innen erhielten jeweils einen Fragebogen mit Items zu Freizeit- und Mobilitätsverhalten, sozialen Kontakten und soziodemografischen Daten. Darüber hinaus wurde die Befragung mit einer modifizierten Form der Nadelmethoden (vgl. Deinet 2010; Krisch 2009) ergänzt, um relevante Alltagsorte der Schüler*innen zu erfassen. Dieses Instrument ermöglicht es, räumliche Daten zum Freizeitverhalten mit hoher geografischer Genauigkeit und zugleich großer Informationstiefe für eine größere Stichprobe zu erheben. So wird methodischer Mittelweg zwischen den Forschungsansätzen der Nachbarschaftseffekt-, Aktivitätsraum- und Jugendforschung beschritten, um die detailliert herausgearbeiteten Zusammenhänge zwischen Freizeitverhalten, Wohnquartier und Aktivitätsräumen von Jugendlichen zu prüfen und zu explorieren.

Die präzise erhobenen räumlichen Daten sind erforderlich für eine Operationalisierung der Aktivitätsräume und der Distanzen zwischen Wohnort der Jugendlichen und dem Wohnort der Freund*innen bzw. der Schulen. Diese und weitere aus den Fragebogenitems generierten Variablen werden benötigt, um in multiplen Regressionen die Hypothesen zum Einfluss verschiedener Faktoren auf die Ausprägung jugendlicher Aktivitätsräume (Hypothesen-Set 3) und die Segregation von Alltagsräumen (Hypothesen-Set 4) in multiplen Regressionen zu prüfen.

4.2.1 Auswahl der Schulen

Um eine größere Stichprobe zu erreichen bot sich die Befragung von Jugendlichen über Schulen an. Dabei wurde eine Quotierung der Schulen nach den forschungsrelevanten Merkmalen Wohnlage und Quartierstatus angestrebt. Daher sollten jeweils möglichst gleich viele Schulen aus marginalisierten und nicht-marginalisierten Quartieren sowie aus peripheren und zentralen Quartieren für die Befragung ausgewählt werden. Um auch das wichtige individuelle Merkmal der sozialen Schicht in der Stichprobe abzubilden, wurden sowohl Integrierte Sekundarschulen und Gesamtschulen als auch Gymnasien ausgewählt. Dieser Kategorisierung liegt die Annahme eines starken Zusammenhangs zwischen besuchter Schulform und sozialem Status zu Grunde. Demnach besuchen statusniedrigere Schüler*innen eher Integrierte Sekundarschulen und Gesamtschulen, statushöhere eher Gymnasien. Eine

Quotierung des individuellen Merkmals Geschlecht war über die Auswahl der Schulen nicht möglich, erschien aber auch nicht als nötig, da eine stark ungleiche Verteilung der Geschlechter nach Schulen nicht zu erwarten war. Da von der überwiegenden Mehrheit der Berliner Familien wohnortnahe Schulen für ihre Kinder gewählt werden (vgl. Jurczok 2019: Kap. 7), war die Möglichkeit gegeben, über die Auswahl von Schulen nach Gebietsmerkmalen auch Befragungsteilnehmer*innen mit Wohnorten gleicher Gebietsmerkmale auszuwählen. So sollten z. B. in Schulen in peripheren Quartieren auch überwiegend Schüler*innen mit peripherem Wohnort befragt werden können.

Anhand der Daten des Monitoring Soziale Stadtentwicklung (MSS) auf Ebene der lebensweltlich orientierten Räume (LOR) ließen sich Gebiete ausmachen, in denen sich die beiden Dimensionen der Wohnortmerkmale (Lage und Status) überschneiden.² Als innerstädtisch das Gebiete von LOR aufgefasst, die innerhalb des Berliner S-Bahn-Rings liegen oder unmittelbar an diesen angrenzen. Damit umfasst dieses Gebiet den zentralen Stadtbereich mit einer höheren städtebaulichen und Bevölkerungsdichte. Als peripher gelten an den Stadtrand grenzende Gebiete. Als marginalisiert wurden LOR definiert, die laut MSS einen niedrigen oder sehr niedrigen Status aufweisen. Einzelne oder kleinere Gruppen marginalisierter LOR, die umgeben sind von nicht-marginalisierten Quartieren wurden für die Auswahl ausgeschlossen, da durch die inselhafte Lage Schüler*innen wahrscheinlich zu einem größeren Anteil auch in Quartieren jenseits der marginalisierten Insel der Schule wohnen. Daher wurde sich auf zusammenhängende Gebieten von mindestens fünf LOR mit ähnlichem Index-Wert laut MSS 2015 konzentriert.

Somit kamen als innerstädtisch-marginalisiertes Gebiet eine zusammenhängende Gruppe von LOR in den Stadtteilen Wedding und Gesundbrunnen sowie Gebiete in Kreuzberg und Neukölln infrage. Hingegen wurden die restlichen LOR mit mittlerem und hohem Status innerhalb und angrenzend an den S-Bahn-Ring als innerstädtisch-nicht-marginalisiertes Gebiet klassifiziert. Als peripher-marginalisiert sind zwei Gebiete in Marzahn und Hellersdorf im Osten Berlins

² Das Geodatenportal FIS-Broker stellt Daten der Stadtverwaltung Berlins zur freien Verwendung per Online-Zugriff zur Verfügung (<https://fbinter.stadt-berlin.de/fb/>, abgerufen am 08.01.2024). Über den FIS-Broker wurden die Daten des zu diesem Zeitpunkt (2016) aktuellen Monitoring Soziale Stadtentwicklung (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2015) und verfügbaren Daten und Standorte aller Berliner Schulen bezogen und als Layer in die Geoinformationssystemsoftware QGIS geladen. QGIS ist ein weit verbreitetes Programm zur Verarbeitung und Analyse räumlicher Daten. Die freie Software wird gemeinsam von Nutzer*innen und Programmierer*innen kontinuierlich weiterentwickelt (<https://www.qgis.org>, abgerufen am 08.01.2024).

sowie ein Gebiet im Falkenhagener Feld im Westen zu bezeichnen. Der Kategorie peripher-nicht-marginalisiert wurden weite Teile des Stadtrands zugewiesen.

Schulen mit ausgeprägter Profilierung und solche mit einem hohen Anteil an Schüler*innen aus entfernteren Bezirken wurden aussortiert. Die übrigen Schulen in den ausgewählten Gebieten wurden ab Juli 2016 zunächst per E-Mail und bei ausbleibender Antwort telefonisch kontaktiert. Insgesamt gestalteten sich die Akquise von Schulen schwierig. Vereinzelt wurden Zusagen auch wieder zurückgezogen.³ Diese Absagen konnten teilweise nicht durch die Anwerbung neuer Schulen kompensiert werden, da sie nach Beantragung der Genehmigung der Befragung durch die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft erfolgten⁴. Die Genehmigung erfolgte schulbezogen und eine kontinuierliche Erweiterung der Schulstichprobe war nach erteilter Genehmigung daher nicht möglich.

Aufgrund der Schwierigkeiten teilnahmebereite Schulen in den ausgewählten Gebieten zu akquirieren, konnte das Ziel, in jeder der vier Gebietskategorien jeweils mindestens eine Integrierte Sekundarschule bzw. Gesamtschule und ein Gymnasium zu befragen, nicht vollständig erreicht werden. Die tabellarische Übersicht (s. Tab. 4.1) und die Karte mit den Standorten der befragten Schulen (s. Abb. 4.2) zeigen, dass zwar für alle angestrebten Gebietskategorien Schulen akquiriert werden konnten.⁵ Allerdings konnten insgesamt nur zwei Gymnasien für die Teilnahme an der Forschung gewonnen werden. Für zentrale, benachteiligte Gebiete und periphere, nicht-benachteiligte Gebiete stand kein Gymnasium für die Befragung zur Verfügung.

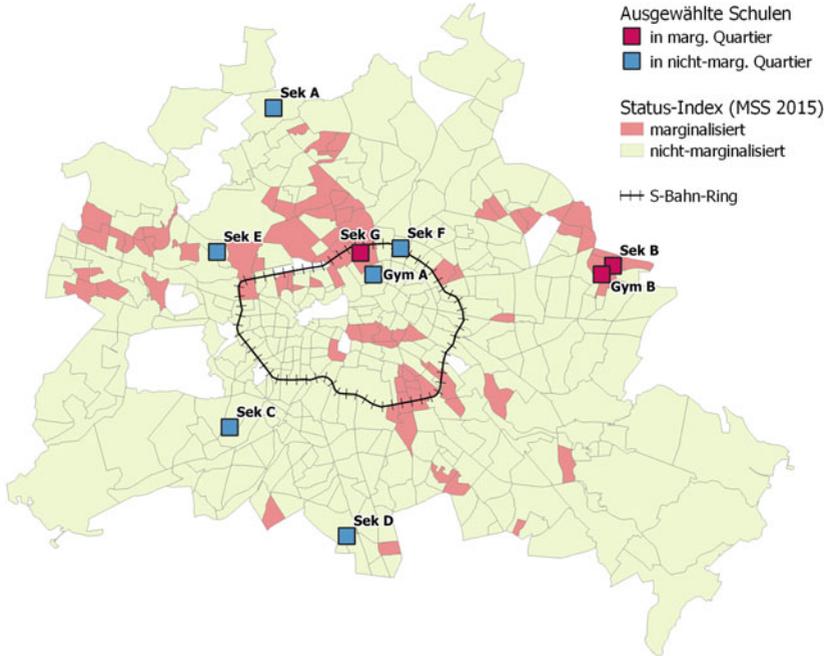
³ Ablehnungen erfolgten mit dem Verweis auf eine knappe Personalsituation, den dichten Terminplan des Schuljahres und bereits laufende Forschungsteilnahmen. Auffällig war, dass insbesondere die Schulen in Steglitz-Zehlendorf und hier vor allem die Gymnasien über viele Forschungsanfragen klagten. Dies lässt sich vermutlich auf die in Dahlem gelegene Freie Universität, die einen Lehramtsstudiengang anbietet und einen Schwerpunkt in empirischer Bildungsforschung hat, zurückführen.

⁴ Befragungen von Schüler*innen sind im Bundesland Berlin laut §65 SchulG Berlin genehmigungspflichtig. Ein entsprechender Antrag wurde bei der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft am 20. Januar 2017 gestellt.

⁵ Um die Anonymität der Schulen zu wahren, werden sie hier wie im Folgenden mit Pseudonymen bzw. Kürzeln bezeichnet. Die Lokalisierung der Schulen auf der Karte entsprechen nur ungefähr ihren tatsächlichen Lagen.

Tabelle 4.1 Befragte Schulen

	zentral	peripher
marginalisiert	Sek G	Sek B, Gym B
nicht-marginalisiert	Sek F, Gym A, Sek E	Sek A, Sek C, Sek D

**Abbildung 4.2** Karte der befragten Schulen

4.2.2 Herausforderungen bei der Stichprobenziehung

In den Schulen wurden je nach Auswahl der Schulleitung ein bis vier Klassen befragt – angefragt wurden jeweils zwei. Dadurch unterscheidet sich die Größe der einzelnen Schulstichproben zum Teil erheblich. Um Jugendliche im zentralen Jugendalter von 15 und 16 Jahren zu befragen, wurden ausschließlich Klassen des 10. Jahrgangs angefragt. Ein Fokus auf diese Altersgruppe war notwendig, denn eine Befragung von älteren Jugendlichen über die Schulen hätte eine Verzerrung hinsichtlich des

sozialen Status zur Folge gehabt, da vor allem Jugendliche aus statusniedrigeren Familien die Schulen nach der 10. Klasse verlassen. Gegenüber jüngeren Jugendlichen im Alter zwischen 12 und 14 Jahren, zeichnen sich die 15- und 16-Jährigen durch ein selbstständigeres Mobilitätsverhalten aus und verbringen ihre Freizeit häufiger ohne Erwachsene (vgl. Freudenu et al. 2004). Die Stadt und ihr öffentlicher Raum erscheint in diesem zentralen Jugendalter daher als besonders sozialisationsrelevant. Da eine vergleichende Betrachtung der Ergebnisse nach unterschiedlichen Altersgruppen nicht vorgesehen war, konnten durch die eher starke Begrenzung der befragten Altersgruppe eventuell Effekte durch dieses Merkmal minimiert werden.

Da ab dem vollendeten 14. Lebensjahr Jugendliche selbst über ihre Teilnahme an einer Forschung entscheiden dürfen, war eine generelle Elterngenehmigung nicht nötig. Der für die Befragung verwendete Fragebogen enthielt allerdings auch eine Reihe die Eltern der Schüler*innen betreffende Fragen (z. B. zur Erfassung des sozioökonomischen Status der Familien). Um die informationelle Selbstbestimmung der Eltern zu wahren, machte die Senatsverwaltung für Bildung eine Zustimmung der Eltern zu diesem Teil des Fragebogens zur Auflage. Daher wurde ein Elternbrief mit Informationen zur Forschung und der Bitte um Zustimmung zum beigefügten Fragebogenteil formuliert und die Schulen gebeten diesen vor dem vereinbarten Befragungstermin an die Schüler*innen auszuteilen. Der Fragebogen, der an die Schüler*innen ausgeteilt wurde, war dann zweigeteilt. Der erste Teil (Teil S) durfte von allen Schüler*innen ausgefüllt werden, sofern sie selbst keine Einwände hatten. Der zweite Teil (Teil E) nur von denjenigen, die eine unterschriebene Zustimmung der Eltern hatten.

Welche Schwächen und potenzielle Verzerrungen ergeben sich aus diesem Gesamtprozess der Stichprobenziehung? Da das Design dieser Forschungsarbeit auf die Prüfung und zugleich Exploration des Einflusses bestimmter individueller und Quartiersmerkmale ausgerichtet ist, wurde eine Quotenstichprobe auf Basis von Schulmerkmalen gezogen (vgl. Meier und Hansen 2014). Über die quotierte Auswahl der Schulen sollte sichergestellt werden, dass die forschungsrelevanten Merkmale, sozialer Status, Wohnlage und Quartierstatus, möglichst gleichmäßig in der Stichprobe abgebildet werden. Da über die Quotierung keine repräsentative Stichprobe angestrebt und erreicht wurde, kann daher nur eingeschränkt von den Ergebnissen dieser Forschung auf alle Berliner Jugendliche geschlossen werden.

Ziel war es für jede Kombination der drei Merkmalsebenen (sozialer Status, Lage, Quartierstatus) mindestens eine Schule gewinnen zu können, um den Einfluss dieser Merkmale untersuchen zu können. Die Auswahl der Schulen für jede Kategorie bzw. Merkmalskombination war abhängig von der Bereitschaft der Schulleitung teilzunehmen. Aufgrund der vielen Absagen wurden die wenigen Schulen in jeder Kategorie, die bereit waren an der Forschung teilzunehmen, für die Stich-

probenziehung ausgewählt. Inwiefern die ausgewählten Schulen im Hinblick auf die Auswahlmerkmale als durchschnittlich für Berliner Schulen gelten können, ist schwer abzuschätzen. Die Bereitschaft an der Forschung teilzunehmen verweist auf eher engagierte Schulleiter*innen. Dass sich diese an Gymnasien und allgemein an besser ausgestatteten Schulen mit statushöherer Schülerschaft nicht häufiger finden, zeigt die Auswahl der an dieser Forschung beteiligten Schulen. Insgesamt gab es mehr Bereitschaft zur Teilnahme von Integrierten Sekundarschulen und unter diesen befinden sich teilweise auch Schulen mit überwiegend marginalisierten Schüler*innen. Im Gegenteil dazu zeigt eine Untersuchung zur freiwilligen zweiten Erhebungswelle der PISA Studie 2012 eine höhere Teilnahmebereitschaft bei den Gymnasien (vgl. Heine et al. 2017). Keine statistisch signifikanten Zusammenhänge ergeben sich zwischen den Variablen zum sozioökonomischem Status (u.a. Bildungsabschlüsse und Berufsstatus der Eltern, Bildungsressourcen im Haushalt) und der Teilnahmebereitschaft der Schulen.⁶ Eine einseitige Verteilung von Merkmalen der Schüler*innen (z. B. des sozioökonomischen Status) sollte sich durch die Auswahl auf der Ebene der Schulen also nicht ergeben.

Durch den Vorortbesuch beim Befragungstermin, sowie Gesprächen mit den Schulleiter*innen und Lehrer*innen konnte ein Eindruck von jeder der ausgewählten Schulen gewonnen werden. Die Wahrnehmung von Schulumfeld, Schumatmosphäre, Lehrer- und Schülerschaft wurde während und unmittelbar nach den Befragungsterminen in kurzen Notizen festgehalten und später abgeglichen mit den Selbstdarstellungen der Schulen auf ihren Homepages. Zwei der Integrierten Sekundarschulen konnten als eher außergewöhnliche Fälle identifiziert werden. Häufig sind Schulen in marginalisierten Quartieren gekennzeichnet durch schlechte Ausstattung und eine hohe Konzentration statusniedriger Schüler*innen sowie überdurchschnittlich vieler Schüler*innen mit Migrationshintergrund. Eine der ausgewählten Schulen stellt aber selbst für eine Integrierte Sekundarschule in einem benachteiligten Quartier einen Extremfall dar und galt zum Zeitpunkt der Erhebung in den Medien als eine der „Problemschulen“ Berlins. Die andere Schule hat ein markantes pädagogisches und didaktisches Profil: Der Unterricht ist stark geprägt durch selbstständiges und projektorientiertes Lernen und soziales Engagement wird nachdrücklich gefördert. Bei der Befragung vor Ort entstand der Eindruck, dass die Schüler*innen dieser Schule überwiegend aus Familien liberaler Mittelschichtsmi-

⁶ Am deutlichsten wird die Teilnahmebereitschaft der Schulen an der zweiten Erhebungswelle durch die Leistung der Schüler*innen vorausgesagt. Der Leistungsdurchschnitt in den PISA-Kompetenzbereichen war höher bei den teilnehmenden Schulen als bei den nichtteilnehmenden (vgl. Heine et al. 2017). Ob es selektive Ausfälle auf Schulebene nach durchschnittlicher Schulleistung auch in der vorliegenden Stichprobe gibt, kann nicht beantwortet werden, da keinerlei Variablen zur Schulleistung der Schüler*innen erhoben wurden.

lieus stammen. Besondere Ausprägungen in den Ergebnissen durch das Antwortverhalten der Schüler*innen dieser beiden Ausnahmeschulen werden im Zuge der Auswertungen reflektiert.

Die Auswahl der Klassen erfolgte durch die Schulleitungen, wahrscheinlich in Abhängigkeit von der Bereitschaft der Lehrkräfte in den Klassen. Schüler*innen sind möglicherweise ungleich nach Geschlecht auf unterschiedliche Klassen verteilt. Die willkürliche Auswahl der Klassen kann daher auch zu einer ungleichen Verteilung dieses Merkmals in der Stichprobe führen. Es ist aber nicht davon auszugehen, dass in einzelnen Klassen jeweils ausschließlich Mädchen oder Jungen sitzen. Durch die willkürliche Auswahl der Klassen sollten also beide Geschlechter für jede Schule in der Stichprobe vertreten sein, wenn auch eventuell in ungleichem Verhältnis. Die ungleiche Verteilung der forschungsrelevanten Merkmale – Geschlecht, sozialer Status, Lage und Status des Wohnquartiers – in der Stichprobe soll weiter unten analysiert und diskutiert werden.

4.2.3 Nadelmethode und Fragebogen

Der zur Befragung der Schüler*innen genutzte Fragebogen besteht aus mehreren Teilen und enthält überwiegend, aber nicht ausschließlich geschlossene Fragen (s. elektronisches Zusatzmaterial). Ein einleitendes Deckblatt mit knappem Text beschreibt Anlass und Thema der Befragung, gibt allgemeine Hinweise zum Ausfüllen des Fragebogens und weist auf die Freiwilligkeit der Teilnahme hin. Dann folgen zwei Seiten mit Tabellen, in denen jeweils Informationen zu den vier häufigsten Freizeitbeschäftigungen und den vier besten Freund*innen abgefragt werden. Zusätzlich wird dazu aufgefordert die Orte der Freizeitaktivitäten, die Wohnorte der vier besten Freund*innen und den eigenen Wohnort auf den dem Fragebogen beigelegten Karten zu markieren und mit entsprechenden Kürzeln zu versehen, um sie den Angaben in den Tabellen zuordnen zu können. Die beigelegten Karten wurden jeweils an die befragte Schule angepasst. Auf dem einen Kartenausschnitt wurde das nähere Umfeld der befragten Schule abgebildet, der zweite war größeren Maßstabs und umfasst das Umfeld der Schule und die Innenstadt. Zusätzlich besteht unterhalb der zweiten Karte die Möglichkeit Orte, die außerhalb der Kartenausschnitte liegen oder nicht lokalisierbar sind, in einer Tabelle mit möglichst genauen Ortsangaben einzutragen.

Im Gegensatz zum Einsatz der Nadelmethoden in bisherigen Studien werden die Orte nicht kollektiv auf einer gemeinsamen, sondern individuell mit den den Fragebögen beigelegten Karten abgefragt (vgl. Deinet 2010; Krisch 2009). Es werden daher nicht die namensgebenden Nadeln in eine Karte gesteckt, sondern die Orte

stattdessen mit einem Stift auf den individuellen Karten markiert. Dadurch verliert die Methode einen Großteil ihres aktivierenden Potentials, zugleich entfällt aber auch der Einfluss von Gruppendynamiken. Des Weiteren werden auch bestehende Kritikpunkte an der Methode in dieser Umsetzung aufgenommen (vgl. Rohrauer 2014; Rösch und Rohrauer 2016). So wird durch die beiden Kartenausschnitte mit unterschiedlichem Maßstab und der zusätzlichen Möglichkeit schriftliche Ortsangaben in einer Tabelle zu machen, die Beschränkung der Nadelmethode auf vorher festgelegte Raumausschnitte, aufgehoben. Die Tabellen mit Fragen erweitern die Informationstiefe zu den markierten Orten und die individuelle Abfrage im Rahmen eines Fragebogens ermöglicht eine vergleichende Auswertung nach individuellen Merkmalen.

Den Tabellen folgen Abschnitte mit Fragen zu Wohnsituation, Freizeitaktivitäten, Freundeskreis und Mobilität. Alter, Geschlecht und eine Selbsteinschätzung zur sozialen Schicht der eigenen Familien, konnten in diesem Teil erfragt werden. Weitere Fragen zur Wohnsituation (z. B. zum Wohneigentum), Bildungs- und Berufsstatus der Eltern und Migrationshintergrund wurden im abschließenden Fragebogenteil zusammengefasst. Dieser Teil durfte dann nur, wie oben bereits erwähnt, von den Schüler*innen mit entsprechender Genehmigung der Eltern ausgefüllt werden, um die informationelle Selbstbestimmung dieser nicht zu verletzen.

Damit die Befragung jeweils im Rahmen von einer Schulstunde von 45 Minuten durchgeführt werden konnte, war angestrebt den Umfang des Fragebogens entsprechend zu begrenzen. Nach Testdurchläufen mit einzelnen Personen wurde geschätzt, dass durchschnittlich 30 Minuten zum Ausfüllen des gesamten Fragebogens inklusive der Kartenmarkierung benötigt wird. Eine befreudete Lehrerin erklärte sich bereit einen Pretest mit dem Fragebogen in einer Klasse an ihrem Gymnasium einer Mittelstadt in NRW durchzuführen. Der Pretest bestätigte die Einschätzung, die meisten Schüler*innen benötigten 30 bis 35 Minuten zum Ausfüllen. Zusätzlich lieferte der Pretest noch weitere Hinweise zur Optimierung des Fragebogens und des Ablaufs der Befragung in den Klassen, die berücksichtigt wurden.

Um die Qualität der Daten zu sichern, war der Forscher bei der Befragung jeder Klasse in den neun Schulen persönlich anwesend. So konnten Verständnisfragen zu einzelnen Items geklärt und Bedenken bezüglich der Anonymität der Befragung ausgeräumt werden. Aus den Pretests war bekannt, dass das genaue Kartieren der Orte den Jugendlichen vereinzelt Schwierigkeiten bereitete. Um die Datenqualität an dieser Stelle zu erhöhen, wurde den Schüler*innen erlaubt, sich bei diesem Item von ihren Sitznachbar*innen unterstützen zu lassen.

Die ausgefüllten Fragebögen wurden manuell digitalisiert und die Items für die statistischen Analysen als Zahlen codiert (vgl. Lück und Landrock 2014: Kap 28). Die markierten Orte auf den Karten wurden mithilfe von QGIS in eine GIS-Layerdatei übertragen. Ortsangaben (überwiegend mit Adressangaben) aus den

Tabellen unterhalb der Karten wurden per Adress- und Ortssuche zugeordnet. Ortsmarkierungen, die nicht mindestens blockgenau waren, wenn z. B. ganze Stadtgebiete mit einem Kreis oder Kreuz markiert wurden, wurden als ungenau gekennzeichnet und bei den folgenden räumlichen Auswertungen ausgeschlossen (s. weiter unten). Um die Anonymität der befragten Schüler*innen zu wahren, wurden adressgenau markierte Wohnorte zum Zentrum des Wohnblocks hin verschoben.

Insgesamt lagen 367 ausgefüllte Fragebögen und 349 bearbeitete Karten vor, die zum Teil jedoch nur unvollständig ausgefüllt wurden (eine detaillierte Diskussion der Ausfälle erfolgt weiter unten). Bei vielen Befragten lag das schriftliche Einverständnis der Eltern zu den Fragen, die ihre informationelle Selbstbestimmung verletzen, nicht vor. Infolgedessen wurde der Teil E des Fragebogens nur von 160 Schüler*innen ausgefüllt. Nur vereinzelt wurde von Schüler*innen oder Lehrer*innen berichtet, dass einzelne Eltern ausdrücklich eine Zustimmung abgelehnt hatten. Daher ist die geringe Rücklaufquote bei der Elterngenehmigung eher auf die Unzuverlässigkeit von Schüler*innen, Eltern und Lehrer*innen zurückzuführen. Die Quote variierte zwischen den einzelnen Klassen, was wahrscheinlich auf das unterschiedlich starke Engagement der unterschiedlichen Lehrer*innen beim Erinnern und Einsammeln der Elternbriefe zurückzuführen ist.

Erfahrungen aus der Umfrageforschung zeigen, dass Personen mit geringerer Bildung und Migrationshintergrund meist in Befragungen aufgrund geringerer Teilnahmebereitschaft unterrepräsentiert sind (vgl. Engel und Schmidt 2014: 335 ff.). Selektive Ausfälle mit Blick auf das ökonomische und kulturelle Kapital zeigen sich auch bei der Befragung von Schüler*innen (vgl. Abraham et al. 2015; Heine et al. 2017). Hier hängt die geringere Teilnahme von Schüler*innen mit niedrigerem sozioökonomischem Status möglicherweise vor allem mit nicht erteilten Elterngenehmigungen zusammen. Ein Hinweis hierauf liefern die Rücklaufquoten von Elternbefragungen, die ergänzend zu den Befragungen von Schüler*innen durchgeführt wurden. Wie bei den Schüler*innenbefragungen sind Befragte mit geringerem sozialen Status unterrepräsentiert (vgl. Abraham et al. 2015). Die Verteilung der fehlenden Elterngenehmigungen in der Stichprobe dieser Arbeit zeigen keine Auffälligkeiten nach Schultyp, der einen Hinweis auf den sozioökonomischen Status gibt. Sowohl eines der beiden Gymnasien als auch zwei der Integrierten Sekundarschulen weisen überdurchschnittliche hohe Ausfallraten für den Fragebogenteil E auf. Ob innerhalb der einzelnen Schulen bzw. der beiden Schultypen jeweils eher die stathöheren Schüler*innen den Fragebogenteil E beantworteten, lässt sich auf Grundlage der vorliegenden Daten nicht prüfen. Insgesamt zeigt die Verteilung des sozioökonomischen Status, dass auch ein größerer Anteil von Befragten mit niedrigerem Status in der Gesamtstichprobe vertreten ist (s. elektronischen Zusatzmaterial, Abb. 1).

4.2.4 Operationalisierung Variablen

Einige der in den statistischen Analysen verwendeten Variablen ergaben sich direkt aus den Antworten im Fragebogen und mussten nur als Zahlen codiert werden (eine Übersicht aller Variablen findet sich in Tab. 4.2). Die Variable Geschlecht hat die beiden Ausprägungen „weiblich“ und „männlich“. Für die vier häufigsten Freizeitaktivitäten konnten die Befragten jeweils eine Angabe aus sieben Ortskategorien auswählen („zu Hause“, „bei Freunden/Verwandten zu Hause“, „draußen“, „in frei zugänglichen Gebäuden“, „Jugendzentrum“, „auf dem Gelände eines Vereins“, „sonstiges“). Die Verfügbarkeit von Verkehrsmitteln (Skateboard/Kickroller, Fahrrad, Mofa/Motorrad, Auto der Eltern, Monatskarte ÖPNV) konnte im Fragebogen mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden. Für die Nutzung der Fortbewegungsmittel (zu Fuß, Skateboard/Kickroller, Fahrrad, Mofa/Motorrad, Auto der Eltern, ÖPNV) stand eine ordinale Antwortskala mit den Antwortmöglichkeiten „nie“, „seltener als einmal die Woche“, „mehrmals die Woche“ und „täglich“ zur Verfügung. Für die Wohndauer wurden die angegebenen Jahre als Werte übernommen. Weitere Variablen mussten durch Berechnungen, Kategorisierungen und Kombinationen von Variablen operationalisiert werden. Diese Operationalisierungen sollen im Folgenden erläutert werden.

Sozioökonomischer Status und Schulstatus

Zur Bestimmung des sozioökonomischen Status⁷ der befragten Schüler*innen bzw. ihrer Familien wurde ein Index aus verschiedenen Variablen zu Bildungsabschluss, Beruf und Erwerbsstatus der Eltern sowie der Wohnsituation gebildet (vgl. Latcheva und Davidov 2014). Eine hohe Indexsumme spiegelt einen hohen, eine niedrige Summe einen niedrigeren Status.⁸ Für über die Hälfte der Schüler*innen konnte

⁷ Als sozialer Status wird die Position einer Person in einer Gesellschaftsordnung bezeichnet. Gruppen von Positionen werden auch zu hierarchischen Schichten zusammengefasst. In unserer Gesellschaft basiert diese vertikale Differenzierung hauptsächlich auf sozioökonomischen Merkmalen, wie Einkommen und Bildung (vgl. Ditton und Maaz 2011). Des Weiteren sind aber auch Prestige von Beruf und Bildung bzw. das symbolische und auch soziale Kapital relevant. Um den Fragebogen knapp zu halten, wurde aber im Rahmen der Schüler*innen-Befragung auf eine umfangreiche Erfragung einer Reihe von Variablen zur Bestimmung des sozialen Status verzichtet. Stattdessen wurde sich darauf konzentriert, durch wenige Fragen den sozioökonomischen Status der Familien bestimmen zu können. Aufgrund des engen Zusammenhangs von sozioökonomischer Lage und sozialem Status werden im weiteren Verlauf beide Begriffe synonym verwendet.

⁸ Die Berufe wurden nach der Klassifikation der Berufe 2010 (KldB 2010) codiert und entsprechend den dort für die Berufe angegebene Anforderungsniveaus Werte zugewiesen (vgl.

Tabelle 4.2 Übersicht Variablen

Variable	Operationalisierung	Ausprägungen
Soziodemografie		
Geschlecht	Fragebogenitem	dichotom
Sozioökonomischer Status	Index aus verschiedenen Variablen	Skala, 1–9
Schulstatus	Kategorisierung Schulen	dichotom
Wohnort		
Peripherität Wohnort	Luftlinie Wohnort zur Stadtmitte	Entfernung in Metern
Wohnlage	Dichotomisierung Peripherität Wohnort	dichotom
Marginalisierung Wohnquartier	Anteil SGB-II-Bezieher*innen im LOR	Anteil in Prozent
Quartierstatus	Status-Index MSS	dichotom
Entfernung Schule	Luftlinie Wohnort zur Schule	Entfernung in Metern
Entfernung Freundeskreis	Ø Entfernung Wohnort zu Freund*innen	Entfernung in Metern
Wohndauer	Fragebogenitem	Dauer in Jahren
Freizeitstil		
Freizeitaktivitäten	Kategorisierung Aktivitäten	6 Aktivitätskategorien
Un/Strukturierte Aktivitäten	Kategorisierung Aktivitäten	dichotom
Strukturiertheit Freizeit	Anteil strukturierter Aktivitäten	Anteil in Prozent
Freizeitorte	Fragebogenitem	7 Ortskategorien
Mobilität		
Spezifische Freizeitorte	Verschneidung GIS-Layer	3 Ortskategorien
Verkehrsmittelbesitz	Fragebogenitem	dichotom
Verkehrsmittelnutzung	Fragebogenitem	ordinale Skala
Aktivitätsraum		
Aktivitätsraumgröße	Ø Entfernung Wohnort zu Freizeitaktivitäten	Entfernung in Metern
Marginalisierung Freizeitkontext	Anteil Aktivitäten in marg. LOR	Anteil in Prozent

der sozioökonomische Status jedoch nicht berechnet werden, aufgrund der vielen Ausfälle beim Fragebogenteil E, der die meisten für die Berechnung des sozioökonomischen Status notwendigen Items enthält. Der sozioökonomische Status ist jedoch eine der zentralen Variablen in der Theorie und den erarbeiteten Hypothesen zur Erklärung des räumlichen Freizeitverhaltens von Jugendlichen. Daher wurde über alternative Möglichkeiten nachgedacht, für einen größeren Anteil der Befragten den sozioökonomischen Status bestimmen oder zumindest abschätzen zu können.⁹

Aufgrund des engen Zusammenhangs zwischen sozioökonomischem Status der Familien und den besuchten Schulen ihrer Kinder (vgl. Becker 2016; Helbig und Nikolai 2017; Ditton und Maaz 2011), bot eine Einteilung der befragten Schulen nach hohem und niedrigem Status eine praktikable Option, um den sozioökonomischen Status der Schüler*innen annäherungsweise zu bestimmen. Schüler*innen von statushohen Schulen haben mit größerer Wahrscheinlichkeit selbst einen höheren Status, Schüler*innen von statusniedrigen Schulen haben eher einen niedrigeren sozioökonomischen Status. Der Vorteil dieses Vorgehens: Da die Jugendlichen über ihre Schulen befragt wurden, lässt sich für alle Befragten jeweils die Schule und damit der Schulstatus angeben. Als nachteilig erweist sich, dass dieses Vorgehen nur eine grobe Annäherung an den tatsächlichen Status der einzelnen Schüler*innen darstellt und mit zwei Ungenauigkeiten einhergeht.

Anhaltspunkt zur Definition des Schulstatus bot das Vorhandensein einer eigenen Oberstufe an den betreffenden Schulen, da dies maßgeblich die Attraktivität einer Schule bestimmt und für die meisten Eltern aus mittleren und höheren sozialen Schichten die Voraussetzung für die Anmeldung ihrer Kinder an diesen Schulen sein

O A 2011b, 2011a). Den unterschiedlichen Bildungsabschlüssen und Berufsstatus wurden ebenfalls Werte zugewiesen. Bei der Wohnsituation wurden die Anzahl an Zimmern pro Person bewertet und ob zur Miete oder im Eigentum, in einer Wohnung oder einem Haus gewohnt wird. Die Summe der Einzelwerte wurde geteilt durch ihre Anzahl, um auch bei Ausfällen einzelner Variablen einen gültigen und validen Wert innerhalb der Indexskala von 1 bis 9 zu erhalten. Um Verzerrungen durch einzelne Werte zu vermeiden, wurde der Index jedoch nur für Befragte berechnet, für die mindestens vier der sechs Einzelwerte vorlagen.

⁹ Um den bereits im Vorfeld befürchteten Ausfällen bei den sozioökonomischen Variablen durch fehlende Elterngenehmigungen zu begegnen, wurde ein Item zur Selbsteinschätzung der Schichtzugehörigkeit (untere/obere Unterschicht, untere/obere Mittelschicht, Oberschicht) in den Fragebogen aufgenommen. Diese Frage verletzte nicht die informationelle Selbstbestimmung der Eltern und konnte den Schüler*innen somit auch ohne die Zustimmung der Eltern vorgelegt werden. Sie erwies sich jedoch als nicht valide und daher unbrauchbar. Die Selbsteinschätzungen der Befragten erschienen sowohl im Vergleich zu ihren jeweiligen Angaben bei den sozioökonomischen Variablen als auch in der Gesamtverteilung der Schichtkategorien als unrealistisch. Insbesondere Schüler*innen von Eltern mit geringem Berufs- und Bildungsstatus sahen sich selbst der (oberen) Mittelschicht zugehörig. Die mit Abstand meisten Befragten ordneten sich selbst der oberen Mittelschicht zu.

dürfte (vgl. Drope und Jurczok 2013: 500 f.; Helbig und Nikolai 2017). Diese Einteilung der neun ausgewählten Schulen wurde validiert anhand der persönlichen Eindrücke von den Befragungen vor Ort, die unmittelbar nach den Befragungsterminen notiert wurden. Für die Schulen, bei denen sich Unsicherheiten bei der Zuordnung eines niedrigen oder hohen Status ergaben, wurde zusätzlich ein Blick in verfügbare Schulstatistiken geworfen. Die Zuordnung der beiden Integrierten Sekundarschulen mit Oberstufe zu den statushohen Schulen wurde unterstrichen mit dem im Vergleich zu anderen Integrierten Sekundarschulen (ISS) hohen Durchschnitt der Abiturnoten.¹⁰ Eine Schule, die zuvor einmal eine Oberstufe besessen hatte, jedoch nicht mehr im Schuljahr 2016/17, zeichnete sich durch einen überdurchschnittlichen Anteil an Schüler*innen mit Lernmittelbefreiung aus. Die Zuordnung zu den statusniedrigen Schulen wurde damit bestätigt. Insgesamt wurde die Statureinteilung der Schulen nach dem Vorhandensein einer eigenen Oberstufe durch die Eindrücke von den Erhebungsterminen und den Schulstatistiken gestützt. Für das Gymnasium „Gym B“ liegen Mittelwert und Median des Index zum sozioökonomischen Status zwischen den beiden Gruppen von Schulen ohne bzw. mit Oberstufe. Aufgrund der vorhandenen Oberstufe und den Eindrücken bei der Befragung vor Ort wurde diese Schule der Gruppe der statushohen Schulen zugeteilt.

Für die 154 Schüler*innen, für welche sich der sozioökonomische Status berechnen ließ, lässt sich die Stärke des Zusammenhangs zwischen Schulstatus und dem individuellen sozioökonomischen Status mit einem Korrelationskoeffizient von 0,43 ($p < 0,001$) angeben. Der Zusammenhang ist damit stärker als der zwischen Schultyp (Gymnasium/ISS) und individuellem Status (0,32, $p < 0,001$). Zugleich ist er aber nur als mittelstark zu bezeichnen (vgl. Cohen 1988: 79 f.) und zeigt, dass die Unterteilung der Schulen in die zwei Statusgruppen die Schüler*innen nicht ebenfalls nach sozioökonomischem Status in zwei trennscharfe Gruppen unterteilt. Ein Boxplot verdeutlicht dies (s. Abb. 4.3): Im Durchschnitt unterscheiden sich die Schüler*innen der beiden Schulstatusgruppen in ihrem individuellem Status deutlich. Es zeigt sich jedoch insgesamt eine weite Streuung der Indexwerte für den sozioökonomischen Status innerhalb der Schülerschaft jeder Schule. Dies spiegelt den Umstand wider, dass auch statushohe Schüler*innen statusniedrigen Schulen und umgekehrt statusniedrige Schüler*innen statushohe Schulen besuchen. Dies muss bei der Betrachtung der Analysen unter Einbezug des Schulstatus reflektiert werden. Auswertungen mit dem Schulstatus wurden jeweils im Vergleich auch mit dem sozioökonomischen Status und einer entsprechend kleineren Stichprobe durch-

¹⁰ Statistiken zum Abiturnotendurchschnitt sind verfügbar über die Seite <https://www.sekundarschulen-berlin.de/abitur> (abgerufen am 08.01.2024).

geführt. Da wo die Richtung oder das Maß der Zusammenhänge stark von einander abweichen, werden die Unterschiede berichtet und diskutiert.

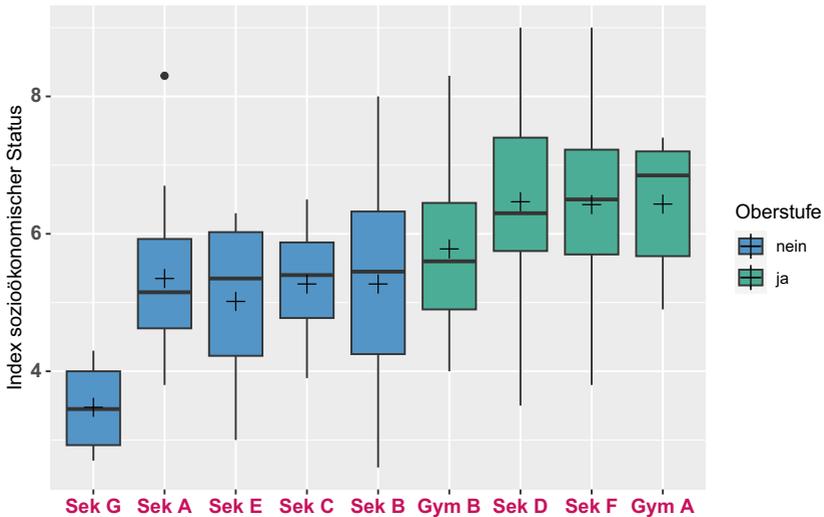


Abbildung 4.3 Verteilung sozioökonomischer Status nach Schulen

Tabelle 4.3 Befragte Schulen mit Schulstatus

Quartierstatus	Schulstatus	zentral	peripher
marginalisiert	niedrig	Sek G	Sek B
	hoch		Gym B
nicht-marginalisiert	niedrig	Sek E	Sek A, Sek C
	hoch	Sek F, Gym A	Sek D

Bei der Auswahl der Schulen für die Stichprobe war angestrebt worden, nach Lage und Quartierstatus zu quotieren. Außerdem sollten jeweils sowohl integrierte Sekundarschulen als auch Gymnasien für die verschiedenen Quartierstypen akquiriert werden, um auch Schüler*innen mit unterschiedlichem sozialen Status in der Stichprobe abzubilden. Es konnten nur zwei Gymnasien für die Befragung gewonnen werden. Werden die Schulen nun jedoch nach dem neu definierten Schulstatus und nicht nach Schultyp unterteilt, kommt die Auswahl der Schulen der angestrebten Quotierung etwas näher (s. Tab. 4.3). Diese Einteilung nach Schulstatus wurde daher in den statistischen Analysen als Variable verwendet.

Migrationshintergrund

Über zwei Fragen im Fragebogenteil E wurde bestimmt, ob die befragten Schüler*innen einen Migrationshintergrund haben und welcher Nationalität der Migrationshintergrund ist. Wie beim sozioökonomischem Status führte die große Anzahl an nicht ausgefüllten Fragebogenteilen zu vielen Ausfällen bei diesen beiden Variablen. Für mehr als die Hälfte der Jugendlichen konnte daher nicht bestimmt werden, ob ein Migrationshintergrund vorhanden ist oder nicht. Von den 153 Schüler*innen, welche die entsprechende Frage beantworteten, haben 31 % einen Migrationshintergrund. Das liegt deutlich unter den 47 %, welche die Amtsstatistik als Anteil für die Altersgruppe von 15–18 Jahren angibt (vgl. Amt für Statistik Berlin-Brandenburg 2017).

Die Personen mit türkischem und arabischem Migrationshintergrund gehören zu den größten Migrant*innengruppen in Berlin (vgl. Amt für Statistik Berlin-Brandenburg 2017). Ihnen wird zudem eine besonders große kulturelle Differenz zur deutschen Mehrheitsgesellschaft unterstellt und zugleich sind sie im besonderen Maße Diskriminierung ausgesetzt (vgl. Mansel und Spaiser 2010; Merten 2013). Daher ist vor allem bei Jugendlichen dieser Gruppen ein Einfluss des Migrationshintergrundes auf Freizeitverhalten und Aktivitätsräume zu erwarten. Ein Blick auf die Verteilung der Nationalitäten zeigt, dass ein türkischer und arabischer Migrationshintergrund mit nur vier bzw. zwei Fällen stark unterrepräsentiert sind.

Im Gegensatz zum sozioökonomischem Status existiert keine Alternative, den Migrationshintergrund und seine Nationalität für die Jugendlichen, welche diese Frage nicht beantwortet haben, zu bestimmen. Da zusätzlich die beiden wichtigen Gruppen der türkischen und arabischen Migrant*innen kaum unter den Jugendlichen, für welche sich der Migrationshintergrund bestimmen lässt, vertreten sind, soll der Migrationshintergrund nicht als Variable in den Analysen einbezogen werden.

Wohnlage und Peripherität Wohnort

Die Peripherität der Wohnlage wurde berechnet als die Distanz des Wohnortes zum U-Bahnhof Stadtmitte, der in etwa der geografischen Mitte des Berliner Stadtgebiets entspricht und sich zugleich in zentraler Lage der Zentrumsbereiche in Ost und West befindet. Für bestimmte statistische Analysen wurde eine dichotome Variable zur Wohnlage definiert: Als „periphere“ Wohnlage gelten Wohnorte, die weiter als 3 km außerhalb des Berliner S-Bahn-Rings liegen. Das entspricht ungefähr einer maximalen Fahrtzeit mit dem ÖPNV von 20 Minuten und mit dem Fahrrad von maximal 45 Minuten bis zu U-Bahn-Haltestelle „Stadtmitte“. Alle Wohnorte innerhalb dieser Zone wurden als „zentral“ kategorisiert. Diese als zentral definierte Zone

wurde etwas weiter als der S-Bahn-Ring gefasst, um ungefähr alle jene Gebiete mit einer höheren städtebaulichen und Bevölkerungsdichte abzubilden.

Quartierstatus und Marginalisierung Wohnquartier

Als dichotome Variable für den Quartierstatus wurden die Statusklassifizierung des Monitoring Soziale Stadtentwicklung (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2015) herangezogen. Alle Gebiete mit einem „negativen“ oder „sehr negativen“ Status wurden als „marginalisiert“, alle anderen als „nicht-marginalisiert“ festgelegt. Zusätzlich wurde der Anteil an SGB-II-Empfänger*innen in den lebensweltlich orientierten Räumen (LOR) als metrisch skalierte Variable zur Abbildung des Marginalisierungsgrades herangezogen. Der Anteil an SGB-II-Empfänger*innen geht im Monitoring Soziale Stadtentwicklung (MSS) als einer von vier Indikatoren in die Berechnung der LOR-Status ein und ist in Bezug auf verfestigte marginalisierte Strukturen im Quartier aussagekräftiger als die drei anderen Indikatoren Arbeitslosigkeit, Langzeitarbeitslosigkeit und Kinderarmut.

Entfernung Schule und Freundeskreis

Die Entfernung zwischen Wohnort und besuchter Schule wurde für jede befragte Person im GIS-Programm als Distanz der Luftlinie zwischen den beiden markierten Orten berechnet. Dies ist eine ausreichend genaue Annäherung an die Entfernung der tatsächlich zurückgelegten Strecke zwischen diesen beiden Orten mit unterschiedlichen Mobilitätsmitteln. Das Verhältnis von tatsächlich zurückgelegter Strecke und der Luftlinien mag je nach Verkehrsmittel, Ort und Person leicht variieren, der enge Zusammenhang zwischen diesen beiden Distanzen ist jedoch evident. Um die räumliche Ausdehnung des Freundeskreises zu operationalisieren, wurde die durchschnittliche Luftlinie zwischen den Wohnorten der Befragten und der Wohnorte ihrer Freund*innen berechnet.

Freizeitaktivitäten, un-/strukturierte Aktivitäten und spezifische Freizeitorte

Die offenen Fragebogenitems zu den vier häufigsten Freizeitbeschäftigungen wurden in einem mehrstufigen Prozess zu immer übergreifenderen Kategorien zusammengefasst. Das Ergebnis sind fünf Oberkategorien. Der Kategorie „Sport“ sind alle sportlichen Aktivitäten, ob individuell oder kollektiv, im Verein oder im Park, zugeordnet. Aktivitäten ohne konkreten Ort oder Anlass, wie Chillen und Freund*innentreffen, sind in der Kategorie „Unspezifisch Zeit verbringen“ zusammengefasst.

mengefasst. Die Kategorie „Medienkonsum“ umfasst jegliche Beschäftigung mit Medien, von Musikhören über Filme/Serien schauen bis hin zum Spielen von Computerspielen. Unter „Künstlerisch“ wurden alle im weitesten Sinne kreativen Beschäftigungen zusammengefasst. Dazu gehören angeleitete Angebote aus dem Bereich Kunst, Musik und Theater, aber auch eigenständige Aktivitäten in diesen Bereichen. Zu „Unternehmungslustig“ gehören alle konsum- und unterhaltungsorientierte Aktivitäten, wie Besuche von Kinos, Bars und Clubs oder Shoppes.

Als strukturierte Aktivitäten wurden Freizeitbeschäftigungen definiert, welche zu festgelegten Zeiten an bestimmten Orten stattfinden (z. B. Sporttraining, Musikunterricht, etc.). Jede Aktivität wurde anhand der konkreten offenen Angabe und den zugehörigen Angaben zum Ort als strukturiert oder unstrukturiert klassifiziert. Die Strukturiertheit der Freizeit ergibt sich aus dem Anteil der strukturierten Aktivitäten unter den vier im Fragebogen angegebenen Freizeitaktivitäten.

Von den 367 befragten Schüler*innen haben 361 mindestens eine Freizeitaktivität in der Tabelle des Fragebogens angegeben. Insgesamt wurden 1275 gültige Angaben zu Freizeitaktivitäten gemacht. Davon wurden 1004 Aktivitäten von 280 Befragten mindestens blockgenau markiert. Nur diese präzise markierten Aktivitäten wurden für die Berechnung der Aktivitätsraumgrößen verwendet. Um zusätzlich zu den direkten Angaben zu den Orten der Aktivitäten im Fragebogen auch spezifisch jene Aktivitäten in Einkaufszentren und auf Grünflächen zu erfassen, wurden die präzise markierten Freizeitaktivitäten der Befragten mit den Karten zu Einkaufszentren und Grünflächen abgeglichen.¹¹

Aktivitätsraumgröße und Marginalisierung Freizeitkontext

Für die Variable der Aktivitätsraumgröße wurde die durchschnittliche Distanz zwischen den Wohnorten der Befragten und den Orten der Freizeitaktivitäten berechnet. Diese Form der Operationalisierung wurde anderen Varianten vorgezogen. Der maximale Radius der Aktivitäten, bestimmt über die am weitesten entfernte Aktivität, ist nicht geeignet, die durchschnittlichen in der Freizeit zurückgelegten Ent-

¹¹ Dafür wurden die im vorangegangenen Kapitel präsentierten GIS-Layer verwendet. Bei der Abfrage der Aktivitätspunkte in den entsprechenden Polygonen kann es zu Ungenauigkeiten kommen, wenn beispielsweise Punkte nicht direkt auf der Fläche eines Einkaufszentrums, sondern auf der Straße davor markiert wurden. Es ist daher nicht auszuschließen, dass vereinzelt Aktivitäten in Einkaufszentren oder Parks oder auf Grünflächen nicht erfasst wurden oder umgekehrt Aktivitäten eingeschlossen wurden, die eigentlich einen Ort in unmittelbarer Nähe der entsprechenden Flächen betrifft. Eine stichprobenartige Überprüfung führte zu der Einschätzung, dass dies nur auf einen sehr geringen Anteil zutrifft und eine entsprechende Auswertung daher nichtsdestotrotz valide und aufschlussreich ist.

fernungen abzubilden. Einzelne weiter entfernte Aktivitäten führen hier zu Verzerrungen. Um geografische Polygone bzw. Flächen zu berechnen sind mindestens drei Orte nötig, was alle Befragten aus der Stichprobe ausschließt, welche nur zwei Freizeitaktivitäten markiert haben. Die durchschnittlichen Distanzen stellen daher einen guten Kompromiss dar, sie bilden ab, wie weit sich die Jugendlichen in ihrer Freizeit im Durchschnitt von ihrem Wohnort entfernen, und sind damit eine gute Annäherung an die tatsächliche Aktivitätsraumgröße. Diese Operationalisierung bezieht sich nicht, wie die theoretische Definition von Horton und Reynolds (1971), auf alle im Alltag besuchten Orte, sondern nur auf den Wohnort und die Freizeitaktivitäten der befragten Jugendlichen. Obwohl die Schulen täglich angesteuerte Orte sind, wurden sie in die Berechnungen nicht mit einbezogen, da der Einfluss der Entfernung zwischen Wohnort und Schulort auf die Aktivitätsraumgröße als unabhängige Variable geprüft werden soll. Die Wohnorte der Freund*innen waren ebenfalls nicht Teil dieser Operationalisierung, da sie nicht zwingend genutzte Alltagsorte sind. Sind die Wohnorte von Freund*innen regelmäßige Freizeittreffpunkte, haben die befragten Jugendlichen sie auch als Aktivitätsort auf den Karten markiert.

Neben der Größe sollte auch die Marginalisierung der Aktivitätsräume der Befragten in einer Variable abgebildet werden. Dafür wurde für alle auf den Karten markierten Aktivitäten der Status des lebensweltlich orientierten Raum (LOR), in dem sie stattfinden, in QGIS abgefragt. Dann wurde der Anteil an Aktivitäten berechnet, der in einen LOR mit niedrigem oder sehr niedrigem Status stattfindet. Diese Variable misst also, wie sehr eine Person marginalisierten, urbanen Kontexten in ihrer Freizeit ausgesetzt ist.

4.2.5 Zusammensetzung der Stichprobe

Auf Grundlage der ausgewerteten bestehenden Studien zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen wird angenommen, dass dieses auf individueller Ebene insbesondere durch den sozialen Status und das Geschlecht sowie auf Ebene der Wohnorte vor allem durch die Marginalisierung und Lage des Wohnquartiers geprägt wird. Ziel war es daher, eine Stichprobe zu erreichen, in der die Ausprägungen dieser vier Merkmale annähernd gleich verteilt sind. Ein Blick auf die erreichte Stichprobe zeigt, dass drei der vier zentralen unabhängigen Variablen recht gleichmäßig verteilt sind (s. Tab. 4.4). Es gibt nahezu gleich viele männliche und weibliche Befragte in der Stichprobe. Schüler*innen von statushohen Schulen und aus zentraler Wohnlage sind nur leicht übergewichtet. Beim Quartierstatus zeigt sich jedoch eine deutliche Ungleichverteilung: Es überwiegen Jugendliche, die in nicht-marginalisierten Quartieren wohnen. Dies spiegelt zum einen die geringere Anzahl von Schulen in

benachteiligten Quartieren, die für die Forschung gewonnen werden konnte, und zum anderen die insgesamt geringe Anzahl an LOR mit niedrigem und sehr niedrigem Status (19 % im MSS 2017) wider.

Tabelle 4.4 Deskriptive Statistik zentrale Variablen

Variable	Ausprägungen	Anzahl	Anteil	Fehlende.Werte
Schulstatus	hoch	216	58,9 %	0 (0,0 %)
	niedrig	151	41,1 %	
Geschlecht	männlich	178	49,0 %	4 (1,1 %)
	weiblich	185	51,0 %	
Wohnlage	peripher	141	44,9 %	53 (14,4 %)
	zentral	173	55,1 %	
Quartierstatus	marginalisiert	48	15,5 %	58 (15,8 %)
	nicht-marginalisiert	261	84,5 %	

Verzerrungen bei den statistischen Analysen können durch starke Zusammenhänge dieser erklärenden Variablen auftreten (in Regressionsanalysen als Problem der Multikollinearität). Eine Matrix der Phi-Koeffizienten¹² (s. Abb. 4.4) zeigt mindestens schwache Zusammenhänge zwischen dem Schulstatus und den übrigen drei Variablen. Insbesondere die Korrelationen zwischen Schulstatus auf der einen sowie Wohnlage und Quartierstatus auf der anderen Seite sind deutlich. Ein Blick auf die Häufigkeitsverteilungen in Abhängigkeit vom Schulstatus zeigen (s. Tab. 4.5): In der Stichprobe sind Schüler*innen von statushohen Schulen eher weiblich und wohnen eher in zentralen Quartieren, demgegenüber sind Schüler*innen von statusniedrigen Schulen männlich und wohnen eher in peripheren Quartieren. In beiden Schulstatusgruppen wohnt jeweils nur eine Minderheit in benachteiligten Quartieren, bei Schulen mit niedrigem Status ist diese aber deutlich größer.

Im vorangegangenen Kapitel wurde gezeigt, dass es keine ungleiche Verteilung von Schulen mit Oberstufe zwischen peripheren und zentralen Gebieten gibt und auch marginalisierte Quartiere befinden sich sowohl am Stadtrand als auch in der Innenstadt. Daher erscheint die Stichprobe mit dem vorhandenen Zusammenhang

¹² Da alle vier Variablen dichotom skaliert sind, wurde der Phi-Koeffizient als Zusammenhangsmaß gewählt. Die Effektstärken können mit den von Cohen (1988) vorgeschlagenen Orientierungswerten wie folgt interpretiert werden: $\geq 0,1$ für einen schwachen, $\geq 0,3$ für einen mittleren und $\geq 0,5$ für einen starken Zusammenhang (vgl. Cohen 1988: 79 ff.; Ellis 2010: 41 f.).

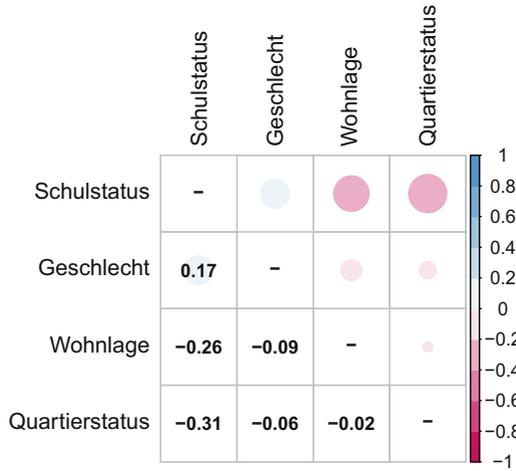


Abbildung 4.4 Statistische Zusammenhänge zentraler Variablen (Phi-Koeffizient)

Tabelle 4.5 Verteilung zentrale Variablen nach Schulstatus

	Schulstatus		Summe
	Hoch	Niedrig	
Geschlecht			
männlich	89 (41%)	89 (59%)	178
weiblich	124 (57%)	61 (40%)	185
NA	3 (1%)	1 (1%)	4
Wohnlage			
peripher	69 (32%)	72 (48%)	141
zentral	129 (60%)	44 (29%)	173
NA	18 (8%)	35 (23%)	53
Quartierstatus			
marginalisiert	14 (6%)	34 (23%)	48
nicht-marginalisiert	159 (74%)	79 (52%)	261
NA	23 (11%)	38 (25%)	58

Anmerkung: Bei den angegebenen Anteilen handelt es sich um Spaltenprozent

zwischen Schulstatus verzerrt gegenüber der Grundgesamtheit, bei der von diesem Zusammenhang nicht auszugehen ist. Die größere Anzahl an Mädchen auf den statushohen Schulen und größere Anzahl an Jungen auf den statusniedrigen entspricht in dieser Tendenz den Verteilungen in der Grundgesamtheit. Im Schuljahr 2016/17 waren 53,4 % der Schüler*innen der 10. Jahrgangsstufe an Gymnasien weiblich, obwohl ihr Anteil an der 10. Jahrgangsstufe aller Schulen nur 48,3 % betrug (vgl. Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie 2017: 12).

Diese schiefe Verteilung der Variablen Geschlecht, Wohnlage und Quartierstatus (bzw. Peripherität Wohnort und Marginalisierung Wohnquartier) in Bezug auf den Schulstatus und die Zusammenhänge untereinander müssen bei den Analysen beachtet werden. Bivariate Zusammenhänge dieser drei Variablen mit weiteren Variablen werden daher jeweils gruppiert nach Schulstatus mit relativen Häufigkeiten dargestellt. Bei den Regressionsanalysen ergibt sich das Problem der Multikollinearität (vgl. Urban und Mayerl 2018: Abschn. 4.5). Zur Prüfung und Interpretation dieses Sachverhalts werden die Varianzinflationsfaktoren der einzelnen unabhängigen Variablen geprüft, auf hohe Werte (>5) hingewiesen und diese im Kontext der Modelle diskutiert (vgl. O'Brien 2007).

Wie oben bereits beschrieben, ergeben sich bei einigen Variablen fehlende Werte durch nicht bearbeitete Karten und fehlende Eltern genehmigungen. Auch unvollständig ausgefüllte Fragebögen und Karten haben zu Ausfällen geführt. Da viele Variablen mit Bezug auf den Wohnort berechnet wurden (Peripherität Wohnort, Wohnlage, Marginalisierung Wohnquartier, Quartierstatus, Entfernung Schule, Entfernung Freundeskreis, Aktivitätsraumgröße), führen nicht oder ungenau markierte Wohnorte gleichzeitig zum Ausfall einer ganzen Reihe von Variablen bei betreffenden Jugendlichen. Bei diesen Variablen ergeben sich nach dem sozioökonomischen Status die meisten fehlenden Werte (s. Abb. 4.5). Ebenfalls von vielen Ausfällen betroffen ist die Variable Marginalisierung Freizeitkontext. Ursächlich sind nicht oder ungenau markierte Freizeitaktivitäten. Bei allen weiteren Variablen ergeben sich nur wenige bis gar keine Ausfälle. Um mögliche Verzerrungen in den Regressionsanalysen durch unterschiedliche Stichprobengrößen zu vermeiden, sollen die unabhängigen Variablen schrittweise in die Regressionsmodelle einbezogen werden. Dabei wird jeweils geprüft, ob sich Effekte durch eine verkleinerte Stichprobe ergeben.

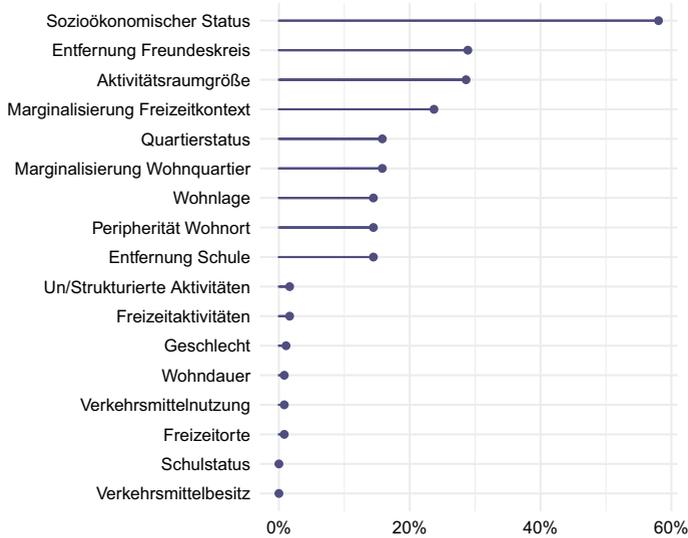


Abbildung 4.5 Anteil fehlender Werte bei einzelnen Variablen

4.2.6 Statistische und raumbezogene Analysen

Alle statistischen Analysen wurden mit der Programmiersprache R (R Core Team 2020) durchgeführt. Tabellarische und graphische Darstellungen wurden ebenfalls mit R erstellt.¹³ Die Hypothesensets 1 und 2 zum Freizeit- und Mobilitätsverhalten von Jugendlichen wurden anhand von einfachen Häufigkeitsverteilungen in Form von einfachen Balkendiagrammen und Balkendiagrammen, die bivariate Zusammenhänge abbilden, untersucht (vgl. Bortz und Schuster 2010: Abschn. 3.5; Döring und Bortz 2016: 621 ff.; Wollschläger 2017: Kap 15.2.2). Die Balkendiagramme wurden mit dem R-Paket „ggplot2“ (Wickham 2016) erstellt. Um die Häufigkeit einer Variable in Abhängigkeit einer weiteren Variable darzustellen, wurden gruppierte Balkendiagramme verwendet. Zur besseren Vergleichbarkeit der unterschiedlich stark besetzten Gruppen sind relative und nicht absolute Häufigkeit angegeben.

¹³ Die Standarddistribution von R kann abgerufen werden unter: <https://www.r-project.org> (abgerufen am 08.01.2024). Im Rahmen dieser Dissertation wurde RStudio (<https://www.rstudio.com>, abgerufen am 08.01.2024) als integrierte Entwicklungsumgebung für die Arbeit mit R verwendet. Um die Funktionalität von R zu erweitern, wurde eine Reihe von zusätzlichen Paketen genutzt. Auf die wichtigsten wird im Folgenden verwiesen.

Um Hypothesenset 2 „Stadtstruktur und Mobilität“ zu explorieren und zu prüfen, wurden auch kartografische Analysen durchgeführt. So wurden mit QGIS relevante Daten in Karten zusammengestellt und visualisiert sowie Heatmaps erstellt (vgl. Ballas et al. 2018; DeBoer 2015; Meyer und Bruderer Enzler 2013).

Die Hypothesensets 3 und 4 wurden mithilfe multipler linearer Regressionen („ordinary least squares“ / Kleinste-Quadrate-Schätzung) mit den unabhängigen Variablen Aktivitätsraumgröße und Marginalisierung Freizeitkontext untersucht. Die Ergebnisse der Regressionsanalysen werden mit dem R-Paket „stargazer“ (Hlavac 2018) tabellarisch dargestellt. Den bestehenden Forschungsbefunden und den herausgearbeiteten Hypothesen folgend, wurde der Einfluss einer Reihe von unabhängigen Variablen untersucht.

Die Forschungslage zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen weist auf einige komplexe Wechselwirkungen verschiedener Variablen hin, die in den Regressionsanalysen in Form von Mediations- und Moderationsanalysen berücksichtigt werden sollen (vgl. Baron und Kenny 1986). Für die Untersuchung von Moderationseffekten wurden Interaktionsterme der beteiligten Variablen in das Modell mit einbezogen (vgl. Dirk Müller 2009: 258; Urban und Mayerl 2018: Abschn. 6.1.1). Zeigten diese Interaktionsterme einen relevanten Effekt, wurden die Moderationseffekte mit Hilfe von Interaktionsdiagrammen, die mit dem R-Paket „interactions“ (Long 2019) erstellt wurden, interpretiert (vgl. Fairchild und MacKinnon 2009: 90; Warner 2013: 642).

Vermutete Mediationseffekte wurden nach dem von Baron und Kenny (1986) vorgeschlagenen Vorgehen untersucht. Dafür wurden neben dem eigentlichen Regressionsmodell mit unabhängiger und Mediatorvariable zwei weitere Modelle gerechnet. Das erste Modell bestimmt den Effekt der unabhängigen Variable auf die abhängige Variable unter Abwesenheit der vermuteten medierenden Variable, das zweite Modell den Einfluss der unabhängigen Variable auf die Mediatorvariable. Werden die Effekte dieser beiden Modelle mit denen des ursprünglichen Modells verglichen, lässt sich ein möglicher Mediationseffekt abschätzen. Der indirekte Effekt der unabhängigen Variable ergibt sich aus dem Produkt des Effekts der unabhängigen Variable auf die medierende Variable und des Effekts der medierenden Variable auf die abhängige Variable. Als Gesamteffekt wird die Summe aus direktem und indirektem Effekt der unabhängigen auf die abhängige Variable bezeichnet (vgl. auch MacKinnon et al. 2007; Dirk Müller 2009: 266 ff.). Zum Vergleich der Signifikanzen von direktem, indirektem und mediertem Effekt wurden Bootstrapping-Analysen (vgl. Hayes 2018; Preacher und Hayes 2008) mit dem R-Paket „mediation“ (Tingley et al. 2014) durchgeführt.

In den Beschreibungen und Interpretationen der Regressionsanalysen liegt der Fokus auf den standardisierten Regressionskoeffizienten, da sie eine Einschätzung

des relativen Effekts der unabhängigen Variablen in Gegenwart der anderen unabhängigen Variablen auf die abhängige Variable ermöglichen (vgl. Schielzeth 2010; Urban und Mayerl 2018: 65 ff.). In den Tabellen sind entsprechend die standardisierten Regressionskoeffizienten vermerkt, die unstandardisierten Koeffizienten werden in Klammern darunter angegeben. Um die Interpretation der unstandardisierten Koeffizienten trotz der durch die in den Modellen enthaltenen Interaktionsterme und der damit einhergehenden nicht-essenziellen Multikollinearität zu verbessern, wurden die Werte der unabhängigen Variablen mittelwertzentriert (vgl. Schielzeth 2010; Urban und Mayerl 2018: 245 ff.). Für die Diagramme werden – soweit nicht anders angegeben – die unstandardisierten, aber mittelwertzentrierten Werte verwendet.

Um kohärente Modelle zu entwickeln, wurden schrittweise und theoriebasiert unabhängige Variablen und Interaktionsterme in die Regression einbezogen und jene ohne Effekte wieder aus den Modellen entfernt (vgl. Bortz und Schuster 2010: 358). Die Effektstärken wurden in Anlehnung an Cohen (1988: 79 ff.) beurteilt (vgl. auch Ellis 2010: 41 f.). Bei einem standardisierten Regressionskoeffizienten von $\beta < 0,1$ wird von keinem Effekt der unabhängigen Variable auf die abhängige Variable ausgegangen. Ein $\beta \geq 0,1$ wird als „schwacher“, ein $\beta \geq 0,3$ als „mittlerer“ und ein $\beta \geq 0,5$ als „starker“ Effekt bezeichnet.

Gleichzeitig wurde zur Beurteilung der Modelle auch der korrigierte Determinationskoeffizient (R^2) herangezogen. Er ist ein Indiz dafür, wie gut die empirischen Werte durch das Modell vorhergesagt werden und wie viel Varianz der abhängigen Variable durch die unabhängigen Variablen erklärt wird (vgl. Bortz und Schuster 2010: Kap. 11.1.6). Die Werte von R^2 werden ebenfalls nach den Vorschlägen von Cohen (1988: 413 f.) beurteilt. Ein Wert von $R^2 \geq 0,02$ wird als eine „geringe“, ein $R^2 \geq 0,13$ als „mittlere“ und ein $R^2 \geq 0,26$ als „starke“ Varianzaufklärung bezeichnet.

4.3 Qualitative Erhebung

Im quantitativem Forschungsteil wurde versucht, die Frage, wie Faktoren auf Ebene der Individuen und der Quartiere das Freizeit- und Mobilitätsverhalten und damit die Aktivitätsräume prägen, zu beantworten. Anschließend sollen im qualitativen Forschungsteil im Sinne eines Vertiefungsdesigns (vgl. Ivankova et al. 2006; Kuckartz 2014: 78) die Hintergründe dieser Zusammenhänge untersucht werden. Das heißt konkret sollen Antworten zu den Fragen gefunden werden, warum Jugendliche bestimmte Freizeitaktivitäten und -orte präferieren und warum dies mit ihrem Geschlecht, sozialen Status und Wohnquartier zusammenhängt. Was motiviert

Jugendliche ihr Quartier zu nutzen oder zu verlassen? Welche Rolle spielen dabei Schule und Freund*innen? Dazu sollten auch subjektiv wahrgenommene räumliche Grenzen innerhalb der Stadt und Motivationen, bestimmte Wege zurückzulegen, erfasst werden.

Um diese Fragen gezielt zu beantworten, wird fokussiert vorgegangen. Dazu sollen Leitfadeninterviews mit Jugendlichen durchgeführt werden. Wie bereits bei der quantitativen Erhebung, sollen auch in der Stichprobe des qualitativen Forschungsabschnitts zentrale Untersuchungsmerkmale der individuellen (Geschlecht, sozialer Status) wie der Quartiersebene (Status des Wohnquartiers) abgebildet werden. Dazu sollen Leitfadeninterviews mit Jugendlichen aus verschiedenen Quartieren mit unterschiedlichem sozialen Status und Geschlecht durchgeführt werden. Der gezielte Zugang zu Interviewpartner*innen entsprechend dieser Kriterien erfolgt über Jugendzentren und persönliche Kontakte.

Der Interviewleitfaden wird in Blöcken entlang der aufgeworfenen Fragestellungen entwickelt, um in den Interviews gezielt auf die relevanten Themen einzugehen. Nach der Transkription sollen die Interviews dann mit Fokus auf diese Themen codiert werden. Um die Zusammenhänge zwischen forschungsrelevanten Merkmalen und dem Freizeitverhalten systematisch darzustellen, wird eine Fallübersicht erstellt. In einem weiteren Auswertungsschritt wurden Typen entlang des zentralen Forschungsthemas des räumlichen Freizeitverhaltens gebildet. Die Fallübersicht und die Typen geben Aufschluss darüber, wie die Merkmale auf individueller und auf Quartiersebene mit dem Freizeit- und Raumverhalten in Verbindung stehen.

4.3.1 Feldzugang

Für den qualitativen Teil dieser Forschung wurden Interviewpartner*innen über Jugendfreizeiteinrichtungen für die Forschung gewonnen. Durch die gezielte Auswahl der Jugendzentren konnte, ähnlich wie bereits zuvor im quantitativen Forschungsteil, die Stichprobenziehung räumlich fokussiert werden. Die Nutzer*innen von Jugendfreizeiteinrichtungen kommen zwar nicht zwingend aus dem näheren räumlichen Umfeld der Einrichtung, dies trifft jedoch wahrscheinlich auf die meisten zu. Zudem bieten offene Bereiche von Jugendzentren die Möglichkeit gleich mit mehreren Jugendlichen in Kontakt zu treten, um sie für ein Interview zu gewinnen.

Da die qualitative Forschungsphase darauf abzielte, die im quantitativen Forschungsteil geprüften und explorierten Zusammenhänge zu vertiefen, wurde versucht, das Schema der Stichprobenziehung der quantitativen Befragung teilweise zu reproduzieren. Daher wurde angestrebt, sowohl statusniedrigere als auch statushöhere Jugendliche zu befragen. Da Jugendfreizeiteinrichtungen häufiger von Jugend-

lichen aus Haupt-, Real- und Gesamtschulen genutzt werden (vgl. Merkens 2001; Oberwittler et al. 2001: 81 f.), die tendenziell eher aus statusniedrigeren Familien kommen, lag hier die Gefahr einer einseitigen Auswahl von Interviewpartner*innen. Zusätzlich wurde daher versucht auch über persönliche Kontakte in Berlin, vornehmlich aus akademischen Kreisen, Jugendliche für ein Interview zu gewinnen.

Zum anderen wurde versucht, Jugendliche aus benachteiligten und nicht-benachteiligten Quartieren für Interviews zu gewinnen. Ein besonders interessantes Ergebnis des quantitativen Forschungsteils ist die markante Segregation der Aktivitätsräume zwischen Jugendlichen aus dem marginalisierten Gesundbrunnen und Wedding auf der einen und den Jugendlichen aus dem nicht-marginalisierten Prenzlauer Berg und Mitte auf der anderen Seite. Daher wurden zuerst Jugendfreizeiteinrichtungen in diesen Stadtteilen und zusätzlich im ebenfalls angrenzenden, nicht-marginalisierten Pankow per E-Mail kontaktiert. Einige Einrichtungen wurden von vorneherein aussortiert, weil sie sich überwiegend an Kinder oder ausschließlich an Mädchen richten oder keinen offenen Bereich, sondern ausschließlich Kurse, Workshops usw. anbieten.

Da es fast ausschließlich Absagen oder gar keine Antworten der angeschriebenen Jugendfreizeiteinrichtungen gab, wurden in einem nächsten Schritt auch Jugendzentren in den benachbarten Stadtteilen Moabit und Reinickendorf angeschrieben. Beide Stadtteile bestehen laut Monitoring Soziale Stadtentwicklung (MSS) 2017 und 2019 sowohl aus marginalisierten als auch nicht-marginalisierten lebensweltlich orientierten Räumen (LOR). Es konnte trotz dieser Erweiterung des Stichprobengebietes keine Einrichtung in einem nicht-marginalisierten Quartier, die bereit war an der Forschung teilzunehmen, gewonnen werden. Teilnahmebereit waren ein Jugendzentrum im Gesundbrunnen und eins in Moabit.¹⁴ Zusätzlich konnte über persönliche Netzwerke der direkte Kontakte zu zwei Jugendlichen hergestellt werden, ein Mädchen aus Gesundbrunnen/Wedding und ein Junge aus Kreuzberg.

Alle Interviews fanden im Herbst 2019 statt. Mit den beiden über persönliche Kontakte gewonnenen Interviewpartner*innen wurden Interviewtermine per E-Mail bzw. Messaging-App vereinbart. Das Jugendzentrum in Moabit wurde an einem Nachmittag besucht, der Aufenthalt im Jugendzentrum im Gesundbrunnen erfolgte an zwei aufeinander folgenden Nachmittagen. Die Zeit vor Ort zwischen den einzelnen Interviews wurde genutzt, um Eindrücke zu den Einrichtungen, ihrem Publikum und sozialräumlichen Umfeld zu sammeln. Sie wurden als Feldnotizen festgehalten und jeweils nach den Feldaufenthalten zusammen mit den Eindrücken von Inter-

¹⁴ Um die Anonymität der Jugendzentren und der dort befragten Jugendlichen zu wahren, werden die Namen der Einrichtungen nicht genannt und nur allgemeine Angaben zur Lage usw. gemacht.

views zu kurzen Memos ausgearbeitet. Die Feldnotizen und Memos dienten als ergänzende Informationen bei der Auswertungen der Interviews. Die sehr engagierten Leiterinnen der beiden Einrichtungen vermittelten erfolgreich durch regelmäßige Besuche bekannte und an den Nachmittagen anwesende Jugendliche für die Interviews. Weitere Jugendliche wurden direkt angesprochen und erklärten sich bereit interviewt zu werden.

4.3.2 Leitfaden und Ablauf der Interviews

Die Interviews mit den beiden über persönliche Kontakte als Informant*innen gewonnenen Jugendlichen wurden als sogenannte *walking wnterviews* oder auch *go along interviews* durchgeführt (vgl. Evans und Jones 2011; Kühl 2016; Kusenbach 2003). Dafür wurden mit beiden jeweils Treffpunkte in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnorte vereinbart. Ausgehend von diesen Treffpunkten wurde dann eine durch die interviewten Jugendlichen bestimmte Route durch den Stadtteil beschritten. Die Interviewpartner*innen wurden darum gebeten, die von ihnen genutzten Freizeitorte anzusteuern. Im Angesicht der Orte wurden dann die ortsbezogenen Fragen des Interviewleitfadens gestellt. Nicht-ortsbezogene Fragen wurde weitestgehend auf unterwegs zwischen den Orten abgehandelt. Des Weiteren wurde auch nach Freizeitorten außerhalb des eigenen Stadtteils und nach gemiedenen Orten gefragt.

Die Jugendlichen in den Jugendzentren waren nicht daran interessiert, durch ihren Stadtteil zu führen und bestanden darauf die Interviews vor Ort im Jugendzentrum durchzuführen. In beiden Jugendzentren wurden durch die Leiter*innen separate Räume für die Interviews zur Verfügung gestellt. Einige der Jugendlichen waren nur bereit zusammen mit ihren Freund*innen ein Interview zu führen, daher wurden sie als Gruppeninterviews durchgeführt. Da es nicht um sensible Themen ging, erschien dies als unproblematisch. Innerhalb der Gruppeninterviews wurde darauf geachtet, dass die Fragen des Leitfadens von allen teilnehmenden Jugendlichen beantwortet wurden, so dass sich ein Bild, z. B. zum Freizeitverhalten, für jede einzelne Person ergab. Gruppendynamiken und gegenseitige Beeinflussung sind in Gruppeninterviews nicht auszuschließen (vgl. Horner 2000). Aufgrund der verbindenden, teils lange bestehenden Freundschaften zeigen sich selbstverständlich viele Übereinstimmungen z. B. im Freizeitverhalten und bei Bewertungen von Orten. Die Beiträge der einzelnen Personen in den Gruppeninterviews zeugen jedoch grundsätzlich von individuellen und unabhängigen Positionen, weshalb sie auch als solche ausgewertet werden sollen. Interaktionen innerhalb der Gruppe wurden nicht unterbunden, jedoch auch nicht gefördert. Die Kommunikation im Interview fand zum überwiegenden Teil zwischen Forscher und einem oder mehreren der interviewten

Jugendlichen statt. Daher handelt es sich bei diesen Interviews weniger um Fokusgruppen oder Gruppendiskussion, wie sie meist in der Sozialforschung genutzt werden, sondern eher um ein Gruppeninterview im Sinne gebündelter Einzelinterviews (vgl. Flick 2009: 195 ff.; Misoch 2015: 160 ff.). An einzelnen Punkten der Interviews, wenn es um Bewertungen, z. B. des eigenen Stadtteils, ging, entstanden jedoch instruktive Diskussionen zwischen den Interviewpartner*innen. In der Auswertung der Gruppeninterviews fanden sowohl die individuellen Beschreibungen von Freizeit- und Mobilitätsverhalten als auch gruppenspezifische Bewertungen von Stadtteilen und Orten ihren Platz.

Der Leitfaden für die Interviews ist in mehrere thematische Abschnitte gegliedert (s. elektronisches Zusatzmaterial). Begonnen wurde jedes Interview mit ein paar kurzen einleitenden Sätzen. Dabei wurde kurz noch einmal über den Zweck der Forschung informiert und das Einverständnis zum Aufnehmen des Interviews eingeholt. Des Weiteren wurde darauf hingewiesen, dass die Auswertung des Interviews anonym stattfindet und es um die persönlichen Sichtweisen und Meinungen der Jugendlichen geht. Der erste Abschnitt an Fragen beschäftigt sich mit bevorzugten Freizeitorten, ihre konkrete Nutzung und Qualität. Im Anschluss wurde auch nach gemiedenen Orten in der Stadt gefragt. Dann folgen Fragen zum Wohnstadtteil, wie er genutzt und wahrgenommen wird. Fragen dazu, wie und wo Freundschaften entstehen und wie Verabredungen getroffen werden, bilden den nächsten Abschnitt. Die folgenden Fragen beschäftigen sich mit der Nutzung von Mobilitätsmitteln und ihrer Reichweite. Zum Abschluss folgten noch ein Block soziodemografische Fragen zu Alter, Wohnort, den Eltern und der Wohnsituation.

Wie bei qualitativen Leitfadeninterviews meist üblich und oben bereits erwähnt, wurde in den Interviews nicht streng der Abfolge der Fragenabschnitte gefolgt (vgl. Hopf 2010). Wenn es sich in der Interviewsituation ergab, wurden Abschnitte und Fragen vorgezogen. Die Interviews sollen die Ergebnisse des quantitativen Forschungsteils vertiefen. Das heißt es werden die Hintergründe für die dort geprüften und explorierten Zusammenhänge zwischen individuellen und Quartiersmerkmalen auf der einen sowie Freizeitverhalten, Mobilität und Aktivitätsräumen auf der anderen Seite untersucht. Da der Interviewleitfaden unter dieser Prämisse entwickelt wurde, sind die Fragen thematisch stark eingegrenzt.¹⁵ Insgesamt konnten sieben Interviews mit zwölf Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 17 Jahren durchgeführt werden (s. Tab. 4.6). Eine detaillierte Vorstellung der einzelnen interviewten Personen erfolgt im Abschnitt 6.1.

¹⁵ Trotz der thematischen Eingrenzung und Fokussierung der Interviews können sie nicht als themenzentrierte oder fokussierte Interviews bezeichnet werden, weil sie den spezifischen

Tabelle 4.6 Übersicht Interviews

ID	Interviewte	Zeitpunkt	Ort	Dauer
01KB	1 Junge	11.10.2019	Kreuzberg	66 Min.
02WD	1 Mädchen	06.11.2019	Wedding	49 Min.
03GB	1 Mädchen	09.10.2019	Gesundbrunnen	15 Min.
04GB	1 Junge	10.10.2019	Gesundbrunnen	15 Min.
05GB	3 Mädchen	10.10.2019	Gesundbrunnen	27 Min.
06GB	2 Jungen	10.10.2019	Gesundbrunnen	17 Min.
08MB	3 Mädchen	05.11.2019	Moabit	19 Min.

4.3.3 Auswertung der Interviews

Die sieben aufgezeichneten Interviews wurden durch einen Online-Transkriptionsservice nach erweiterten wissenschaftlichen Regeln transkribiert (vgl. Dresing und Pehl 2015). Die Transkripte wurden ebenso wie die Notizen und Memos aus dem Feld mit der Software MAXQDA codiert (vgl. Kelle 2010; Kuckartz 2010). Insgesamt orientiert sich das methodische Vorgehen bei der Auswertung der Leitfadeninterviews am Ansatz des thematischen Codierens, wie es Kuckartz (2010: 84 ff.) mit Bezug auf Christel Hopf beschreibt (s. auch Schmidt 2010; Hopf und Schmidt 1993). Entsprechend wurde bei der Codierung primär mit vorbereiteten Codes gearbeitet. Diese wurden generiert aus den Zusammenhängen, die in der quantitativen Forschungsphase untersucht wurden. So wurden Obercodes zu den Themen Freizeitaktivitäten, Mobilität, Quartier, Freund*innen und genutzte/gemiedene Orte/Gebiete gebildet. Die Aspekte dieser Themen wurden in Subcodes abgebildet (vgl. Schreier 2014; Miles und Huberman 1994: 55 ff.). Weitere wiederkehrende Themen, welche beim Codieren der Interviews mit den vordefinierten Codes auftauchten, wurden ebenfalls als Codes dem Codebuch hinzugefügt. So wurden auch aus dem Interviewmaterial heraus vereinzelt noch neue Codes generiert.

Bereits während des Codierens wurden in Memos zu den einzelnen Themen Gemeinsamkeiten und Unterschiede notiert (vgl. Kuckartz 2010: Kap. 7; Miles und Huberman 1994: 72 ff.). Nach Abschluss des Codierens wurden diese Memos noch ergänzt und ausgearbeitet. In einer Fallübersicht (*case display*) wurden für jede interviewte Person die abgefragten soziodemografischen Daten und Informationen

Vorgaben dieser präzise definierten Interviewtypen, was Leitfaden und Ablauf angeht, nicht entsprechen (vgl. Misoch 2015: Kap. 4).

zum Wohnort und der besuchten Schule in einer Tabelle zusammengeführt mit Stichpunkten zu zentralen Themen bzw. Codes (vgl. Miles und Huberman 1994: Kap. 7 und 8). Durch diese systematische Darstellung konnten auf Ebene der interviewten Personen Zusammenhänge zwischen individuellen soziodemografischen Merkmalen, Wohnorten und besuchten Schulen auf der einen und codierten Themen (Freizeitaktivitäten, Mobilität, Quartier, Freund*innen und genutzte/gemiedene Orte/Gebiete) auf der anderen Seite erkannt werden. Für jede interviewte Person wurde mit QGIS außerdem eine Karte erstellt, auf der alle im Interview genannten Orte (Wohnort, Freizeitorte, Schule, Wohnorte der Freund*innen u. a.) aus ihrem Alltag lokalisiert wurden. Auf Basis der Fallübersicht und der Karten wurden abschließend entlang des zentralen Forschungsthemas räumliches Freizeitverhalten Typen gebildet (vgl. Kelle und Kluge 2010).¹⁶

4.4 Zwischenfazit

In diesem Kapitel wurde das Forschungsdesign dieser Arbeit detailliert dargestellt. Dieses ist darauf ausgelegt, die Zusammenhänge und Hypothesen zur räumlichen Freizeitgestaltung von Jugendlichen, die in den beiden vorangegangenen Kapiteln herausgearbeitet wurden, zu prüfen und ihre Hintergründe zu explorieren. Konkret geht es um den Einfluss von Variablen auf individueller Ebene, wie Geschlecht und sozialem Status, und Merkmale des Wohnquartiers, wie Lage und Marginalisierung, auf das Freizeitverhalten von Jugendlichen, auf ihre Mobilität und Nutzung des Stadtraums.

Die aufgestellten Hypothesen zu prüfen, war Ziel des quantitativen Forschungsteils. Dieser wurde in Auseinandersetzung mit den methodischen Ansätzen von Forschungen aus dem Bereich der Nachbarschaftseffekt-, Aktivitätsraum- und Jugendforschung entwickelt, da diese Forschungsrichtungen Fragestellungen verfolgen, die im Rahmen dieser Arbeit verknüpft werden. Durch den jeweiligen Fokus auf die Effekte von Wohnquartieren, die alltäglichen räumlichen Routinen oder die Stadtnutzung und das Freizeitverhalten von Jugendlichen sind die methodischen Ansätze entsprechend ausgerichtet. Die damit einhergehenden Grenzen soll das quantitative Instrument dieser Forschung überwinden, indem es das alltägliche Freizeit- und Raumverhalten von Jugendlichen präzise lokalisiert und mit großer Informationstiefe erfasst.

¹⁶ Eine gekürzte Fassung der Fallübersicht, eine detaillierte Beschreibung der einzelnen Typen und die Karten exemplarischer Fälle werden im Abschnitt 6.1 vorgestellt.

Dafür wurde die aus der Sozialraumforschung stammende Nadelmethode für die individuelle Befragung modifiziert und mit einem Fragebogen verbunden. Im Fragebogen wurden Informationen zu den Freizeitaktivitäten und Freund*innen sowie zu Mobilitätsverhalten, sozialen Kontakten und soziodemografischen Daten abgefragt. Durch die mit der Nadelmethode auf Stadtplänen erhobenen Daten lassen sich Variablen zum räumlichen Verhalten definieren und in Bezug setzen zu den aus den Fragebogenitems gewonnen Variablen. Die formulierten Hypothesen lassen sich dann in bivariaten Analysen und multiplen Regressionen prüfen.

Bei der Stichprobenziehung sollte gezielt vorgegangen werden, damit die zentralen Variablen des individuellen sozialen Status sowie Lage und Status des Wohnquartiers in ihren unterschiedlichen Ausprägungen ausreichend in der Stichprobe abgebildet sind. Um Jugendliche mit den diese Merkmalen und Wohnstandorten zu befragen, wurden Schulen in peripheren und zentralen, marginalisierten und nicht-marginalisierten Quartieren für die Forschung angefragt. Zusätzlich wurde versucht, jeweils Integrierte Sekundarschulen (ISS) und Gymnasien für die Befragung zu gewinnen, um Jugendliche mit niedrigerem und höherem sozialen Status in die Stichprobe einzuschließen.

Die anvisierte Quote von mindestens einer ISS und einem Gymnasium je Quartierskategorie (zentral/marginalisiert, zentral/nicht-marginalisiert, peripher/marginalisiert, peripher/nicht-marginalisiert) konnte aufgrund der geringen Teilnahmebereitschaft der Schulen bzw. Absagen nach bereits erfolgter schulbezogener Genehmigung durch die Senatsverwaltung für Bildung nicht erreicht werden. Nach einer Überprüfung des durchschnittlichen sozioökonomischen Status der befragten Schüler*innen der einzelnen Schulen wurden zwei der ISS zusammen mit den beiden Gymnasien zu statushohen Schulen zusammengefasst, während die verbleibenden fünf ISS als statusniedrige Schulen definiert wurden. Nach dieser Einteilung konnte nur für die Quartierskategorie zentral/marginalisiert keine statushohe Schule gefunden werden, in den anderen drei Quartierskategorien konnten jeweils in einer statushohen sowie statusniedrigen Schule Klassen befragt werden. Da es viele Ausfälle bei den Variablen gibt, die in den Index zum sozioökonomischen Status einfließen, wird der Schulstatus in den statistischen Analysen als Variable genutzt, um den individuellen sozioökonomischen Status der Befragten annäherungsweise abzubilden. Es wird angenommen, dass Schüler*innen von Schulen mit niedrigem Status auch selbst eher einen niedrigen sozialen Status haben und Schüler*innen von statushohen Schulen eher einen hohen sozialen Status.

Was die zentralen Untersuchungsmerkmale Geschlecht, Schulstatus und Wohnlage angeht, ist die erreichte Stichprobe recht ausgewogen. Jeweils ungefähr die Hälfte der befragten Schüler*innen entfallen auf eine der beiden Ausprägungen der dichotomen Variablen (weiblich/männlichen, statushohe/statusniedrige Schule,

zentrale/periphere Wohnlage). Deutlich ungleich verteilt sind jedoch die beiden Ausprägungen des Quartierstatus: Nur eine deutliche Minderheit der Befragten wohnt in einem marginalisierten Quartier, die überwiegende Mehrheit in einem nicht-marginalisierten.

Zudem sind die Variablen Geschlecht, Wohnlage und Quartierstatus mit Bezug auf den Schulstatus ungleich verteilt und daraus ergeben sich statistische Zusammenhänge zwischen dem Schulstatus und den anderen drei Variablen. So sind die Befragten der statushohen Schulen häufiger weiblich und wohnen eher zentral, die Befragten der statusniedrigen Schulen sind häufiger männlich und wohnen eher peripher. Es gibt einen deutlichen Zusammenhang zwischen Schul- und Quartierstatus: Schüler*innen aus benachteiligten Quartieren besuchen überwiegend statusniedrige Schulen, jene aus nicht-marginalisierten Quartier überwiegend statushohe. Es gibt nur sehr wenige Schüler*innen von statushohen Schulen, die zugleich in benachteiligten Quartieren wohnen. Dies spiegelt zwar den belegten Zusammenhang zwischen individuellem sozialen Status und dem Status des Wohnquartiers in der Grundgesamtheit wider: Jugendliche aus marginalisierten Haushalten wohnen auch eher in benachteiligten Quartieren. Ziel der Stichprobenziehung war es jedoch, die vier zentralen Untersuchungsmerkmale auch in Bezug aufeinander möglichst gleichmäßig abzubilden. Dies konnte nur bedingt erreicht werden. Um Verzerrungen und falsche Interpretationen zu vermeiden, sollen daher diese ungleichen Verteilungen und statistischen Zusammenhänge der zentralen unabhängigen Variablen untereinander bei den Auswertungen reflektiert werden.

Um die in den Hypothesen formulierten Zusammenhänge nicht nur zu prüfen, sondern auch Hintergründe zu explorieren und zu erklären, wurde im Sinne eines Mixed-Methods-Vertiefungsdesigns die quantitative Forschungsphase um eine qualitative ergänzt. Dafür wurden thematisch fokussierte Leitfadeninterviews mit Jugendlichen, die über persönliche Kontakte oder Jugendzentren kontaktiert wurden, durchgeführt. Auf Grundlage der transkribierten und codierten Interviews wurden Fallübersichten erstellt und Typen des räumlichen Freizeitverhaltens gebildet. In den Fallübersichten und Typen wurde das räumliche Freizeitverhalten systematisch mit erklärenden Merkmalen, wie sozialem Status, Wohnort, Freundeskreis und Freizeitstil zusammengebracht. Die codierten Interviewabschnitte geben vertiefende Auskunft über diese Zusammenhänge.

In der quantitativen Forschungsphase hatten sich in innerstädtischen Quartieren eine markante Segregation zwischen den Aktivitätsräumen von Jugendlichen aus marginalisierten und nicht-marginalisierten Quartieren gezeigt. Um dieses Ergebnis mithilfe der Leitfadeninterviews zu vertiefen, wurde sich darauf konzentriert in angrenzenden innerstädtischen Quartieren Interviewpartner*innen zu finden. Zudem sollten die zentralen Untersuchungsmerkmale der quantitativen Stichprobe,

sozialer Status, Geschlecht und Quartierstatus, auch in der Stichprobe des qualitativen Forschungsteils abgebildet werden, um den Einfluss dieser Variablen explorieren zu können. Dieses Ziel konnte in Bezug auf den sozioökonomischen Status und das Geschlecht erreicht und Jugendliche beiderlei Geschlechts und mit unterschiedlichem Status interviewt werden. Allerdings konnten keine Jugendlichen aus nicht-benachteiligten Quartieren für ein Interview gewonnen werden.

Aufgrund dieser Einschränkungen in der Stichprobe können im qualitativen Forschungsteil zunächst die Hintergründe des räumlichen Freizeitverhaltens von Jugendlichen aus innerstädtischen, marginalisierten Quartieren analysiert werden. Inwiefern sich diese auch auf Jugendliche aus anderen Quartieren übertragen lassen oder für diese abweichende Erkenntnisse gewonnen werden können, wird im Kapitel 6 bei der Vorstellung der Ergebnisse der qualitativen Forschungsphase diskutiert werden.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Freizeitverhalten und Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher

5

Mit Blick auf die Fragestellung dieser Arbeit – wie gestaltet sich das räumliche Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher – wurde in den vorangegangenen Kapiteln zunächst ein theoretischer Rahmen erarbeitet. Auf Grundlage von empirischen Untersuchungen aus der Nachbarschaftseffekt-, Aktivitätsraum- und Jugendforschung wurden allgemeine Hypothesen erarbeitet. Diese wurden vor dem Hintergrund einer umfangreichen Datenauswertung mit Blick auf Berlin als Forschungsort spezifiziert. Anschließend wurde dargelegt, mit welchen Methoden geeignete Daten erhoben und ausgewertet wurden, um die aufgestellten Hypothesen zu prüfen und zu erweitern.

Ziel dieses Kapitels ist es nun, die erarbeiteten und in vier Sets zusammengefassten Hypothesen mit Hilfe der erhobenen Daten zu prüfen. Dafür werden kartografische Auswertungen und statistische Analysen vorgenommen und Diagramme ausgewertet. Da die Hypothesen-Sets aufeinander aufbauen, sollen sie nacheinander geprüft werden. Hypothesen-Set 1 trifft Annahmen zum Einfluss von Geschlecht und sozialem Status auf das Freizeitverhalten von Jugendlichen. Welchen Einfluss haben diese individuellen Merkmale auf die Wahl von Freizeitaktivitäten und -orten? Um diese Frage zu beantworten, werden Häufigkeiten von Aktivitäten und genutzten Orten gruppiert nach Geschlecht und sozialem Status in Diagrammen dargestellt und diskutiert. Die Ergebnisse zeigen deutliche Unterschiede im Freizeitverhalten zwischen Jungen und Mädchen sowie zwischen Jugendlichen mit niedrigem und hohem sozialen Status.

Ergänzende Information Die elektronische Version dieses Kapitels enthält Zusatzmaterial, auf das über folgenden Link zugegriffen werden kann
https://doi.org/10.1007/978-3-658-43620-9_5.

Als nächstes folgen Auswertungen zu Set 2, welches Hypothesen zum Einfluss von Stadt- und Infrastruktur auf das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen formuliert. Welchen Einfluss haben die Lage des Wohnortes – innerhalb des Stadtgefüges und in Bezug auf wichtige alltägliche Orte, wie die Schule und die Wohnorte der Freund*innen – auf das räumliche Freizeitverhalten der Jugendlichen? Hier werden wie beim ersten Hypothesen-Set Häufigkeiten ausgewertet und diskutiert, hinzu kommen kartografische Analysen. Die Auswertungen deuten darauf hin, dass Berliner Jugendliche nicht durch ein mangelhaftes ÖPNV-Angebot oder beschränkte finanzielle Mittel in ihrer Mobilität eingeschränkt sind. Die Freizeitaktivitäten sind überwiegend konzentriert um den eigenen Wohn- und Schulort, darüber hinaus werden die Haupt- und Subzentren Berlins angesteuert. Das Angebot an attraktiven Freizeitorten, wie Parks und Einkaufszentren, in den Stadtteilen ist ausschlaggebend für deren Nutzung.

Wie die Analysen zu den ersten beiden Gruppen von Hypothesen zeigen, sind sowohl individuelle Merkmale (Geschlecht, sozialer Status) als auch Merkmale des Wohnortes (Lage, Marginalisierung des Wohnquartiers) prägend für das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen in Berlin. Das Hypothesen-Set 3 fragt nun nach dem konkreten Einfluss dieser unterschiedlichen Variablen auf die Größe der Aktivitätsräume der Jugendlichen. Sind eher individuelle Merkmale prägend oder führen Wohnorte in unterschiedlichen Teilen der Stadt zu unterschiedlich großen Aktivitätsräumen? In multiplen Regressionsmodellen sollen die Einflüsse der unterschiedlichen Variablen auf die Aktivitätsraumgröße vergleichend analysiert werden. Als Ergebnis der Auswertungen zeigt sich vor allem, dass größere Distanzen vom eigenen Wohnort zum Schulort und zu den Wohnorten der Freund*innen zu größeren Aktivitätsräumen führen. Auch das Geschlecht, der Freizeitstil und die Peripherität des Wohnortes erweisen sich als einflussreich. Keine Relevanz für die Aktivitätsraumgröße hat der soziale Status.

Auch wenn sich der soziale Status in Bezug auf die Größe der Aktivitätsräume als nicht einflussreich erweist, so prägt er doch möglicherweise den sozialräumlichen Kontext der Aktivitätsräume. In Hypothesen-Set 4 wird die Annahme formuliert, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen dem individuellen sozialen Status, der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und den sozialen Kontexten der alltäglichen Aktivitäten. Welche Faktoren begünstigen es, dass Jugendliche aus marginalisierten Quartieren auch ihre Freizeit in marginalisierten Quartieren verbringen? Wie bereits bei Hypothesen-Set 3 sollen auch für die Gruppe dieser Hypothesen multiple Regressionen durchgeführt werden. Diese belegen den deutlichen Zusammenhang zwischen einem niedrigem sozialen Status, dem Wohnen in einem benachteiligten Quartier und einem großen Anteil an Aktivitäten, die in benachteiligten Quartieren stattfinden. Die Größe der Aktivitätsräume hat auf diesen Zusammenhang keinen Einfluss.

5.1 Chillen im Einkaufszentren – Freizeitaktivitäten und Freizeitorde

In Set 1 sind Hypothesen zum Zusammenhang zwischen dem Freizeitverhalten von Jugendlichen und ihrem Geschlecht und sozialem Status formuliert (s. Tab. 5.1). Durch die Forschung ist gut belegt, dass sich die präferierten Aktivitäten und Orten nach individuellen Merkmalen unterscheiden. Forschungen zum Freizeitverhalten, wie die Shell-Jugendstudie (Albert et al. 2019) oder die Studie „Jugend, Information, Medien“ (JIM) (Feierabend et al. 2019), belegen die größere Bedeutung von Sport für die Freizeitgestaltung von Jungen, während die Mädchen eher kreativen und geselligen Aktivitäten nachgehen (H1.a). Die genannten Untersuchungen und ebenso die Studie „Medien, Kultur und Sport“ (MediKuS) (Grgic und Züchner 2016) liefern zudem Belege für Differenzen zwischen Statusgruppen: Jugendliche mit höherem sozialen Status gehen häufiger strukturierten Aktivitäten in organisiereten Kontexten nach als jene mit niedrigerem sozialen Status (H1.b).

Auch wenn unstrukturierte Aktivitäten, wie Chillen und Freund*innentreffen, im Freizeitverhalten von Jugendlichen mit niedrigerem sozialen Status dominieren sind, so sind sie doch für alle Jugendliche wichtige Freizeitbeschäftigungen. Forschungen zur Raumnutzung durch Jugendliche (z. B. Herlyn et al. 2003; von Seggern et al. 2009) haben gezeigt, dass Jugendliche für diese unstrukturierten und geselligen Aktivitäten neben Parks vor allem die öffentlichen Plätze der Innenstädte und Shoppingmalls nutzen (H1.c) (vgl. Deinet et al. 2018; Neumann 2016). Dabei nutzen Jungen öffentliche Räume eher zum chillen, Mädchen sind dagegen häufiger zum Shoppen dort (H1.d). Diese aus der Forschungslage abgeleiteten Hypothe-

Tabelle 5.1 Hypothesen-Set 1: Freizeitverhalten

ID	Hypothesen
H1	Das Freizeitverhalten von Jugendlichen ist bestimmt durch ihr Geschlecht und ihren sozialen Status.
H1.a	Jungen gehen eher sportlichen Aktivitäten nach, Mädchen eher kreativen und geselligen.
H1.b	Jugendliche mit hohem sozialen Status gehen häufiger organisierten Aktivitäten im kreativen und sportlichen Bereich nach als solche mit niedrigerem Status.
H1.c	Besonders die öffentlichen Räume der Innenstädte und der Shopping-Malls sind wichtige Orte für unstrukturierte Freizeitaktivitäten.
H1.d	Jungen sind in öffentlichen Räumen präsenter und nutzen sie eher zum Chillen, Mädchen eher für den Konsum.

sen sollen im Folgenden explorierend geprüft werden. Dazu werden absolute und relative Häufigkeiten, zum Teil gruppiert nach Ausprägungen der interessierenden Variablen Geschlecht und Schulstatus (als Annäherung an den sozialen Status), in Form von Balkendiagrammen dargestellt.

5.1.1 Freizeitaktivitäten

Eine Auswertung der 1275 gültigen Angaben der befragten Jugendlichen zu ihren vier häufigsten Freizeitaktivitäten¹ zeigt, dass die mit Abstand meist genannte Beschäftigung das Treffen von Freund*innen ist (s. elektronisches Zusatzmaterial, Abb. 2). Zu den weiteren am häufigsten genannten Aktivitäten gehören Computerspielen, Filme/Serien gucken, Shoppen, Musikhören, Fußballspielen und Fitnessstraining. Zusammengefasst in sechs allgemeine Kategorien zeigt sich, dass die meisten Aktivitäten aus dem Bereich Sport kommen (s. Abb. 5.1). In der Kategorie „Unspezifisch Zeit verbringen“ sind Aktivitäten, wie Freund*innentreffen und Chillen zusammengefasst. Diese umfasst die zweitmeisten Aktivitäten zusammen. Mit absteigender Häufigkeit folgen die Kategorien „Medienkonsum“, „Künstlerisch“ und „Unternehmungslustig“.

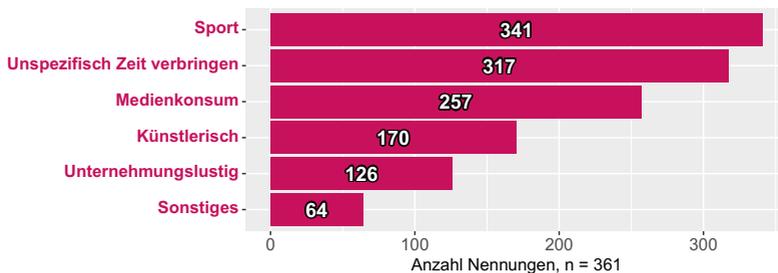


Abbildung 5.1 Kategorisierte Freizeitaktivitäten

¹ Zur Aufbereitung und Kodierung der Freizeitaktivitäten siehe Abschnitt 4.2.4. Pro befragte Person konnten bis zu vier Aktivitäten angegeben werden (es wurde nach den häufigsten Freizeitaktivitäten gefragt), wobei manche weniger eintrugen. Die Auswertung erfolgt zunächst auf Ebene der Aktivitäten nicht der Personen. Dadurch können Aussagen über die erhobene Gesamtheit der erfragten Aktivitäten getroffen werden.

Im Vergleich zu den großen repräsentativen Jugendstudien (Shell, JIM, MediKuS) ergeben sich keine wesentlichen Unterschiede.² Auch dort zählen verschiedene Sportarten, neben Mediennutzungen und dem Treffen von Freund*innen bzw. dem Chillen zu den häufigsten Freizeitaktivitäten (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2018: Kap. 3; Albert et al. 2019: Kap. 7). In der Shell-Jugendstudie wird neben diesen Beschäftigungen auch die Unternehmungen mit der Familie als eine der häufigsten Aktivitäten genannt. Bei den hier in Berlin befragten Jugendlichen spielt diese Freizeitaktivität jedoch nur eine untergeordnete Rolle. Das liegt möglicherweise darin begründet, dass Zeit mit der Familie zu verbringen von Jugendlichen üblicherweise nicht als Freizeitaktivität wahrgenommen wird, in der Shell-Jugendstudie jedoch als Antwortvorgabe ausgewählt werden konnte.

Betrachtet man die Verteilung der kategorisierten Aktivitäten auf die 361 Personen, die mindestens eine Aktivität angegeben haben, zeigt sich, dass die meisten Jugendlichen nicht auf ein Beschäftigungskategorie konzentriert sind, sondern ihre Aktivitäten aus mehreren auswählen. So gibt es nur wenige Befragte, die mehr als zwei ihrer häufigsten Aktivitäten aus einem Bereich wählen. Den höchsten Anteil an Personen mit einer einseitigen Freizeitgestaltung gibt es im Bereich Sport: ca. 4 % alle Befragten können mit drei oder vier Sportaktivitäten als besonders Sportfokussiert gelten (s. elektronischen Zusatzmaterial, Tab. 1).

Aufgeschlüsselt nach Geschlecht zeigt sich der deutlichste Unterschied bei den sportlichen Aktivitäten: Bei den Jungen bildet Sport die häufigste Kategorie und ihr Anteil unter den von Jungen ausgeführten Aktivitäten ist doppelt so groß wie jener bei den Mädchen (s. Abb. 5.2). Beim Medienkonsum liegen die Jungen ebenfalls deutlich vor den Mädchen. Mädchen gehen vor allem unspezifischen und künstlerischen Aktivitäten nach und der Anteil dieser Kategorien und den diesbezüglich von Mädchen ausgeführten Freizeitbeschäftigungen liegt vor dem der Jungen. Das gleiche gilt für unternehmungslustige Aktivitäten, die aber bei beiden Geschlechtern eine eher untergeordnete Rolle spielen.

Diese Geschlechterunterschiede im Freizeitverhalten sind weitestgehend kongruent mit denen der erwähnten Jugendstudien (vgl. Feierabend et al. 2018: Kap. 3; Albert et al. 2019: Kap. 7; auch Lampert et al. 2007; Will et al. 2016). Als „gesellig“ sind Aktivitäten zu bezeichnen, deren primärer Zweck es ist, anderen Menschen zu treffen und sich mit diesen auszutauschen. Diese Aktivitäten wurden

² Zu beachten sind hierbei Unterschiede in der Gestaltung dieses Fragebogenitems. In der Shell-Jugendstudie wurden für die Abfrage der Freizeitaktivitäten Antwortvorgaben gemacht, in der MediKuS-Studie wurde eine Kombination aus geschlossenen und offenen Fragen gewählt. Im Unterschied dazu wurde hier mit einer vollkommen offenen Frage nach den vier häufigsten Freizeitaktivitäten gearbeitet und die offenen Antworten anschließend codiert und kategorisiert.

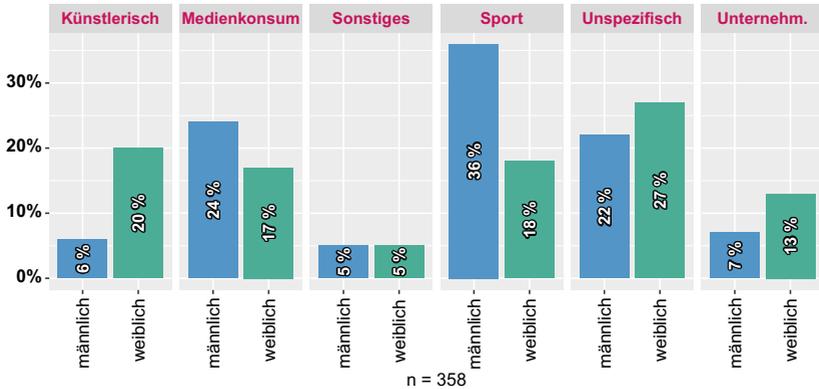


Abbildung 5.2 Kategorisierte Freizeitaktivitäten nach Geschlecht

nicht als eigene Kategorie codiert, vielmehr sind gesellige Aktivitäten, wie das Treffen von Freund*innen oder der Besuch gastronomischer Einrichtungen, in den Kategorien „Unspezifisch Zeit verbringen“ und „Unternehmungslustig enthalten“ – beides Aktivitätskategorien die häufiger von Mädchen als von Jungen ausgeführt werden. Ein Blick auf die konkreten geselligen Einzelaktivitäten, wie „Freund*innentreffen“, „mit Freund*innen chillen“ usw., bestätigt diese Vermutung.

Die Ergebnisse zu den Unterschieden nach Schulstatus decken sich teilweise auch mit den Differenzen nach sozialem Status, welche durch die erwähnten Jugendstudien belegt sind. Diese zeigen, dass die Freizeit von Jugendlichen mit höherem sozialen Status eher durch kreative und sportliche Aktivitäten geprägt ist, während Jugendliche mit niedrigerem sozialen Status sich eher mit Medien beschäftigen und chillen (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2018: Kap. 3; Albert et al. 2019: Kap. 7). Bei den hier befragten Berliner Jugendlichen zeigen sich ebenfalls deutliche Unterschiede je nach Schulstatus bei künstlerischen und medienbezogenen Freizeitaktivitäten (s. Abb. 5.3): Unter allen Aktivitäten von Schüler*innen von statushohen Schulen machen künstlerische Aktivitäten einen deutlich höheren Anteil aus als bei jenen von statusniedrigen Schulen. Umgekehrt verhält es sich beim Medienkonsum. Geringer sind die Unterschiede bei den anderen Freizeitkategorien. Anders als bei den vorhandenen Studien zeigen sich hier die Jugendlichen mit niedrigem Status etwas sportlicher, verbringen aber zugleich etwas seltener Zeit unspezifisch (beinhaltet Aktivität Chillen) als Jugendliche von Schulen mit einem

hohen Status.³ Werden nur die Einzelaktivitäten, die Chillen entsprechen, betrachtet, zeigt sich kein Unterschied zwischen dem Schulstatus. Unspezifische, gesellige Aktivitäten (z. B. Freund*innentreffen) sind bei den Schüler*innen von statushohen Schulen deutlich häufiger vertreten.

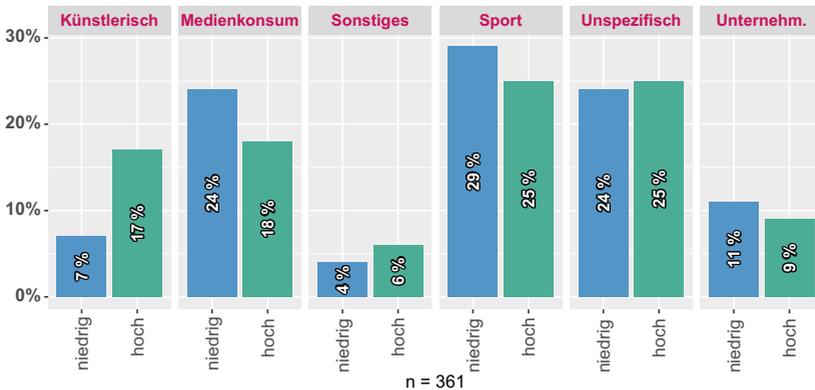


Abbildung 5.3 Kategorisierte Freizeitaktivitäten nach Schulstatus

In Anbetracht der verzerrten Stichprobe (vgl. Abschn. 4.2.5), in welcher Mädchen deutlich häufiger von Schulen mit einem hohen Status als von solchen mit niedrigem Status kommen, ist es aufschlussreich sich die Verteilung der Aktivitäten differenziert nach Geschlecht und Schulstatus anzuschauen. Werden die Anteile der Aktivitäten je Gruppe betrachtet, lässt sich unabhängig von der ungleichen Verteilung in der Stichprobe abschätzen, ob eher das Geschlecht oder der Schulstatus im Zusammenhang mit der Häufigkeit einer Aktivitätskategorie steht.

³ Werden die Schüler*innen anhand der Index-Variable zum sozialen Status in zwei Statusgruppen mit niedrigem und hohem Status geteilt, zeigen sich im Vergleich mit dem Schulstatus folgende Ergebnisse (s. elektronisches Zusatzmaterial, Abb. 3): Bei den drei Kategorien mit markanten Unterschieden, den künstlerischen, medienbezogenen und sportlichen Aktivitäten, weisen die Unterschiede in die gleiche Richtung wie beim Schulstatus. Bei den anderen drei Kategorien weisen die Unterschiede jedoch in die umgekehrte Richtung. Aktivitäten aus den Kategorien „Sonstiges“ und „Unspezifisch Zeit verbringen“ werden etwas häufiger von Jugendlichen mit hohem Schulstatus im Vergleich zu jenen mit niedrigem Schulstatus nachgegangen, beim individuellen sozialen Status sind es die statusniedrigeren Jugendlichen, die häufiger diesen Aktivitäten nachgehen. Umgekehrt ist es bei den „unternehmungslustigen“ Aktivitäten.

Das entsprechende Balkendiagramm (s. Abb. 5.4) zeigt, dass bei den Schülerinnen von statushohen Schulen der Anteil an kreativen Aktivitäten bei Weitem am größten ist. Den zweithöchsten Anteil haben Schülerinnen von statusniedrigen Schulen. Darauf folgen die statushohen Schüler und nur einen sehr geringen Anteil haben Schüler von statusniedrigen Schulen. Bei den kreativen Aktivitäten gibt es also sowohl einen Geschlechts- als auch Statusunterschied, wobei ersterer ausgeprägter ist als letzterer, liegt der Anteil bei statusniedrigen Schülerinnen immer noch über dem der statushohen Schüler. Ähnlich verhält es sich beim Medienkonsum mit umgekehrt verteilten Häufigkeiten für Geschlecht und Schulstatus. Hier zeigen die Jungen mit niedrigem Status die höchsten Aktivitätsanteile, gefolgt von den Jungen mit hohem Status, die in ihren Anteilen noch über den Mädchen mit niedrigem Status liegen. Auch hier scheint der Geschlechtsunterschied ausgeprägter zu sein als der Statusunterschied. Für sportliche und unspezifische Aktivitäten gibt es keine Unterschiede nach Schulstatus, dafür gelten die Unterschiede nach Geschlecht, wie oben bereits dargestellt unabhängig vom Status: Jungen sind deutlich häufiger sportlich aktiv, Mädchen verbringen ihre Zeit dafür häufiger als Jungen mit unspezifischen Aktivitäten. Unschematischer ist die Verteilung der Aktivitäten aus der Kategorie „Unternehmungslustig“: Hier lässt sich ein Geschlechtsunterschied mit dem höchsten Anteil bei den statusniedrigen Mädchen ablesen, die vor den statushohen Mädchen liegen. Die Jungen gehen unabhängig vom sozialen Status seltener unternehmungslustigen Aktivitäten nach. Bei ihnen ist der Statusunterschied jedoch umgekehrt: Jungen mit hohem Status sind unternehmungslustiger als solche mit niedrigem Status.



Abbildung 5.4 Kategorisierte Freizeitaktivitäten nach Geschlecht und Schulstatus

Mit Blick auf die Hypothese der durch mehr strukturierte Aktivitäten geprägten Freizeit der statushöheren Jugendlichen ist eine Aufschlüsselung der sportlichen Aktivitäten nach Vereinssport und selbstorganisiertem Sport interessant. Fitnessstraining, zusammen mit Fußballspielen die häufigste Einzelaktivität in der Kategorie Sport, lässt sich nicht eindeutig einer dieser beiden Bereiche zuordnen: Einerseits findet es häufig in den Räumen von Fitnessstudios statt und ist damit an bestimmte Orte und auch eine kostenpflichtige Mitgliedschaft gebunden, andererseits findet es zwar mehr oder weniger regelmäßig statt, wird aber an individuellen gewählten Zeitpunkten und Orten (z. B. im Park oder Zuhause) durchgeführt. Fitnessstraining wird hier daher als eigene Sportkategorien neben den beiden erwähnten analysiert.

Wie bereits andere Studien gezeigt haben (vgl. Engels und Thielebein 2011; Will et al. 2016) sind Jugendliche mit höherem sozialen Status eher Mitglied in Sportvereinen als solche mit niedrigerem Status. Die vorliegende Auswertung zeigt jedoch vor allem einen Geschlechtsunterschied (s. Abb. 5.5): Die Jungen von statushöheren Schulen verbringen einen größeren Anteil ihrer Freizeitaktivitäten mit Vereinssport als jene von statusniedrigeren Schulen. Der gleiche Statusunterschied zeigt sich bei den Mädchen. Insgesamt ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern jedoch größer und die statusniedrigen Jungen liegen in ihrem Anteil noch vor den statushohen Mädchen. Auch selbstorganisierte Sport wird deutlich häufiger von Jungen als Mädchen ausgeübt. Bei den männlichen befragten ergibt sich überdies ein Statusunterschied: Im Gegensatz zum organisierten Sport im Verein sind es hier die statusniedrigeren Jugendlichen mit höherem Anteil. Die weiblichen Befragten widmen sich häufiger dem Fitnessstraining, das gilt noch mal mehr für die Schülerinnen von statusniedrigen Schulen.

Unterteilt man nicht nur die sportlichen, sondern alle Aktivitäten in strukturierte und unstrukturierte Aktivitäten und schaut sich die Verteilung nach Geschlecht und Schulstatus an, zeigt sich zunächst ein allgemein eher geringer Anteil an strukturierten Aktivitäten. Insgesamt sind es 18 % der Aktivitäten. Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Befragten lassen sich nicht feststellen, jedoch ist der Anteil der strukturierten Aktivitäten unter allen Befragten der statushohen Schulen genannten Aktivitäten höher als bei jenen der statusniedrigen Schulen.

Da die geringe Zahl an strukturierten Aktivitäten sehr ungleich auf die einzelnen Personen verteilt sein könnte, mit hohen Konzentrationen bei einzelnen Befragten, soll hier auch eine Auswertung nach Personen erfolgen. Betrachtet man die befragten Jugendlichen mit mindestens einer strukturierten Aktivität, wird auch hier der vermutete Unterschied zwischen Schüler*innen der beiden Schulstatusgruppen sichtbar (s. Abb. 5.6). Zusätzlich tritt ein Geschlechterunterschied auf: Innerhalb der Statusgruppen gibt es jeweils mehr Jungen mit mindestens einer strukturierten Freizeitaktivität. Der Geschlechterunterschied ist möglicherweise auf die größere

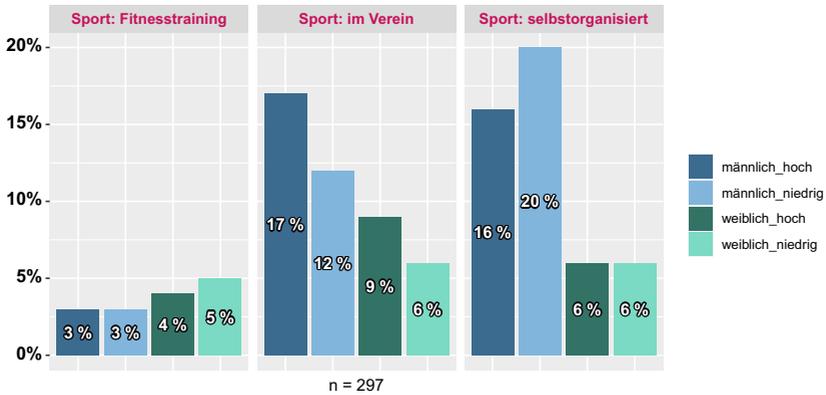


Abbildung 5.5 Sportaktivitäten nach Geschlecht und Schulstatus

Bedeutung von Vereinssport für die Freizeitgestaltung der männlichen Jugendlichen zurückzuführen, der wiederum einen größeren Teil der strukturierten Aktivitäten ausmacht. Werden nur die Jugendlichen betrachtet, bei denen mindestens die Hälfte ihrer Freizeitaktivitäten strukturiert ist, verschwindet der Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Befragten (s. elektronisches Zusatzmaterial, Abb. 4). Der Unterschied zwischen niedrigem und hohem Schulstatus bleibt jedoch bestehen. Ungefähr 20 % der Befragten von statushohen Schulen verbringen die Hälfte ihrer Freizeit strukturiert, bei den statusniedrigeren sind es ca. 10 %.

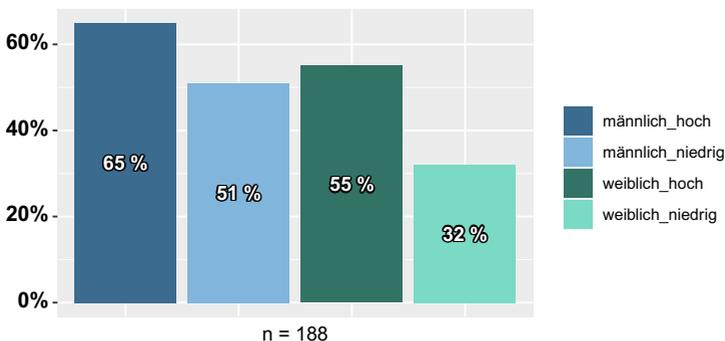


Abbildung 5.6 Befragte mit mindestens einer strukturierten Aktivität

5.1.2 Freizeitorte

Zur Analyse des Freizeitverhaltens Berliner Jugendlicher und insbesondere der sozialen Kontexte und räumlichen Ausprägungen ist eine Betrachtung der konkreten Freizeitorte aufschlussreich. Bei vielen Freizeitbeschäftigungen ergeben sich die Orte aus der Aktivität. So findet Vereinssport in der Regel auf vereinseigenen Sportflächen statt, Zeichenunterricht in einer Kunstschule. Doch vor allem die unspezifischen Aktivitäten sind meist nicht an konkrete Orte gebunden bzw. ergeben sich die Orte nicht aus der Aktivität. Die Literatur zu jugendlichem Freizeitverhalten weist darauf hin, dass neben dem Zuhause insbesondere öffentliche Orte, wie Plätze, Parks und Einkaufszentren für unbestimmte Aktivitäten, wie Chillen und Freund*innentreffen, eine große Relevanz haben (vgl. Freudenau et al. 2004; Herlyn et al. 2003; Kemper und Reutlinger 2015; Muri und Friedrich 2009).

Die Ortsangaben zu den abgefragten vier häufigsten Freizeitaktivitäten wurden jeweils für jede Aktivität mit einem geschlossenen Item (Antwortvorgaben) erfragt. Die Auswertung dieses Items zeigt, dass mit Abstand die häufigsten Freizeitaktivitäten zuhause stattfinden (s. Abb. 5.7). Am zweithäufigste gehen die Befragten ihren Aktivitäten „draußen“ nach. Dann folgen die Vereinsgelände, das Zuhause von Freund*innen oder Verwandten und öffentliche Gebäude. Bei den Vereinsgeländen ist zu beachten, dass nicht explizit nach den Geländen von Sportvereinen gefragt wurde, diese Orte also nicht zwingend mit sportlichen Aktivitäten korrespondieren. Eine erstaunlich geringe Relevanz scheinen Jugendzentren als Freizeitorte zu haben. Allerdings tauchten Jugendzentren auch in den konkreten offenen Benennungen der Freizeitaktivitäten nur sehr selten auf. Auch in der Shell-Jugendstudie nennen nur 6 % der Befragten den Besuch eines Jugendzentrums als eine ihrer sechs häufigsten Freizeitbeschäftigungen (vgl. Albert et al. 2019: 214). Ute Neumann stellt fest, dass die von ihr interviewten Jugendlichen in Ludwigshafen die Jugendfreizeiteinrichtungen als „langweilig“ beschreiben (2016: 197).

Die abgefragten Freizeitorte können unterteilt werden in einerseits private und stärker durch Erwachsene kontrollierte Räume, wie das eigene Zuhause und das Zuhause von Freund*innen und Verwandten sowie Vereinsgelände, und andererseits in öffentliche bzw. öffentlich zugängliche Räume, die weniger kontrolliert sind durch Erwachsene, zu denen die Jugendlichen eine persönliche Beziehung haben. Alle diese Räume sind mehr oder weniger durch Erwachsene kontrolliert, doch in den öffentlichen Räumen sind Jugendliche einer weniger direkten sozialen Kontrolle durch erziehungsberechtigte Personen oder solche Personen, die sich der Erziehung verpflichtet fühlen, ausgesetzt (vgl. Schorn 2018: 195). Die Anzahl der summierten Aktivitäten in privaten Räume ist deutlich höher als die in öffentlichen Räumen, jedoch ist auch der Anteil in diesen Räumen beträchtlich. Unter-

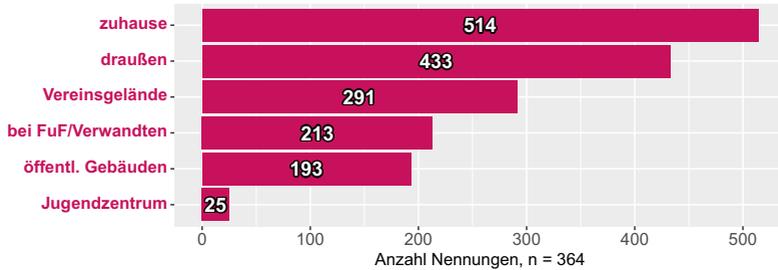


Abbildung 5.7 Häufigkeiten Freizeitorte

nehmungslustigen und unspezifischen Aktivitäten wird vor allem draußen und in öffentlichen Gebäuden nachgegangen (s. Abb. 5.8). Künstlerische Aktivitäten und Medienkonsum finden hingegen fast ausschließlich in privaten Räumen und auf Vereinsgeländen statt.

Bei einem Blick auf die Verteilung der Freizeitorte nach Geschlecht und Schulstatus zeigen sich keine markanten Gruppenunterschiede bei den Aktivitäten zuhause, bei Freund*innen und Verwandten oder in Jugendzentren (s. Abb. 5.9). Bei den Aktivitäten auf Vereinsgeländen zeigen sich die gleichen Unterschiede wie bei den strukturierten Aktivitäten: Ein deutlich größerer Anteil der Aktivitäten von Jugendlichen, die statushohe Schulen besuchen, findet auf Vereinsgeländen statt als von statusniedrigen Jugendlichen. Gleiches gilt in deutlich abgeschwächter Form auch für die Aktivitäten männlicher Befragter gegenüber den Aktivitäten weiblicher Befragten. Ursächlich sind oben diskutierte Geschlechterunterschied beim Vereinssport.

Bei den weniger kontrollierten Orten gibt es zum Teil starke Differenzen: Jugendliche von Schulen mit niedrigem Status gehen häufiger draußen Aktivitäten nach als jene von statushohen Schulen. Innerhalb der Statusgruppen findet ein größerer Anteil der Aktivitäten von Jungen im Vergleich mit denen von Mädchen draußen statt. Bei Aktivitäten in öffentlichen Gebäuden zeigt sich ein gegensätzliches Bild: Mädchen verbringen ihre Freizeit häufiger in öffentlichen Gebäuden als Jungen. Innerhalb dieser Gruppen sind es jeweils die Aktivitäten von statusniedrigeren Befragten die zu einem etwas größeren Anteil in öffentlichen Gebäuden stattfinden.

Die hier aufscheinenden Geschlechterunterschiede deuten in die gleiche Richtung wie die Ergebnisse der beiden Studien der Wüstenrot-Stiftung (vgl. Herlyn et al. 2003; von Seggern et al. 2009): Mädchen sind in öffentlichen Räumen, wie Straßen, Plätzen und Parks, weniger präsent (vgl. Herlyn et al. 2003: Kap. IX), nutzen zugleich aber Bereiche mit Geschäften, wie Einkaufsstraßen und Einkaufszentren häufiger als Jungen (vgl. von Seggern et al. 2009: 130). Die Untersuchung von

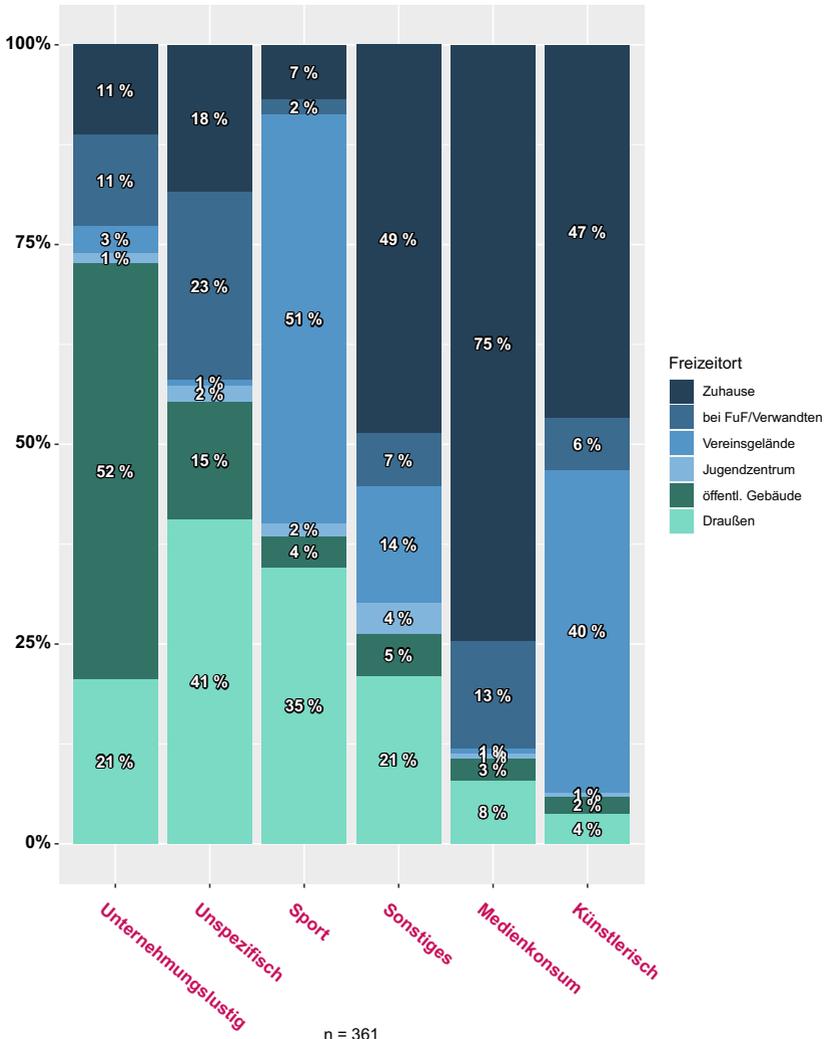


Abbildung 5.8 Orte nach Freizeitaktivitäten

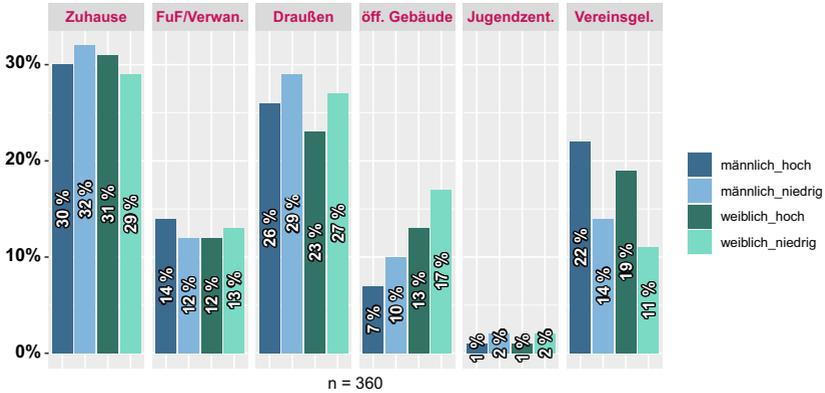


Abbildung 5.9 Freizeitorte nach Geschlecht und Status

Freudenau et al. (2004) deutet darauf hin, dass Kinder und Jugendliche mit höherem sozialen Status den öffentlichen Raum seltener nutzen als jene mit niedrigem Status. Dies trifft zumindest auf die untersuchten Personen aus den Einfamilienhausausgehenden zu, für die im Durchschnitt ein höherer sozialer Status angenommen werden kann als für die Jugendlichen aus Zeilenbausiedlungen und innerstädtischen Mischgebieten. Die Autor*innen vermuten als Ursache die attraktiveren und größeren privaten Räume (Kinderzimmer, Garten etc.). Da der soziale Status nicht explizit erhoben wurde, sondern nur indirekt über die Baustruktur des Wohngebietes geschätzt werden kann, bleibt unklar ob nicht der Quartiertyp den entscheidenden Einfluss auf die Nutzung öffentlicher Räume hat. Schließlich sind Einfamilienhausausgehenden häufig deutlich spärlicher ausgestattet mit öffentlichen Räumen, wie Plätzen und Parks, als Zeilenbau- und Innenstadtgebiete, und liegen auch meist am Stadtrand und damit weiter entfernt von Einkaufsstraßen und -zentren. Das Angebot an attraktiven öffentlichen Räumen ist demnach ungleich nach Quartiertypen verteilt (vgl. Freudenau et al. 2004: Abschn. 4.4). Auch die Ergebnisse sind kongruent mit den hier vorgestellten.

Eine Auswertung der 1004 Aktivitäten, welche sich mindestens blockgenau lokalisieren lassen, ermöglicht die Anzahl der Aktivitäten, denen in einem Einkaufszentrum oder im Grünen nachgegangen wird, zu ermitteln. Insgesamt lassen sich durch die Auswertung der GIS-Layer 44 Aktivitäten in Einkaufszentren und 180 auf Grünflächen bzw. in Parks und Wäldern ermitteln. Bezogen auf die Gesamtzahl der präzise kartierten Aktivitäten sind das 4,4 % bzw. 17,9 %. Der Anteil der Aktivitäten

in Einkaufszentren ist damit mehr als doppelt so hoch, wie der Anteil an Aktivitäten in Jugendzentren (2 %).⁴

Aufschlussreich ist zudem ein Vergleich mit den Ortsangaben zu den einzelnen Aktivitäten aus dem Fragebogen. Der Anteil der Aktivitäten in Einkaufszentren liegt deutlich unter dem Anteil der Aktivitäten in öffentlichen Gebäuden und der Anteil an Aktivitäten in Grünflächen deutlich unter dem Anteil an Aktivitäten, denen die befragten Jugendlichen draußen nachgehen. Neben Einkaufszentren scheint es noch eine Reihe weiterer öffentlicher Gebäude zu geben, welche von den Jugendlichen genutzt werden. Hierzu gehören möglicherweise auch gastronomische Betriebe, Bahnhöfe, Bibliotheken und Geschäfte. Dies sind alles im engeren Sinne keine öffentlichen Gebäude, werden von den Jugendlichen aber als solche wahrgenommen, weil sie für sie frei zugänglich sind. Neben den Grünflächen dürfen vor allem Straßen und Plätze wichtige Orte sein, an denen die Jugendlichen ihren Aktivitäten draußen nachgehen. Es ist aber auch nicht auszuschließen, dass über die geografische Ermittlung nicht alle Freizeitaktivitäten in Shoppingmalls und Grünflächen zuverlässig erfasst wurden. Des Weiteren könnten auch die unterschiedlichen Grundgesamtheiten der gültigen Aktivitäten im Fragebogen und der präzise markierten Aktivitäten zu Verzerrungen führen.

Wie vermutet und in bereits vorhanden Studien dargelegt, sind Parks, Einkaufszentren und Jugendzentren vor allem Orte für unspezifische Aktivitäten, wie Freund*innentreffen und Chillen (s. Abb. 5.10). Parks und Jugendzentren sind überdies relevante Orte für Sport, Einkaufszentren für unternehmungslustige Aktivitäten, zu denen unter anderem Shoppen, Essengehen und Kinobesuche zählen. Wird ein Blick auf die Personen geworfen, die mindestens eine ihrer bis zu vier Freizeitaktivitäten im Park oder Einkaufszentrum bzw. im Jugendzentrum verbringen, ergibt sich ein ähnliches Bild. Die Anteile sind insgesamt höher, aber die Rangfolge der drei Raumarten bleibt die gleiche⁵. So nutzen 37,9 % (106 Befragte) der befragten Schüler*innen für mindestens einer ihrer Freizeitaktivitäten Grünflächen, Parks oder Wälder, 13,9 % (39) nutzen Einkaufszentren und 6,4 % (23) Jugendzentren.

⁴ Der Anteil der Aktivitäten in Jugendzentren wurde über das entsprechende Item im Fragebogen zu den Ausübungsorten der abgefragten Aktivitäten ermittelt. Es wurde ins Verhältnis zur Gesamtzahl der im Fragebogen angegebenen gültigen Aktivitäten (1275) gesetzt. Der Anteil der Aktivitäten in Grünflächen und Einkaufszentren wurde über das Verhältnis zu den präzise kartierten Aktivitäten (1004) ermittelt (vgl. Abschn. 4.2.4).

⁵ Die Anteile sind hier jeweils auf unterschiedliche Unterstichproben bezogen. Für die Jugendzentrumsnutzer*innen wurde die Anzahl an Personen mit mindestens einer gültigen Aktivität im Fragebogen zugrunde gelegt (361), für die Nutzer*innen von Parks und Einkaufszentren die Anzahl an Personen mit mindestens einer genau kartierten Aktivität verwendet (280).

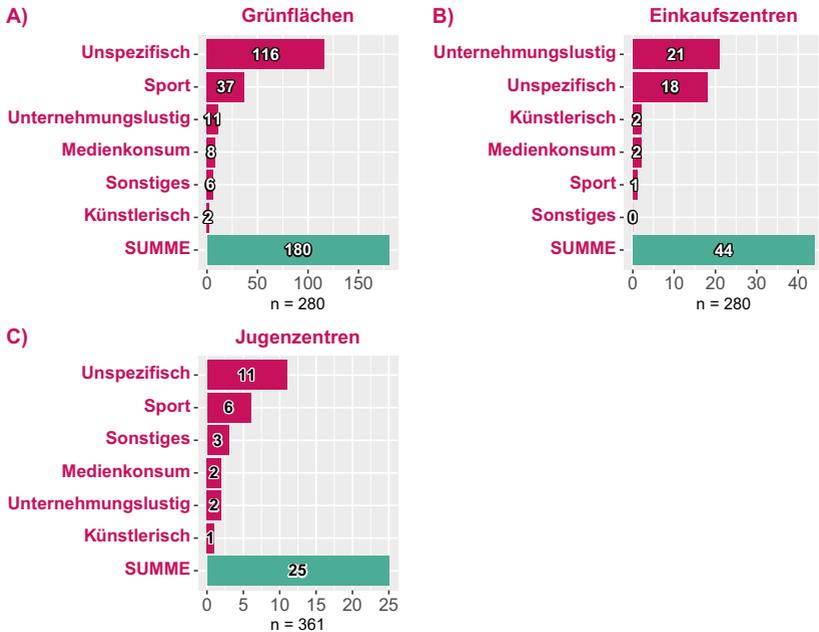


Abbildung 5.10 Aktivitäten Grünflächen, Einkaufszentren, Jugendzentren

Bei einer Betrachtung der Nutzer*innen der drei Raumtypen – Befragte die mindestens eine ihrer Aktivitäten an genannten Orten verbringen – nach Geschlecht und Schulstatus fällt auf, dass der Anteil an Nutzer*innen von Grünflächen unter den Jugendlichen von statushohen Schulen größer ist als unter jenen von statusniedrigen Schulen (s. Abb. 5.11). Dies steht im Gegensatz zu der häufigeren Aktivitäten die statusniedrige Jugendliche im Vergleich zu statushohen Jugendlichen draußen verbringen. Die Befragten von Schulen mit niedrigem Status verbringen also mehr Freizeit draußen als Jugendliche von statushohen Schulen. Sie nutzen dabei aber seltener Parks und Grünflächen als diese und sind dafür vermutlich mehr auf Straßen und Plätzen unterwegs. Beim Geschlecht ergeben sie diese Gegensätze nicht: Jungen verbringen ihre Freizeitaktivitäten häufiger als Mädchen im Grünen und sind allgemein mehr draußen unterwegs.

Mit Blick auf die Einkaufszentren ergibt sich gleichermaßen ein Geschlechts- und Statusunterschied, der jeweils zu den Differenzen bei der Nutzung von öffentlichen Gebäuden passt: Hier sind die Nutzer*innen vor allem die statusniedrigen Mäd-

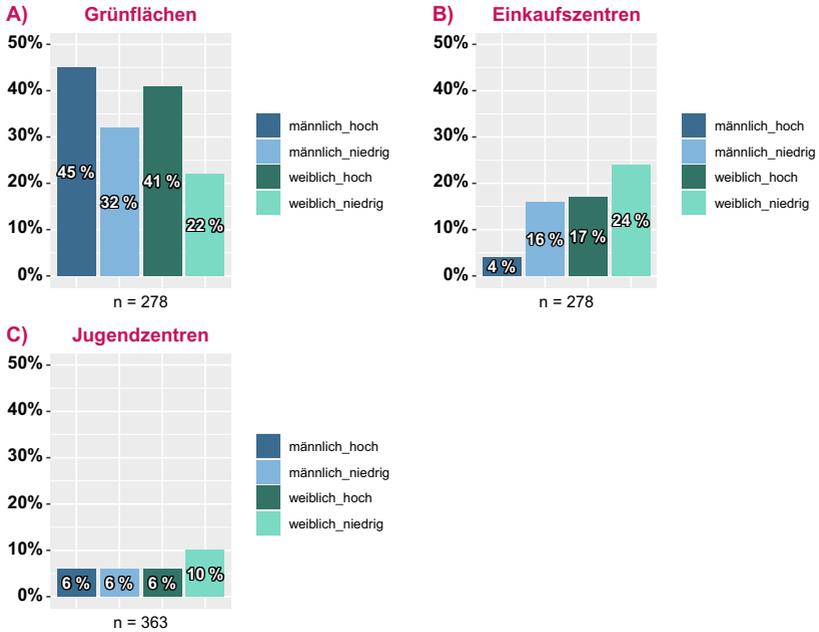


Abbildung 5.11 Nutzer*innen von Grünflächen, Einkaufszentren, Jugendzentren nach individuellen Merkmalen

chen, von denen fast ein Viertel die Shoppingmalls und Passagen in ihrer Freizeit nutzt. Jungen von statushohen Schulen suchen diese Orte hingegen kaum auf. Die häufigere Nutzung des öffentlichen Freiraums durch Jungen weisen auch andere Studien aus, genauso wie umgekehrt die stärkere Nutzung von Einkaufszentren durch Mädchen (vgl. z. B. Herlyn et al. 2003: IX). Hintergrund sind die unterschiedlichen Schwerpunkte im Freizeitverhalten: Jungen sind häufiger sportlich aktiv als Mädchen und nutzen dazu offenbar auch Grünflächen (vgl. Lampert et al. 2007; Will et al. 2016). In der Freizeit von weiblichen Jugendlichen spielen Geselligkeit und Konsum häufig eine große Rolle (vgl. Merrens und Kirchner 1993: 945; Plöger 2012).

Bei den Jugendfreizeiteinrichtungen sind es vor allem die statusniedrigen Mädchen, welche Jugendzentren in ihrer Freizeit nutzen. Jede Fünfte besucht regelmäßig für eine ihrer vier häufigsten Freizeitaktivitäten eine Jugendzentren. Bei den anderen drei Gruppen sind es jeweils 6 % der Jugendlichen. Die erwartete deutlich größere Bedeutung von Jugendfreizeiteinrichtungen für statusniedrigere Jugendliche zeigt

sich in dieser Verteilung also nur für die weiblichen Befragten. Allerdings muss vor allem bei den Jugendzentren die geringe Gesamtfallzahl von 23 Nutzer*innen beachtet werden. Dadurch ist die Auswertung nach Merkmalen für Verzerrungen, z. B. durch Cluster von Cliques in den Klassen, anfällig. Mögliche Verzerrungen durch Status der Quartiere und der Wohnlage der befragten Jugendlichen, sollen weiter unten mit Bezug zur Stadtstruktur diskutiert werden.

5.1.3 Zusammenfassung

Das Freizeitverhalten der für diese Arbeit befragten Jugendlichen entspricht überwiegend den Erwartungen, die sich aus den großen repräsentativen Jugendstudien ergeben (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2018; Albert et al. 2019). Sport und Medienkonsum sind wichtige Bereiche der Freizeitbeschäftigung, ebenso das Treffen von Freund*innen und das Chillen. Dabei wählen die Jugendlichen in der Regel Aktivitäten aus mehreren Bereichen, nur wenige gehen in ihrer Freizeit z. B. ausschließlich sportlichen Aktivitäten nach. Unterschiede ergeben sich nach Geschlecht und Schulstatus: Jungen sind eher sportlich und konsumieren häufiger Medien, Mädchen gehen eher künstlerischen und geselligen Aktivitäten nach. Die dargelegten Ergebnisse zu den Freizeitaktivitäten belegt Hypothese 1.a zu den Geschlechterunterschieden stichhaltig ist.

Befragte von statushohen Schulen sind im Vergleich in ihrer Freizeit eher kreativ, Befragte von statusniedrigen Schulen verbringen ihre Freizeit häufiger mit Medienkonsum. Beim Sport zeigen sich die Unterschiede nach Schulstatus im Detail. Wird nach Vereins- und selbstorganisiertem Sport unterschieden, zeigen sich die belegten Schichtunterschiede (vgl. Andersen und Bakken 2018; Lampert et al. 2007; Will et al. 2016): Statushohe Jugendliche sind deutlich häufiger in Sportvereinen aktiv. Die statusniedrigen Jugendlichen dieser Studie gehen dafür im Vergleich häufiger selbst organisiertem Sport und Fitnesstraining nach.

Strukturierte Aktivitäten machen insgesamt einen geringen Anteil an allen Freizeitbeschäftigungen aus, aber ein Großteil der befragten Jugendlichen geht mindestens einer Aktivität nach, die an feste Orte und Zeiten gebunden ist. Bedingt auch durch den höheren Anteil an Vereinsportaktivitäten, gibt es mehr Jungen mit mindestens einer strukturierter Aktivität. Zugleich zeigt sich aber ein deutlicherer Unterschied nach Schulstatus, der die Analysen vorliegender Studien (vgl. Grgic und Züchner 2016: Kap. 2 und Kap. 5) widerspiegelt und für die Hypothese 1.b zu den Statusunterschieden im Freizeitverhalten von Jugendlichen spricht.

Die Auswertungen zu den Freizeitorten zeigen, dass für die befragten Berliner Jugendlichen neben privaten und durch Erziehungsberechtigte kontrollierte Räume

auch öffentliche bzw. öffentlich zugängliche Räume eine große Rolle spielen. Insbesondere Parks und andere Grünflächen sowie Einkaufszentren sind häufig Orte, um alleine oder mit Freund*innen zu chillen. Dies steht möglicherweise im Zusammenhang mit der geringen Kontrolle durch Erwachsene in diesen Räumen, wie es auch in der Literatur diskutiert wird (vgl. Schorn 2018: 195). Die Hypothese 1.c, dass öffentliche Räume wichtige Orte für unstrukturierte Freizeitaktivitäten sind, wird hier bestätigt. Neben den Shoppingmalls werden hierfür aber auch Grünflächen und Parks häufig genutzt.

Die Hypothese 1.d muss hingegen kritisch diskutiert werden. Zwar scheinen sich die befragten Jungen tatsächlich häufiger draußen, also in öffentlichen Räumen, wie Parks, Straßen und Plätze aufzuhalten als Mädchen. Dieser Effekt trifft jedoch zusammen mit einem Unterschied nach Schulstatus: Statusniedrigere Jugendliche halten sich häufiger draußen auf als statushohe. Der Anteil an Draußen-Aktivitäten bei Jungen von statushohen Schulen liegt auf fast gleichem Niveau, wie jenes von Mädchen, die statusniedrigere Schulen besuchen. Betrachtet man die Aktivitäten, die in öffentlichen Gebäuden stattfinden, so ist hier der Anteil bei den weiblichen Aktivitäten größer als bei den männlichen. Beide Raumtypen sind öffentlich zugänglich und durch eine geringe Kontrolle von Seiten Erziehungsberechtigter geprägt. Der entscheidende Unterschied liegt möglicherweise in der unterschiedlichen Kontrolle durch andere Erwachsene: In öffentlichen Gebäuden, wie Einkaufszentren, Läden, Restaurants etc. gibt es engere Regeln und Normen, die zugleich aber auch mehr Sicherheit garantieren, die vor allem von weiblichen Jugendlichen geschätzt wird (vgl. Haytko und Baker 2004; Gestring und Neumann 2007). Eine andere Erklärung sind die unterschiedlichen Schwerpunkte in der Freizeitgestaltung, die weiter oben vorgestellt wurden: Während Jungen eher Sport treiben und dafür Grünflächen und anderen Orte draußen nutzen, unternehmen Mädchen eher was mit Freund*innen, z. B. Shoppen oder Essengehen, was sie häufiger in öffentliche Gebäude führt.

5.2 Zu Fuß unterwegs im eigenen Stadtteil – Stadtstruktur und Mobilität

Neben individuellen sozialstrukturellen Merkmalen prägen auch Stadt- und Infrastruktur das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen. Auf Grundlage der eingehenden Analyse der Berliner Stadt- und Infrastruktur in Kapitel 3 und Forschungsarbeiten zu Jugendlichen und Aktivitätsräumen in Berlin sind in Set 2 Hypothesen zum Einfluss der spezifischen Struktur Berlins formuliert (s. Tab. 5.2).

Tabelle 5.2 Hypothesen-Set 2: Stadtstruktur und Mobilität

ID	Hypothesen
H2	Stadt- und Infrastruktur Berlins prägen das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen.
H2.a	Durch den gut ausgebauten und für Schüler*innen kostengünstigen ÖPNV in Berlin, können Jugendliche auch weiter entfernte Orte in der Stadt eigenständig erreichen.
H2.b	Die räumliche Ausrichtung der jugendlichen Freizeitaktivitäten ist geprägt durch Schul- und Wohnstandorte sowie durch die Haupt- und Subzentren Berlins.
H2.c	Die für das jugendliche Freizeitverhalten relevanten öffentlichen Raumtypen sind breit über das Stadtgebiet gestreut und werden daher von wohnortnah in allen Stadtteilen genutzt.
H2.d	Aufgrund der polyzentralen Struktur Berlins wird der überwiegende Teil der Wege zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt.

Das gute Berliner ÖPNV-Angebot ermöglicht es Jugendlichen, auch weiter entfernte Teile der Stadt selbstständig und ohne Begleitung von Erwachsenen zu erreichen. Eine Einschränkung durch ein mangelndes Mobilitätsangebot erscheint unwahrscheinlich (H2.a). Neben dem eigenen Wohnort und der Schule sind die Haupt- und Subzentren wichtige Bezugspunkte in den jugendlichen Aktivitätsräumen, denn sie bieten attraktive öffentliche Räume, die von den Jugendlichen in ihrer Freizeit genutzt werden (H2.b). Die von Jugendlichen genutzten Shoppingmalls sind vor allem in den Zentren, die sich nicht nur in der Innenstadt befinden, lokalisiert. Auch weitere viel genutzte Raumtypen, wie Grünflächen und Jugendzentren, sind im gesamten Stadtgebiet vorhanden und können von Jugendlichen daher wohnortnah genutzt werden (H2.c). Durch die polyzentrale Struktur Berlins, die auch für jene Raumtypen gilt, können Jugendliche den überwiegenden Teil ihrer täglichen Freizeitwege zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurücklegen (H2.d). Wie bereits im vorangegangenen Unterkapitel sollen auch diese Hypothesen mit Darstellungen relativer Häufigkeiten erkundet werden. Diesmal ist vor allem die Wohnlage als Merkmal relevant und soll für Gruppenvergleiche herangezogen werden. Die Ausrichtung der Aktivitäten und Freundeskreise wird anhand kartografischer Darstellungen exploriert.

5.2.1 Mobilitätsinfrastruktur und -verhalten

Um sich der Frage zu nähern, welchen Einfluss die Verfügbarkeit von Verkehrsmitteln auf das Mobilitäts- und Freizeitverhalten von Jugendlichen hat, sollen die entsprechenden Items aus dem Fragebogen ausgewertet werden. Beim Verkehrsmittelbesitz ist zunächst auffällig, dass jeweils um die 80 % der befragten Jugendlichen eine Monatskarte für die BVG und ein Fahrrad besitzen (s. Abb. 5.12). Laut Statistik der BVG (vgl. Abschn. 3.3.2) wurde 2017 an 51.842 Schüler*innen ein Schülerticket ausgegeben (nicht inbegriffen sind hier Schüler*innen, die in Brandenburg wohnen und ihr Ticket durch den VBB erhalten, aber eine Berliner Schule besuchen). Bezogen auf die 346.218 Berliner Schüler*innen an allgemeinbildenden Schulen sind das knapp 15 %. Die deutliche Differenz zum Anteil der Monatsticketbesitzer*innen in der Stichprobe sind schwer zu erklären. Möglicherweise besitzen viele der Befragten kein Schülerticket, sondern eine andere Monatskarte, obgleich das Schülerticket unter den Monatskarten mit Abstand das günstigste ist. Über 75 % der befragten Jugendlichen leben in Familien, in denen es ein Auto gibt, mit dem sie potenziell gefahren werden können. Über 30 % haben ein Skateboard oder einen Roller. Mofas oder Motorräder sind mit nur etwa 3 % ein eher unwichtiges Verkehrsmittel⁶.

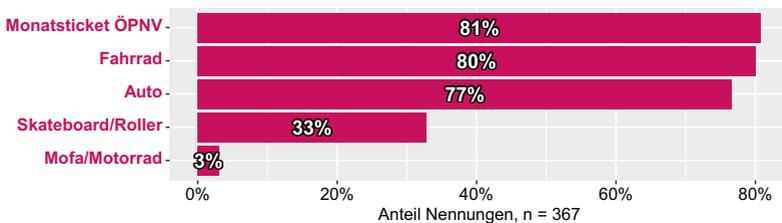


Abbildung 5.12 Besitz von Verkehrsmitteln

Die meisten befragten Jugendlichen verfügen dabei über mehr als ein Verkehrsmittel. Knapp 50 % der Befragten stehen sogar ein Fahrrad, ein elterliches Auto und eine ÖPNV-Monatskarte zur Verfügung (s. Abb. 5.13). Über Kombinationen

⁶ Fast alle befragten Schüler*innen hatten das Mindestalter für den Erwerb der Fahrerlaubnis von 15 Jahren für das Fahren von Mofas erreicht. Bei der Formulierung des Items wurden keine weiteren motorisierten Zweiräder (Mopeds, Roller, etc.) genannt. Sollten einzelne Befragte die Formulierung sehr genau ausgelegt haben, ist der Besitz von Mopeds, Rollern usw. hier nicht erfasst. Trotzdem ist nicht davon auszugehen, dass es zu einer massiven Untererfassung des Besitzes von motorisierten Zweirädern gekommen ist.

aus zwei dieser drei häufigsten Verkehrsmittel verfügen jeweils zwischen 11,7 % und 13,6 % der Befragten. Wenn nur ein Verkehrsmittel zur Verfügung steht, dann ist es am ehesten eine BVG-Monatskarte. Nur etwa 5 % der Jugendlichen verfügen weder über ein Auto im Haushalt, noch über eine Monatskarte für den ÖPNV und sind damit potenziell eingeschränkt bei der Überwindung größerer Distanzen. Über gar kein Verkehrsmittel verfügt fast niemand der Befragten.

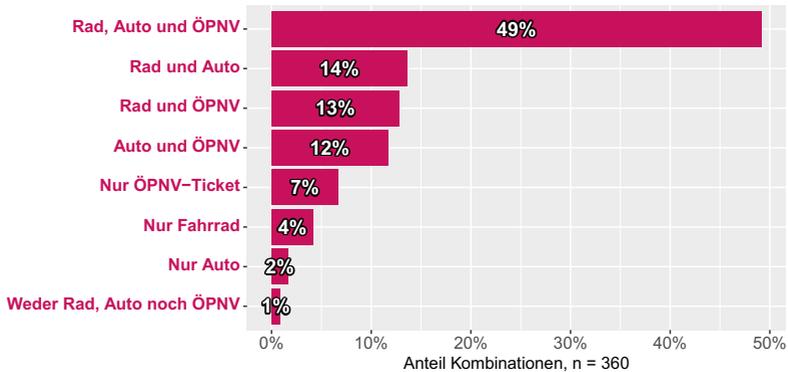


Abbildung 5.13 Besitz von mehreren Verkehrsmitteln

Die Vermutung, der Verkehrsmittelbesitz könnte aufgrund unterschiedlicher finanzieller Mittel vom sozialen Status abhängen (vgl. Konrad und Wittowsky 2016: 4 f.), kann nur bedingt bestätigt werden. Jugendliche von statushohen Schulen verfügen zwar häufiger über ein Auto in der Familie, aber der Unterschied zu statusniedrigeren Jugendlichen ist in Anbetracht der großen Verbreitung des Autos unter den Befragten nicht sehr ausgeprägt (s. Abb. 5.14). Etwas deutlicher ausgeprägt sind die Unterschiede beim Fahrrad- und Skateboard- bzw. Roller-Besitz. Da die Kosten für diese Verkehrsmittel jedoch deutlich geringer sind als für ein Auto, sind die Unterschiede zumindest teilweise wahrscheinlich auf unterschiedliche Lebensstile und Subkulturen der Jugendlichen zurückzuführen (vgl. Konrad und Groth 2019). Ähnlich zu erklären ist, dass andererseits eher kostenintensive Mofas oder Motorräder fast ausschließlich von Schüler*innen, die statusniedrige Schulen besuchen, gefahren werden. Der deutlich größere Anteil der statusniedrigen Befragten mit einer

ÖPNV-Monatskarte könnte darauf zurückzuführen sein, dass dieses von Familien mit Berlinpass zu einem deutlich günstigeren Preis erworben werden konnte⁷.

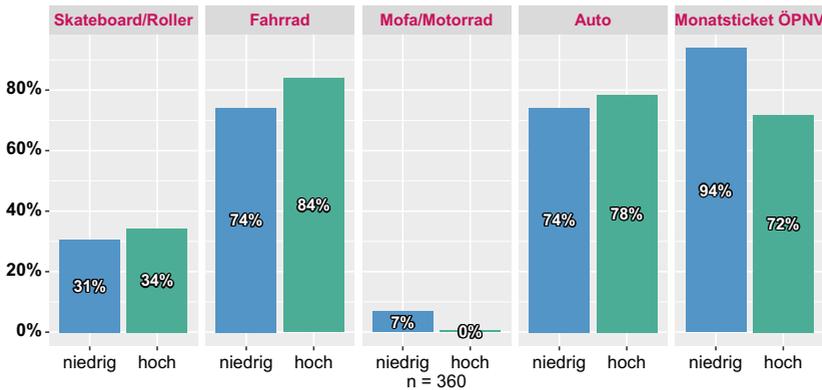


Abbildung 5.14 Verkehrsmittelbesitz nach Schulstatus

Doch der Besitz von Mobilitätsmitteln setzt sich nicht zwangsläufig auch in ihrer Nutzung um. Er beschreibt nur das vorhandene Repertoire, um die Orte des Alltags in der Stadt zu erreichen. Ein Blick auf die tatsächliche Nutzung der Mobilitätsmittel zeigt, dass über 90 % der Befragten „täglich“ oder „mehrmals die Woche“ zu Fuß gehen (s. Abb. 5.15). Die drei ähnlich stark verfügbaren Verkehrsmittel Fahrrad, ÖPNV(-Ticket) und Auto unterscheiden sich bei der Nutzungshäufigkeit stärker. Der Anteil der Jugendlichen, der häufig die BVG nutzt, liegt deutlich vor dem der häufigen Fahrrad- oder Auto-Nutzer*innen.

⁷ Eine Auswertung des Verkehrsmittelbesitzes nach sozialem Status zeigt die gleichen Unterschiede nach hohem und niedrigem Status auf individueller Ebene, jedoch in unterschiedlich starker Ausprägung als beim Schulstatus (s. elektronisches Zusatzmaterial, Abb. 5). Der Unterschied beim ÖPNV-Monatsticket fällt geringer aus, dafür ist der Unterschied beim Auto und Skateboard/Roller-Besitz zugunsten der statushöheren Jugendlichen deutlicher. Beim Anteil an Befragten mit Fahrrad ergibt sich eine ähnliche Differenz mit dem höheren Anteil bei den Statushohen wie bei der Unterscheidung nach Schulstatus. Einzig die Verfügbarkeit von Moped/Motorrad fällt aus dem Rahmen: Hier ist der Anteil bei beiden Statusgruppen nun in etwa gleich hoch.

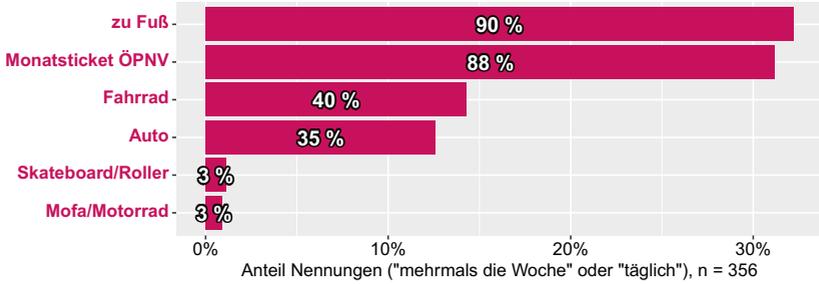


Abbildung 5.15 Verkehrsmittelnutzung

Allgemein wird davon ausgegangen, dass aufgrund der höheren Dichte der Bebauung und Infrastruktur im Stadtzentrum Innenstadtbewohner*innen kürzere Wege zurücklegen und dafür eher das Fahrrad nutzen oder zu Fuß gehen als peripher wohnende Personen, welche dafür häufiger auf motorisierte Fortbewegungsmittel oder den ÖPNV zurückgreifen (vgl. Akar et al. 2016; Chen und Akar 2017; Frank und Pivo 1994; Saelens et al. 2003). Die polyzentrale Struktur sollte diese Differenzen für Berlin jedoch abschwächen, wenn nicht gar vollständig nivellieren.

Die Auswertung zeigt keine größeren Unterschiede nach Wohnlage oder Schulstatus in der Nutzung der eigenen Füße als Fortbewegungsmittel (s. Abb. 5.16). Die Nutzer*innen motorisierter Zweiräder finden sich ausschließlich unter den peripher

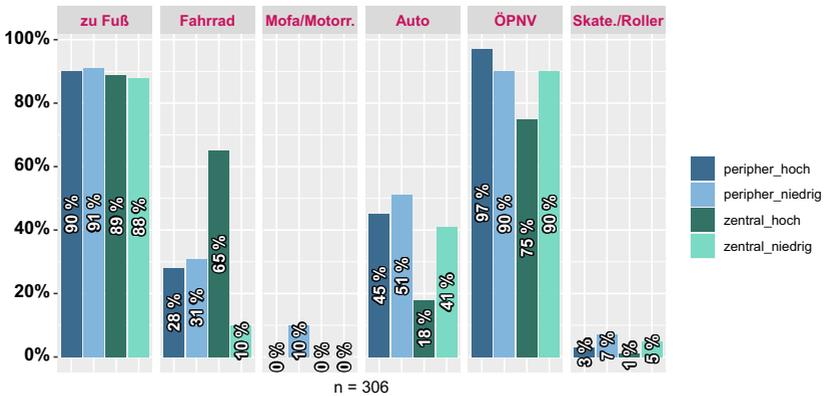


Abbildung 5.16 Häufige Verkehrsmittelnutzung nach Wohnlage und Schulstatus

wohnenden Jugendlichen von statusniedrigeren Schulen. Hier trifft die Zugehörigkeit zu bestimmten Jugendsubkulturen (Roller-Fahrer), wie oben erwähnt, auf ein bestimmtes Mobilitätsbedürfnis, das durch die Wohnlage geprägt ist. Die zentral wohnenden Schüler*innen von statushohen Schulen setzen sich bei der Nutzung von Fahrrad, Auto und ÖPNV stark von den anderen drei Gruppen ab. Die starken Unterschiede dieser Gruppe sind vor allem zurückzuführen auf eine der integrierten Sekundarschulen mit hohem Status und zentraler Lage (der überwiegende Teil der Schüler*innen dieser Schule wohnt daher zentral). Diese Schule zeichnet sich durch ein besonderes pädagogisch-didaktisches Konzept aus, das überdurchschnittlich viel selbstständiges und projektorientiertes Lernen sowie soziales Engagement beinhaltet. Es ist daher davon auszugehen, dass diese Schule Familien eines ganz bestimmten Mittelschichtsmilieus mit hohem Umweltbewusstsein und entsprechendem Mobilitätsverhalten, anzieht (vgl. Hunecke et al. 2002). Entsprechend ist der Anteil der häufigen Fahrradnutzer*innen an dieser Schule fast doppelt so hoch wie bei allen anderen Schulen (33 %), der Anteil an häufigen Autonutzer*innen ist hingegen äußerst gering (2 %). Auch bei der ÖPNV-Nutzung liegen die Schüler*innen dieser Schule hinter den der anderen Schulen.

Unabhängig von diesem Einfluss lebensstilgeprägter Verkehrsmittelpräferenzen nutzen peripher wohnende Jugendliche häufiger Auto und ÖPNV. Zugleich ergeben sich beim Zufußgehen kaum Differenzen, hier sind die Werte für alle Gruppen hoch. Dies deutet darauf hin, dass generell alle Jugendliche viele Wege zu Fuß und mit dem ÖPNV zurücklegen. Peripher wohnenden Jugendliche müssen diese Mobilitätsformen aber häufiger durch Autofahrten ergänzen als jene, die zentral wohnen.

5.2.2 Stadtstruktur und Aktivitäten

Wie im Kapitel zur Struktur Berlins dargelegt wurde, erweist sich die Stadt mit Blick auf die für Jugendliche wichtigen öffentlichen Räume der Parks, Einkaufszentren und Jugendfreizeiteinrichtungen nicht als zentralistisch. Alle drei Raumtypen sind nicht ausschließlich in bestimmten Bereichen der Stadt (z. B. im Zentrum) vorhanden, sondern es existiert ein entsprechendes Angebot in allen Stadtbezirken. Unterschiede in der Nutzung dieser Räume nach Geschlecht und Schulstatus wurden bereits oben (vgl. Abschn. 5.1) vorgestellt und diskutiert. Hier soll nun anhand einer weiteren Auswertung diskutiert werden, inwiefern Wohnlage und Quartierstatus einen Einfluss auf die Nutzung von Grünflächen, Einkaufszentren und Jugendfreizeiteinrichtungen hat.

Obwohl es im gesamten Stadtgebiet Grünflächen gibt, ist die Anzahl und die Flächengröße außerhalb des S-Bahn-Rings bzw. außerhalb des zentralen, durchgehend bebauten Gebietes höher. Um mögliche Korrelationen zwischen dem Schulstatus der Befragten, der oben bereits als einflussreich bewertet wurde, und ihrer Wohnlage bei der Auswertung einzubeziehen (vgl. Abschn. 4.2.5), wurde das Balkendiagramm mit einer doppelten Gruppenunterteilung erstellt (s. Abb. 5.17 A). Die Auswertung zeigt, dass ein deutlich höherer Anteil der zentral wohnenden Jugendlichen mindestens eine ihrer Freizeitaktivitäten im Grünen verbringt im Vergleich zu jenen aus peripheren Wohnlagen. Die Differenzen beim Schulstatus fallen dagegen sehr viel geringer aus und unterscheiden sich je nach Wohnlage. Unter den Jugendlichen aus den peripheren Gebieten sind es vor allem die Schüler*innen von statusniedrigen Schulen, welche sich im grünen Freiraum aufhalten, bei den zentral wohnenden Jugendlichen sind es die Schüler*innen von statushohen Schulen.

Ein umgekehrtes Bild was die Wohnlage angeht zeigt sich bei der Auswertung der Nutzer*innen von Einkaufszentren (s. Abb. 5.17 B): Hier sind es unabhängig vom Schulstatus vor allem die Jugendlichen aus peripheren Wohnlagen, welche mindestens eine ihrer Freizeitaktivitäten in einem Einkaufszentrum verbringen. Allerdings ergibt sich auch hier ein zweigeteiltes Bild was den Schulstatus angeht: Unter den peripher wohnenden Jugendlichen tendieren eher die Schüler*innen von

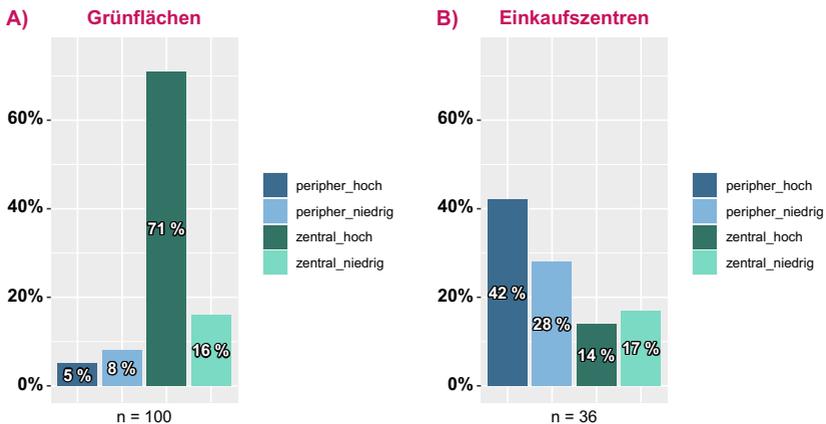


Abbildung 5.17 Nutzer*innen von Grünflächen und Einkaufszentren nach Wohnlage und Schulstatus

statushohen Schulen zum Besuch von Einkaufszentren unter den zentral wohnenden Jugendlichen ist der Anteil unter denjenigen von statusniedrigen Schulen deutlich größer. Das Angebot an Einkaufszentren ist in der Innenstadt etwas dichter. Da aber eher die Jugendlichen in peripherer Wohnlage diesen Raumtypen nutzen, scheint die Angebotsdichte nicht ausschlaggebend für die Nutzung zu sein.

Hinweise, welche die stärkere Nutzung von Grünflächen im Zentrum erklären, finden sich bei der Betrachtung der konkret genutzten Grünflächen. Die im Innenstadtbereich wohnenden Jugendlichen nutzen vor allem den Mauerpark, den Volkspark am Weinberg, den Volkspark Friedrichshain oder den Kollwitzplatz. Alle diese grünen Plätze bzw. Parks zeichnen sich weniger durch Naturnähe und Ruhe aus. Vielmehr sind sie vor allem im Sommer viel besuchte öffentliche Orte, die von ganz unterschiedlichen Menschen genutzt werden. So dienen sie den Jugendlichen wohl eher als urbane Bühne und weniger als naturnaher Rückzugsraum. Diese Atmosphäre und Qualität bieten die grünen Freiflächen am Stadtrand kaum. Hier finden die Jugendlichen diese Raumqualität vor allem in Einkaufszentren. Der Bedarf an grünen Aufenthaltsräumen dürfte in den peripheren Wohnlagen bei den Jugendlichen, die mit ihren Familien in Einfamilienhäusern wohnen, zum Teil durch die privaten Gärten gedeckt sein. Die gleiche Funktion könnte in den Großsiedlungen, als zweite große Bautypologie am Stadtrand, das Abstandgrün erfüllen. Private Gärten und Abstandgrün sind in den der Auswertung zugrundeliegenden GIS-Layern nicht als Grünflächen erfasst.

Der dritte wichtige öffentliche Raumtyp für Jugendliche, die Jugendfreizeiteinrichtungen, werden in etwa gleichem Maße von Jugendlichen im inneren und äußeren Stadtbereich genutzt (s. elektronisches Zusatzmaterial, Abb. 6). Interessante Unterschiede ergeben sich hier bei einer Aufschlüsselung nach dem Status des Wohnquartiers der Jugendlichen. Für eine detailliertere Betrachtung wurde hier nicht allein zwischen marginalisierten und nicht-marginalisierten Quartieren unterschieden. Die nicht-benachteiligten Quartiere wurden zusätzlich auf Basis der Statusklassifizierung des Monitoring Soziale Stadtentwicklung auch nach „neutral“ und „privilegiert“ unterschieden. Der mit 10 % größte Anteil an Nutzer*innen findet sich unter Jugendlichen, die in marginalisierten Quartieren wohnen (s. Abb. 5.18). Unter den Jugendlichen aus Quartieren mit mittlerem Status sind es weniger und unter jenen aus privilegierten Nachbarschaften mit 3 % noch weniger. Diese Abstufung in der Nutzung nach Quartiersstatus korrespondiert mit der Verteilung der Jugendzentren nach Status der Quartiere wie in Abschnitt 3.2.1 dargestellt, sind marginalisierte Quartiere am besten mit Jugendfreizeiteinrichtungen versorgt, dann

folgen neutrale und die im Vergleich geringste Dichte gibt es in privilegierten Quartieren. Jugendfreizeiteinrichtungen richten sich nicht nur überwiegend an Jugendliche in benachteiligten Quartieren, sondern werden auch vornehmlich von diesen genutzt. Dies hat möglicherweise auch Folgen für die Ausrichtung der Aktivitätsräume von Jugendlichen aus marginalisierten Quartieren.

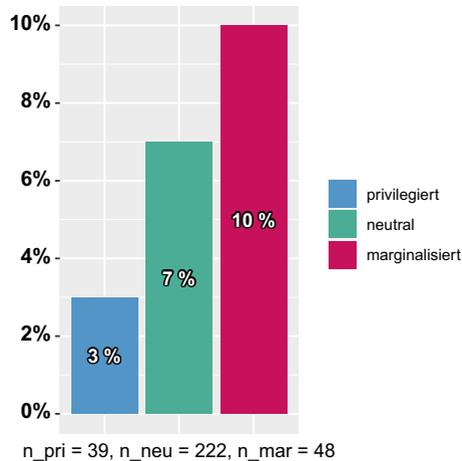


Abbildung 5.18 Nutzer*innen von Jugendzentren nach Quartierstatus

Um zu eruieren in welchem Zusammenhang das räumliche Freizeitverhalten von Berliner Jugendlichen mit ihren Wohn- und Schulorten sowie den Zentren der Stadt steht, ist eine kartografische Auswertung mittels Aktivitäts-Heatmaps aufschlussreich. Eine Gegenüberstellung der Heatmaps von Schüler*innen von jeweils zwei Schulen mit ähnlicher Lage, aber unterschiedlichem Schulstatus ermöglicht auch einen Vergleich nach Schulstatus.

Zunächst sollen zwei zentrale Schulen verglichen werden. Ein Gymnasium mit hohem Status und in einem nicht-marginalisierten Quartier und eine integrierte Sekundarschule mit niedrigem Status und in einem benachbarten benachteiligten Quartier. Die Wohnstandorte der Gymnasiast*innen sind deutlicher weiter verteilt

als jene der Sekundarschüler*innen (s. Abb. 5.19 und Abb. 5.20).⁸ Die Aktivitäten gruppieren sich jedoch bei beiden Schulen deutlich um die Schule und die nahe-
liegenden Wohnorte und schließen dabei auch das nächste Haupt- bzw. Stadtteil-
zentrum ein. Einzelne Aktivitäts-Hotspots außerhalb dieses zusammenhängenden
Gebietes treten für die Sekundarschüler*innen vor allem in der Näher städtischer
Zentren auf. Die Aktivitäten der Gymnasiast*innen, die abseits der Schulumgebung
liegen, konzentrieren sich meist auf entfernt liegenden Wohnorte. Dies sind Aktivi-

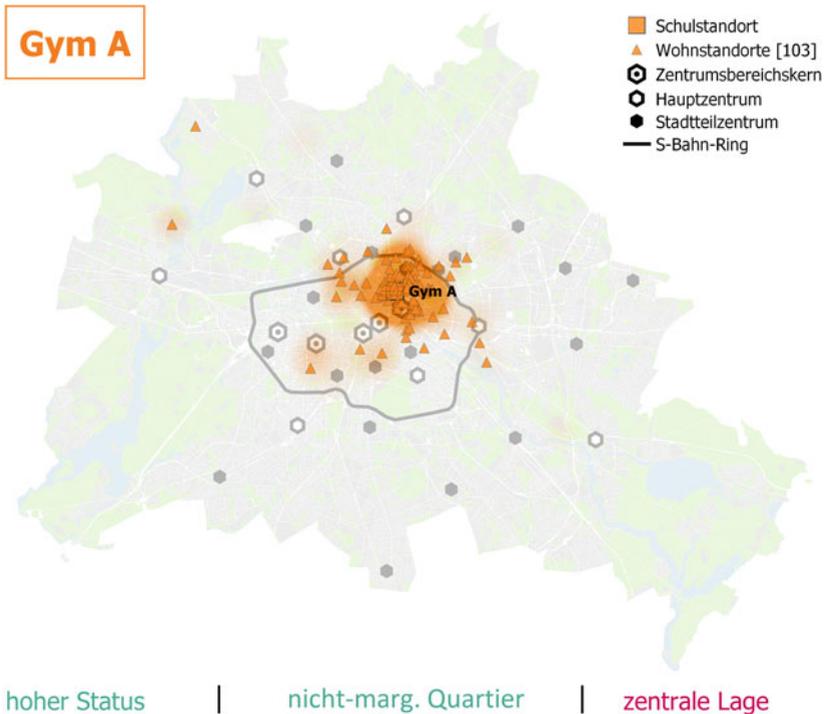


Abbildung 5.19 Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Gym A

⁸ Zu beachten ist der deutliche Unterschied in der Größe der beiden Schulstichproben. Während für die Schüler*innen des Gymnasiums 103 Wohnorte kartiert wurden, waren es für jene der Sekundarschule nur 16. Auch die Anzahl der kartierten Aktivitäten ist für die Sekundarschule deutlich niedriger. Einzelne Aktivitäten haben hier daher einen größeren Einfluss bei der Darstellung der Heatmap und können schneller Verzerrungen hervorrufen.

täten, denen die Jugendlichen bei sich zuhause oder in ihrem – in diesem Fall weiter entfernten – Wohnquartier nachgehen.

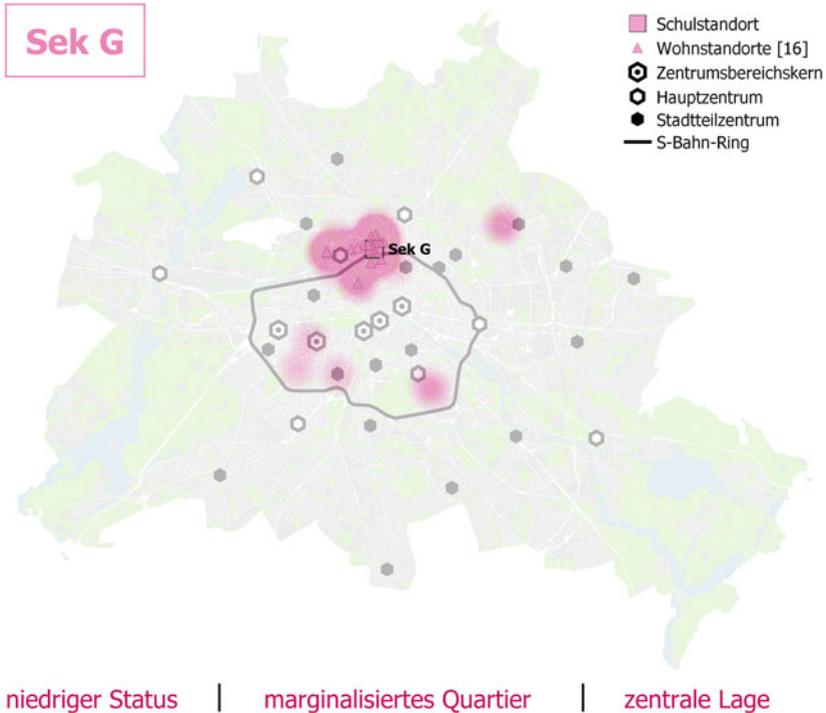


Abbildung 5.20 Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Sek G

Beim Vergleich zweier Schulen, die in peripheren, marginalisierten Quartieren liegen, zeigt sich ein ähnliches Bild: Die Schüler*innen der statushohen Schule, einem Gymnasium, wohnen zum Teil auch etwas weiter von der Schule entfernt (s. Abb. 5.21 und Abb. 5.22). Von den Sekundarschüler*innen wohnen bis auf eine Person alle relativ nah bei der Schule. Gleiches gilt für die Aktivitäten, welche sich fast ausschließlich in unmittelbarer Umgebung der Schule und der umliegenden Wohnorte konzentrieren. Nur das Zuhause der weiter entfernten wohnenden Person,

scheint ein Freizeitort außerhalb dieses Gebiets zu sein. Die Aktivitäten der Gymnasiast*innen liegen vereinzelt weiter entfernt von der Schule in den Zentren oder in der Nähe von Wohnorten. Doch der überwiegende Teil der Aktivitäten verteilt sich auch hier um die Schule und die schulnahen Wohnorte. Der Kernbereich der Aktivitäten beider Schulen umfasst auch hier die beiden nächstgelegenen Stadtteilzentren. Die Gymnasiasten nutzen darüber hinaus auch das Stadtzentrum um den Alexanderplatz.

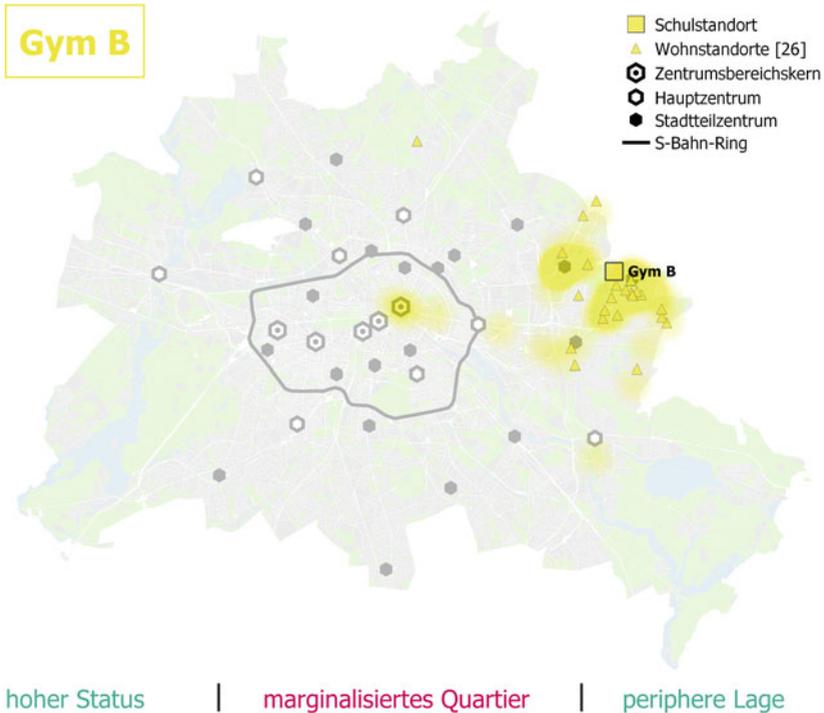


Abbildung 5.21 Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Gym B

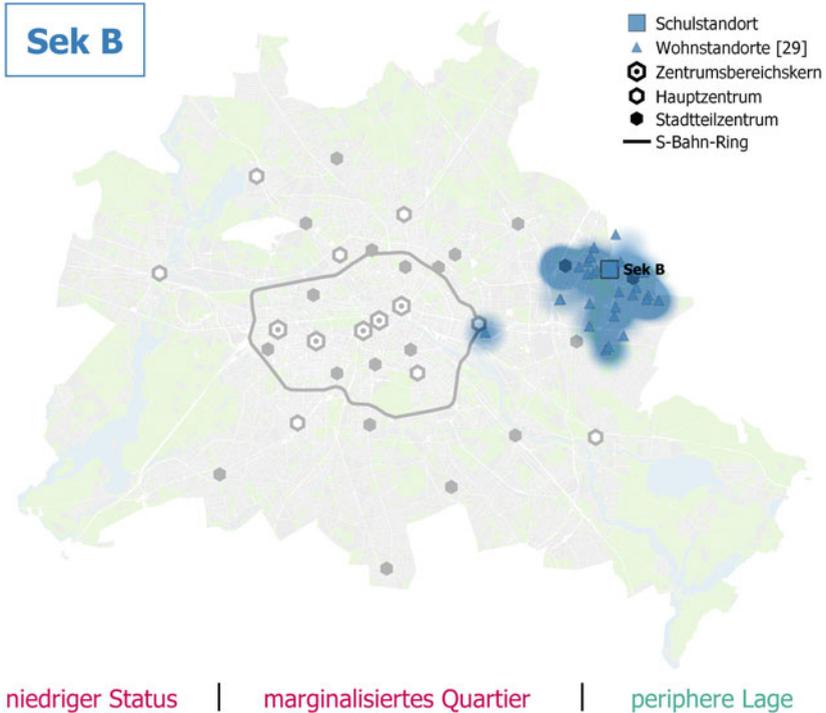


Abbildung 5.22 Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Sek B

Der dritte Vergleich betrifft zwei Schulen in peripherer Lage und nicht-marginalisierten Quartieren. Auch hier gilt wieder, dass sich die Aktivitäten um die Schulen, die nahegelegenen Wohnorte und nächsten Zentren konzentrieren (s. Abb. 5.23 und Abb. 5.24). Einzelne Hotspots beider Schulen liegen zum Teil im Stadtzentrumsbereich oder in Wäldern und Grünflächen am Stadtrand.

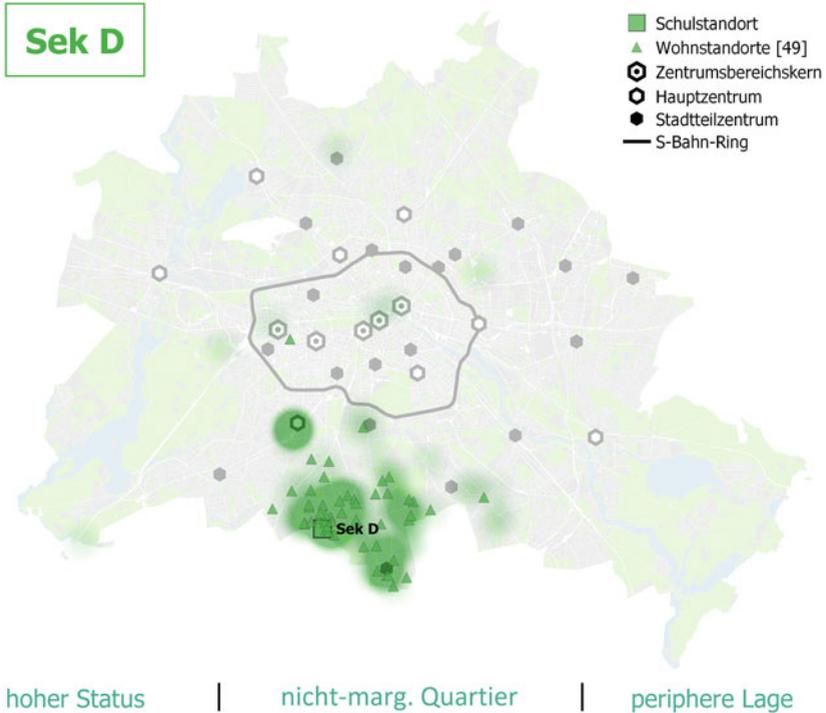


Abbildung 5.23 Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Sek D

Werden die Aktivitäten von Schüler*innen in den Blick genommen, die weiter entfernt von ihrer Schule wohnen als die meisten ihrer Mitschüler*innen, zeigt sich auch für diese Schüler*innen ein starker räumlicher Bezug zu Wohn- und Schulstandort (s. Abb. 5.25). Die Aktivitäten dieser acht Schüler*innen befinden sich fast alle in der Nähe der Wohn- oder Schulstandorte oder zwischen diesen beiden. Den Fragebogen der entsprechenden Jugendlichen ist zu entnehmen, dass

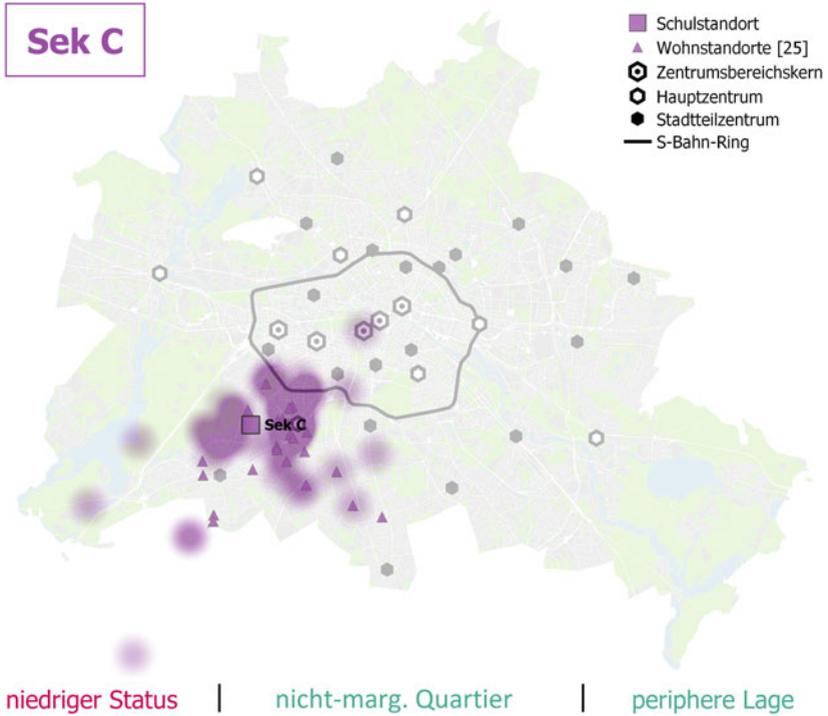


Abbildung 5.24 Heatmap Aktivitäten Schüler*innen Sek C

die Hälfte innerhalb der letzten drei Jahren umgezogen ist und vorher in der Nähe der Schule gewohnt hat. Verbliebene Bindungen zu Freizeitorten und Freund*innen im vorherigen Wohnstadtteil beeinflussen bei diesen Jugendlichen wahrscheinlich das räumliche Freizeitverhalten und führen dazu, dass Aktivitäten nach wie vor in der Nähe der Schule nachgegangen werden.

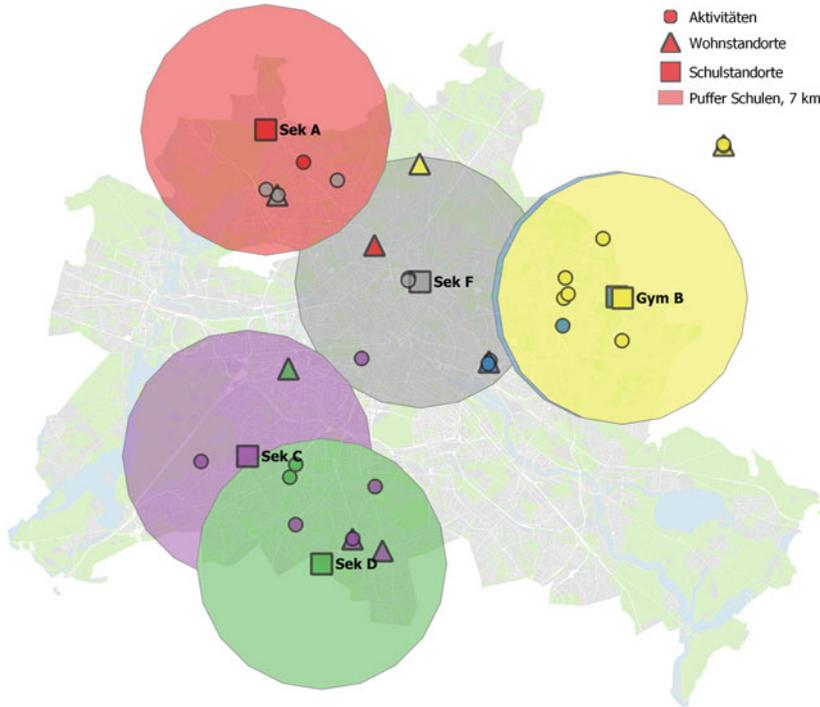


Abbildung 5.25 Aktivitäten von Schüler*innen, die weiter von ihrer Schule entfernt wohnen

5.2.3 Zusammenfassung

Den meisten der befragten Jugendlichen stehen zwei oder drei Verkehrsmittel (vornehmlich Fahrrad, Auto, ÖPNV-Monatskarte) zur Verfügung. Weniger als 15 % sind auf nur ein Verkehrsmittel beschränkt und weniger als 5 % besitzen weder ein Auto in der Familie noch eine ÖPNV-Monatskarte und sind somit eingeschränkt in der Überwindung längerer Distanzen in der Stadt. Der Verkehrsmittelbesitz unterscheidet sich nur marginal nach Schulstatus und geringere finanzielle Mittel scheinen hier – entgegen der Annahmen anderer Studien (vgl. Konrad und Wittowsky 2016) – keinen Einfluss, etwa auf den Besitz eines Autos, zu haben.

Die meisten Befragten legen mehrmals die Woche oder sogar täglich Wege zu Fuß oder mit dem ÖPNV zurück. Mit Abstand folgen danach das Fahrrad und das Auto als Verkehrsmittel. Diese Rangfolge der Verkehrsmittel gleicht damit dem

Modal Split der Gesamtbevölkerung Berlins, die die meisten Wege zu Fuß und die zweitmeisten Wege mit dem ÖPNV zurücklegt (vgl. Gerike et al. 2020: Tab 13.a). Allerdings liegt im Modal Split der motorisierte Individualverkehr noch vor dem Fahrrad. Der hohe Anteil an Personen, die häufig zu Fuß unterwegs sind, sowohl unter den peripher als auch zentral wohnenden Befragten, verweist auf die polyzentrale Struktur Berlins. Von dieser wird angenommen, dass sie Bewohner*innen in allen Stadtteilen ermöglicht, viele alltägliche Wege zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückzulegen (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2019b). Die im Durchschnitt häufigere Nutzung von Auto und ÖPNV durch peripher wohnende Jugendliche deuten aber auch darauf hin, dass der Alltag in diesen Wohnlagen öfter die Überwindung weiterer Strecken erfordert. Gründe dafür könnten die geringere infrastrukturelle Dichte z. B. in Gegenden mit Einfamilienhäusern und Großsiedlungen sein. Zum anderen sind bestimmte soziale und kulturelle Angebote sowie Waren und Dienstleistungen nicht in allen Subzentren vorhanden, sondern erfordern den Weg in eines der Hauptzentren in der Innenstadt.

Diese Ergebnisse zeigen, dass Berliner Jugendliche nicht durch einen Mangel an Mobilitätsangeboten in ihrer räumlichen Nutzung der Stadt eingeschränkt sind. Verfügbare Verkehrsmittel scheinen auch nicht durch mangelnde finanzielle Mittel eingeschränkt zu sein. Dies spricht für die Annahme, welche in Hypothese 2.a formuliert wurde. Keine Aussagen können getroffen werden über mögliche Barrieren auf subjektiver Ebene. Z. B. könnten Jugendliche zwar eine BVG-Monatskarte besitzen, aber es sich nicht zutrauen, unbekannte Strecken bzw. Linien zu fahren. Die Auswertung zum Mobilitätsverhalten liefert auch einen Teilbeleg für Hypothese 2.d zur Bedeutung der polyzentralen Struktur Berlins für die Verkehrsmittelwahl. Die eigenen Füße sind das meist genutzte Mobilitätsmittel der befragten Jugendlichen. Das Fahrrad wird jedoch deutlich seltener genutzt, der ÖPNV hat einen höheren Stellenwert.

Ein Indiz für Hypothese 2.b liefert die kartografische Auswertung der Freizeitaktivitäten der Schüler*innen nach Schulen. Hier zeigt sich, dass unabhängig von Lage, Quartier- und Schulstatus der Schulen der überwiegende Teil der Aktivitäten sich in der Nähe der Wohn- und Schulorte abspielt. Die Aktivitäten sind bei den meisten Schüler*innen auf den eigenen Stadtteil konzentriert und beziehen dabei auch die Zentren mit ein. Diese sind daher, wie in Hypothese 2.b angenommen, prägende strukturelle Faktoren für die jugendlichen Aktivitätsräume. Unterschiede ergeben sich nach Schulstatus: Schüler*innen von statushohen Schulen steuern eher auch Orte außerhalb des eigenen Stadtteils an. Diese Erkenntnis soll im nächsten Unterkapitel mit Blick auf Hypothese 3.b noch weiter diskutiert werden.

Obwohl die für die jugendliche Freizeitgestaltung besonders relevanten öffentlichen Orte (Grünflächen, Einkaufszentren, Jugendfreizeiteinrichtungen) im gesam-

ten Stadtgebiet vorhanden sind, gibt es entgegen der Annahme von Hypothese 2.c, eine unterschiedlich starke Nutzung in den unterschiedlichen Wohnlagen und Quartieren mit unterschiedlichem Status. Zentral wohnenden Jugendliche nutzen häufiger Grünflächen, peripher wohnenden hingegen häufiger Einkaufszentren. Hintergrund könnte die besondere Atmosphäre angesagter innerstädtischer Parks sein, welche dadurch besonders attraktiv für die jugendliche Selbstdarstellung und die Kommunikation mit gleichaltrigen sind. Am Stadtrand wird diese Funktion eher durch Shoppingmalls erfüllt. Bei den Jugendzentren sind es vor allem Jugendliche aus benachteiligten Nachbarschaften, welche diese Räume in ihrer Freizeit aufsuchen. Hier könnte ein Zusammenhang mit dem größeren Angebot an Jugendfreizeiteinrichtungen in benachteiligten Quartieren bestehen.

5.3 Weite Wege zu entfernten Freund*innen – Aktivitätsräume

Im folgenden Unterkapitel sollen die in Set 3 formulierten Hypothesen (s. Tab. 5.3) mit Hilfe einer multiplen Regression explorierend geprüft werden. Das heißt der Einfluss verschiedener wohnstandortbezogener und individueller Merkmale als unabhängige Variablen auf die Größe der Aktivitätsräume der befragten Jugendlichen als abhängige Variable soll untersucht werden. Basierend auf dem aktuellen Forschungsstand sind dazu Hypothesen formuliert worden.

Die höhere Dichte an Infrastruktur in innerstädtischen Wohnquartieren führt zu kleineren Aktivitätsräumen, der dort wohnhaften Personen (vgl. Chen und Akar

Tabelle 5.3 Hypothesen-Set 3: Aktivitätsräume

ID	Hypothesen
H3	Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher sind geprägt durch individuelle sozialstrukturelle Merkmale, durch wohnortbezogene Merkmale und durch die Distanzen zu wichtigen Alltagsorten.
H3.a	Größe und Ausrichtung von Aktivitätsräumen und Freundeskreisen sind eng miteinander verknüpft.
H3.b	Folgende Merkmale führen zu kleineren und eher aufs eigene Wohnquartier ausgerichteten Aktivitätsräumen: niedriger sozialer Status ein eher unorganisierter Freizeitstil Wohnort in einem marginalisierten Quartier Wohnort in einem zentralen Quartier lange Wohndauer im Quartier geringe Distanz zum Schulort geringe Distanz zu Wohnorten der Freund*innen

2017; Scheiner 2010). Zugleich wird angenommen, dass die Aktivitäten der Bewohner*innen marginalisierter Quartiere eher auf das eigene Wohnquartier ausgerichtet sind (vgl. Friedrichs und Blasius 2000). Die im vorangegangenen Unterkapitel präsentierten Analysen zu Stadt- und Infrastruktur widersprechen diesen Ergebnissen teilweise. Die kartografischen Auswertungen der Aktivitäten nach Schulen zeigen, dass die Freizeit unabhängig von Status und Lage des Schulquartiers überwiegend im umliegenden Stadtteil verbracht wird. Umso wichtiger erscheint es, den Einfluss der Peripherität des Wohnortes und Marginalisierung des Wohnquartiers auf die Aktivitätsraumgröße in einer Regression zu untersuchen.

Neben diesen beiden wohnstandortbezogenen Merkmalen wurden ebenfalls individuelle Merkmale als relevant für die Größe jugendlicher Aktivitätsräume herausgearbeitet. Die Studienlage belegt den direkten Einfluss von sozialem Status und Geschlecht auf Größe und Ausprägung von Aktivitätsräumen (z. B. Chen und Akar 2016; Scheiner et al. 2011; Schönfelder und Axhausen 2003). Personen mit geringerem sozialen Status haben kleinere Bewegungsradien. Mit Bezug auf Geschlecht sind die Studien ambivalent (vgl. Tobias Müller 2009; Plöger 2012; von Seggern et al. 2009). Zudem weisen die Studien von Oberwittler (2004) und Plöger (2012) darauf hin, dass bei Jugendlichen die Ausrichtung von sozialen Kontakten und Aktivitäten auch vom Freizeitstil abhängt. Die oben vorgelegten Analysen zum Freizeitverhalten zeigen wiederum, dass sozialer Status und Geschlecht zwei wichtige Determinanten für die Freizeitgestaltung von Jugendlichen sind. Befragte von statusniedrigen Schulen verbringen ihre Freizeit häufiger mit Medienkonsum und unstrukturierten Sportaktivitäten, die Schüler*innen von statushohen Schulen bevorzugen kreative Aktivitäten und Vereinssport. Dieser Unterschied spiegelt sich auch in dem größeren Anteil an Jugendlichen von statushohen Schulen, die mindestens einer strukturierten Aktivität nachgehen.

Schließlich scheinen auch die Entfernungen zwischen Wohn- und Schulort und die Entfernungen zu den Wohnorten der Freund*innen sowie die Wohndauer von Bedeutung für die Ausdehnung der Aktivitätsräume von Jugendlichen zu sein. Größere Distanzen zwischen Wohn- und Schulort bzw. zwischen dem eigenen Wohnort und dem Wohnort der Freund*innen führen zu größeren Aktivitätsräumen (vgl. Tobias Müller 2009; Oberwittler 2004). Zugleich fokussieren sich mit zunehmender Wohndauer Kontakte und Aktivitäten auf den eigenen Stadtteil und die Bewegungsradien verkleinern sich (vgl. Albrecht 2014).

Diese drei Gruppen von Variablen sollen in den Analysen sukzessive in die Regressionsmodelle einbezogen werden und dabei hypothesengeleitet auch mögliche Moderationseffekte durch das Einfügen von Interaktionstermen geprüft werden. Dieses schrittweise und damit explorative Vorgehen erscheint aufgrund der geringen Anzahl an gültigen Fällen bei einigen Variablen und der Verzerrung in der

Stichprobe (vgl. Abschn. 4.2.5) angemessen. Zunächst soll der Einfluss der beiden wohnstandortbezogenen Variablen untersucht werden. Im nächsten Schritt werden die drei individuellen Merkmale Geschlecht, Schulstatus (hier stellvertretend für den individuellen sozialen Status) und Freizeitstil ins Modell einbezogen.

Aufgrund der unterschiedlich großen Anzahl an Ausfällen bei den einzelnen Variablen ergeben sich abweichende Stichprobengrößen für die Regressionsmodelle. Hinsichtlich der Modelle mit wohnstandortbezogenen und individuellen Variablen ergeben sich jedoch annähernd gleichgroße verwertbare Stichproben. Aufgrund von vielen Ausfällen bei der Variable Entfernung Freundeskreis sinkt die Anzahl der auswertbaren Fälle deutlich, wenn auch die dritte Gruppe an Variablen ins Regressionsmodell aufgenommen wird. Daher soll diese Gruppe als letztes hinzugefügt werden. Zusätzlich soll überprüft werden, ob sich durch die geringere Anzahl an verwendeten Fällen auch die Effekte verändern und somit ein Stichprobeneffekt vorliegt.

Um ein kohärentes Modell zu entwickeln, das den jeweiligen Einfluss der untersuchten Variablen auf die Aktivitätsraumgröße beschreibt, werden beim schrittweisen Vorgehen Variablen und Interaktionsterme ohne nennenswerten Effekt, das heißt einem standardisierten Regressionskoeffizienten $\beta < 0,1$, aus dem Modell entfernt. Angenommene Moderations- und Mediationseffekte werden im finalen Modell geprüft und interpretiert.

5.3.1 Wohnstandortbezogene Variablen

Zur konkreten Richtung der Effekte der wohnstandortbezogenen Variablen ergeben sich aus dem vorhandenen, in Kapitel 2 aufgearbeiteten Forschungskorpus einige Annahmen. Die geringere Dichte an sozialen und kulturellen Angeboten sowie Dienstleistungen und Einkaufsgelegenheiten zum Stadtrand hin spricht dafür, dass mit periphererer Wohnlage die Größe des Aktivitätsraumes zunimmt, da Wege für Freizeitaktivitäten und Besorgungen in die Innenstadt führen (vgl. Chen und Akar 2017; Scheiner 2010). Aufgrund der Polyzentralität Berlins dürfte dieser Einfluss aber nicht sehr stark sein, weil ein Großteil des Angebots auch in Zentren der jeweiligen Stadtbezirke vorhanden ist (vgl. Kap. 3).

Mit Blick auf den Quartierstatus sind vorliegenden Studien zufolge Bewohner*innen marginalisierter Quartiere vornehmlich auf ihre Nachbarschaft bezogen und haben damit tendenziell kleinere Aktivitätsräume (vgl. Friedrichs und Blasius 2000). Diese Annahme wird auch durch die Vorerhebungen zu Jugendlichen in Kassel gestützt (vgl. Abschn. 2.3). Inwiefern dieser Effekt auf den Quartierstatus zurückzuführen ist und nicht auf den individuellen sozialen Status, muss disku-

tiert und überprüft werden. Dazu werden weiter unten die individuellen Merkmale ins Regressionsmodell aufgenommen. Zusätzlich soll ein Interaktionsterm der beiden unabhängigen Variablen in das Regressionsmodell aufgenommen werden, um mögliche Moderationseffekte abzubilden. Die Quartiersbezogenheit von Bewohner*innen marginalisierter Quartiere wird möglicherweise durch eine periphere Lage der Quartiere noch verstärkt. Dies legen die Ergebnisse der Vorerhebungen in Kassel nahe: Die Aktivitätsräume der Jugendlichen aus dem benachteiligten und zugleich zentralen Stadtteil Wesertor sind weniger auf das eigene Quartier bezogen als jene der statusniedrigen Jugendlichen aus dem ebenfalls benachteiligten, aber peripheren Waldau.

Wie erwartet hat die Entfernung des Wohnortes vom Zentrum (Peripherität des Wohnortes) einen schwachen, hoch signifikanten Effekt auf die Aktivitätsraumgröße (s. Tab. 5.4). Die Marginalisierung des Wohnquartiers bzw. der Anteil an SGBII-Empfänger*innen im Wohnquartier hat hingegen im Vergleich der unabhängigen Variablen kaum einen Einfluss. Interessant ist der schwache und hoch signifikante negative Effekt des Interaktionsterms beider unabhängigen Variablen, der hier zunächst keiner tiefergehenden Analyse unterzogen werden soll. Dies soll erst geschehen, wenn sich der Interaktionsterm auch nach Hinzufügen weiterer unabhängiger Variablen noch als einflussreich erweist. Das Modell weist bei 260 eingeschlossenen Fällen insgesamt eine geringe Varianzaufklärung auf (korrigiertes R^2), die aber deutlich über der Erklärungsleistung eines Modells mit nur einer der

Tabelle 5.4 Aktivitätsraumgröße, Regressionsmodell A

	Aktivitätsraumgröße
X1: Peripherität Wohnort	0,263*** (0,119)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	-0,055 (-12,752)
X1:X2	-0,203*** (-0,011)
Constant	0,033 (2.018,093)
Observations	260
Adjusted R^2	0,107

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$; stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

beiden unabhängigen Variablen und einem Modell ohne Interaktionsterm liegt (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 2).

5.3.2 Individuelle Merkmale

Als nächstes sollen Geschlecht, Schulstatus und Freizeitstil als zusätzliche unabhängige Variablen in das Regressionsmodell aufgenommen werden. Bisherige Forschungsergebnisse zum Einfluss von Geschlecht auf die Größe von Aktivitätsräumen sind widersprüchlich. Trotz allmählicher Angleichungsprozesse, legen Männer im Alltag nach wie vor die weiteren Strecken zurück (vgl. Scheiner et al. 2011). Für Jugendliche ließen sich aufgrund der deutlich geschlechtsspezifischen Freizeitgestaltung, ebenfalls Differenzen vermuten. Doch die Forschungslage ist widersprüchlich. Plöger (2012) sieht kaum Unterschiede in den Mobilitätsmustern der von ihm untersuchten Jugendlichen im Ruhrgebiet, trotz unterschiedlicher Freizeitgestaltung. Für Berliner Jugendliche stellt Tobias Müller (2009) deutlich größere Aktivitätsräume bei den weiblichen Jugendlichen fest. Auf der anderen Seite zeigt die Untersuchung von von Seggern et al. (2009) eher wohnungsnahe Aktionsradien für Mädchen. Die Ambivalenz der Forschungslage ist möglicherweise das Ergebnis in den Analysen nicht berücksichtigter moderierender Effekte weiterer Variablen. Hier sollen daher Interaktionsterme zwischen der Variable Geschlecht und den anderen vier Variablen ins Modell aufgenommen werden.

Eindeutiger ist die Forschungslage zum Einfluss des sozialen Status: Personen mit einem niedrigen sozialen Status haben kleinere und eher auf das eigene Wohnquartier bezogene Aktivitätsräume (z. B. Chen und Akar 2016; Furtado und Netto 2017; Scheiner 2006). Die Vorerhebungen in Kassel belegen ebenso wie die Studie von Plöger (2012), dass ein größerer Anteil an strukturierten Aktivitäten mit einem größeren Bewegungsradius in der Stadt zusammenhängen. Zugleich weisen diese empirischen Befunde ebenso wie die oben vorgestellten Analysen zum Freizeitverhalten der für diese Arbeit befragten Jugendlichen auf einen engen Zusammenhang zwischen sozialem Status und dem Freizeitstil hin. Sofern der Freizeitstil einen direkten Effekt auf die Aktivitätsraumgröße hat, könnte er daher den Einfluss des sozialen Status mediiieren.

Die explorativen Vorerhebungen in vier verschiedenen Kasseler Stadtteilen (vgl. Abschn. 2.3) deuten auf weitere Zusammenhänge zwischen den Quartiersmerkmalen, dem sozialen Status und dem Freizeitstil hin, die als mögliche Moderationseffekte exploriert werden sollen. So differenzieren sich die Aktivitätsradien der Jugendlichen im peripheren Stadtteil Waldau nach sozialem Status: Statushohe Jugendliche suchen in ihrer Freizeit auch Orte in anderen Stadtteilen auf, status-

niedrige Jugendliche verbleiben überwiegend im Stadtteil. Dieser Unterschied lässt sich im zentralen Stadtteil Wesertor nicht ausmachen. Möglicherweise besteht also eine Interaktion zwischen der Lage des Wohnortes und dem sozialen Status.

Zugleich könnte hier aber auch eine Interaktion zwischen dem Freizeitstil und den Wohnortmerkmalen vorliegen. Es sind vor allem die Jugendlichen aus Kirchditmold mit ihren überwiegend strukturierten Aktivitäten, die in ihrer Freizeit weite Wege zurücklegen. Offensichtlich bietet ihr peripherer Stadtteil nicht die entsprechende Infrastruktur für ihre Freizeitgestaltung. Dem gegenüber verbringen die befragten Jugendlichen in Rothenditmold ihre eher durch unstrukturierte Aktivitäten geprägte Freizeit überwiegend im eigenen Stadtteil und nutzen dort die vorhandene Skatehalle und das Jugendzentrum. Es trifft also ein unstrukturierter Freizeitstil auf das gute Angebot offener Jugendfreizeiteinrichtungen, das auch in Berlin – wie oben gezeigt wurde – in marginalisierten Stadtteilen besser ist als in nicht-marginalisierten.

Das Regressionsmodell mit individuellen Merkmalen verliert aufgrund fehlender Werte nur einen Fall gegenüber dem Modell, das ausschließlich die Quartiersmerkmale beinhaltet (260 zu 259 Fälle) (s. Tab. 5.5, Modell B.1). Von veränderten Effekten durch eine verkleinerte Stichprobe ist daher nicht auszugehen. Zugleich steigt die Erklärungskraft des Modells deutlich an (korrigiertes R^2 : 0,107 zu 0,198). Einige der Interaktionsterme erweisen sich als kaum einflussreich und nicht statistisch signifikant. Ein kohärenteres Modell ergibt sich unter Ausschluss der Interaktionsterme, die nicht mindestens einen schwachen Effekt ($> 0,1$) zeigen (Modell B.2). Die Erklärungsleistung steigt dadurch leicht auf 0,200 korrigiertes R^2 .

Der oben in Modell A bereits vorhandene, deutliche Einfluss der Peripherität des Wohnortes auf die Aktivitätsraumgröße nimmt im Modell B noch leicht zu, ebenso der Interaktionsterm dieser Variable mit der Marginalisierung des Wohnquartiers. Die Marginalisierung des Wohnquartiers verliert noch weiter an Einfluss, muss aber im Modell bleiben, da sie Teil eines Interaktionsterms ist. Von den neun hinzugekommenen, individuellen Merkmalen zeigt der Schulstatus einen schwachen Effekt⁹, der in die vermutete Richtung weist: Jugendliche von statushöheren Schulen haben tendenziell größere Aktivitätsräume als jene von statusniedrigeren

⁹ Wird der Schulstatus in dem Modell ersetzt durch die Variable sozioökonomischer Status, sinkt die verwendete Stichprobe aufgrund der massiven Ausfälle bei letzterer Variable auf 113 Fälle. Zum Teil unterscheiden sich die Effektstärken deutlich zu jenen im Modell B.2 mit Schulstatus (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 3). Besonders hervorzuheben sind der deutliche Verlust des Einflusses des Freizeitstils bzw. die Umkehrung dieses Effektes und zugleich der deutlich stärkere Einfluss, den der sozioökonomische Status im Vergleich mit dem Schulstatus im anderen Modell hat. Ausgehend von der Hypothese, dass der sozioökonomische Status einen deutlichen Einfluss auf die Aktivitätsraumgrößen hat, deuten diese unterschiedlichen Effektstärken darauf hin, dass der Schulstatus nur eine Annäherung an den

Tabelle 5.5 Aktivitätsraumgröße, Regressionsmodell B

	Aktivitätsraumgröße	
	(1)	(2)
X1: Peripherität Wohnort	0,297*** (0,128)	0,291*** (0,125)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	-0,028 (-10,362)	-0,033 (-12,186)
X3: Geschlecht	0,157** (790,941)	0,158** (728,886)
X4: Schulstatus	0,102 (442,633)	0,095 (402,745)
X5: Strukturiertheit Freizeit	0,097 (10,445)	0,087 (9,325)
X1:X2	-0,230*** (-0,012)	-0,226*** (-0,012)
X1:X3	0,204** (0,183)	0,216*** (0,194)
X1:X5	0,103 (0,002)	0,106 (0,002)
X2:X5	-0,124* (-1,335)	-0,114* (-1,232)
X1:X4	0,004 (0,004)	
X2:X3	-0,074 (-34,024)	
X3:X4	-0,070 (-586,144)	
X3:X5	-0,067 (-12,387)	
Constant	0,042 (2.047,580)	0,036 (2.038,067)
Observations	259	259
Adjusted R ²	0,198	0,200

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

Schulen. Etwas stärker zeigt sich der Einfluss des Geschlechts auf die Aktivitätsraumgröße: Die befragten Mädchen legen im Durchschnitt etwas weitere Strecken zu ihren Freizeitaktivitäten zurück als die Jungen. Hier bestätigt sich das Ergebnis aus der einzigen Aktivitätsraumstudie zu Berliner Jugendlichen von Tobias Müller (2009). Zudem scheint das Geschlecht auch den Einfluss der Wohnlage auf die Aktivitätsraumgröße zu moderieren. Auch hier soll dieser potenzielle Moderationseffekt, wenn er sich bewährt, erst im finalen Modell analysiert werden. Der Anteil strukturierter Freizeitaktivitäten hat wie hypothetisiert einen positiven Einfluss auf die Aktivitätsraumgröße: Jugendliche mit einer strukturierteren Freizeit haben größere Aktivitätsräume. Auch hat diese Variable in Interaktion mit den beiden wohnstandortbezogenen Variablen einen Einfluss auf die Aktivitätsraumgröße der befragten Jugendlichen.

5.3.3 Distanzen zu Schule und Freund*innen

Bisherige Forschungen konnten belegen, dass der Schulstandort eine einflussreiche Variable in Bezug auf die räumlichen Ausrichtung der Freundeskreise und Aktivitätsräume von Jugendlichen ist. Eine größere Entfernung zwischen Wohn- und Schulort erhöht auch die Wahrscheinlichkeit eines entsprechend größeren Aktivitätsraumes (vgl. Tobias Müller 2009) und verringert die Wahrscheinlichkeit, dass die Freund*innen überwiegend im eigenen Stadtteil wohnen (vgl. Oberwittler 2004: 156). Schulen sind Orte, an denen häufig Freundschaften entstehen (vgl. Alleweldt 2009). Durch eine weiter entfernt liegende Schule können somit auch Freundschaften zu Gleichaltrigen in anderen Teilen der Stadt geknüpft werden. Potenziell zieht dies auch Freizeitaktivitäten in anderen Stadtteilen nach sich (vgl. Oberwittler 2004: 156). Demnach ist anzunehmen, dass eine größere Entfernung zur Schule auch einen größeren Aktivitätsraum nach sich zieht. Vermittelt ist dieser Zusammenhang wahrscheinlich über die räumliche Ausrichtung der Freundeskreise. Diese ist auch durch

sozioökonomischen Status darstellt und die beiden Merkmalsausprägungen des Schulstatus den Index zum sozioökonomischen Status nicht trennscharf in zwei Gruppen teilt. Dass zugleich der Effekt des Freizeitstils verschwindet, ist ein Hinweis darauf, dass dieser nicht einen Teil des Einflusses des sozioökonomischen Status auf die Aktivitätsraumgröße mediiert, sondern – wenn – nur des Schulstatus. Wird das Modell mit dem Schulstatus, aber der kleineren Stichprobe mit 113 Fällen mit gültigen Werten für den sozioökonomischen Status, durchgeführt, ergeben sich sehr ähnliche Effekte wie im Modell mit dem sozioökonomischen Status. Daher muss davon ausgegangen werden, dass sich die Veränderungen in den Effekten weniger durch den Austausch der Variablen, sondern vor allem durch die Verkleinerung der Stichprobe ergeben.

die Wohndauer beeinflusst.¹⁰ Personen, die kürzlich umgezogen sind, pflegen noch soziale Kontakte mit Menschen in ihrem ehemaligen Quartier und suchen dort noch Orte auf, z. B. weil sie noch keine Entsprechung dazu in der neuen Nachbarschaft gefunden haben (vgl. Albrecht 2014; Oberwittler 2004). Es kann daher davon ausgegangen werden, dass mit zunehmender Wohndauer im Quartier die Aktivitätsräume kleiner werden bzw. mehr auf das eigene Quartier bezogen werden.

Insgesamt lassen sich enge Zusammenhänge zwischen den drei Variablen Entfernung zu Schule, Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen und Wohndauer auf bivariater Ebene in der Stichprobe nachweisen und daher sind hier Mediationseffekte zu vermuten (s. elektronisches Zusatzmaterial, Abb. 7). Wie bereits im Abschnitt zu Schulen in Berlin diskutiert, schicken statushöhere Eltern ihre Kinder eher auf weiter entfernte Schulen, statusniedrige Eltern wählen eher wohnortnähere Schulen. Daher könnte der Einfluss des sozialen Status auf die Aktivitätsraumgröße auch über die Entfernung zur Schule mediiert sein.

Da die räumliche Ausrichtung der Freundeskreise bzw. die Wohnorte der Freund*innen einen entscheidenden Einfluss auf die Größe der Aktivitätsräume haben können, sind die Zusammenhänge weiterer Variablen mit der räumlichen Ausdehnung der Freundeskreise zu untersuchen. Aus der empirischen Arbeit von Oberwittler (2004) lassen sich hier einige weitere Annahmen ableiten. Neben der Wohndauer und der Entfernung zur Schule zeigen sich in seinen Analysen auch das Geschlecht, der Schultyp und der soziale Status (Bildungs- und Berufsstatus der Eltern) als einflussreich. Jungen, Hauptschüler*innen und Jugendliche aus Familien mit niedrigem sozialen Status haben mit höherer Wahrscheinlichkeit einen Freundeskreis, der auf das eigene Quartier ausgerichtet ist (vgl. Oberwittler 2004: 156 ff.).

Auch wird allgemein angenommen, dass die sozialen Kontakte von Bewohner*innen marginalisierter Quartiere eher auf ihr eigene Nachbarschaft bezogen sind und sich folglich in einem räumlich kleineren Kreis befinden. Auch wenn Friedrichs und Blasius (2000) diese Annahme in ihrer Untersuchung nicht eindeutig belegen können, soll sie hier doch geprüft werden. Es wird als geprüft, ob außer

¹⁰ Einen Sonderfall stellen Personen dar, die aus einer anderen Stadt zugezogen sind. Diesen ist es nicht möglich in ihrer alltäglichen Mobilität räumliche Bezüge zu ihrem ehemaligen Wohnort herzustellen. Ob ihre Aktivitätsräume dann zunächst auf den eigenen Stadtteil ausgerichtet sind oder auch andere Teile der Stadt einschließen, hängt von vielen Faktoren ab (vorhandene Kontakte, Informationen über die Stadt, etc.). Doch auch bei ihnen ist mit zunehmender Wohndauer eine verstärkte Fokussierung auf das eigene Quartier anzunehmen, wenn diese nicht schon seit ihrem Zuzug besteht. Daher sollen diese Sonderfälle für diese Auswertung in der Stichprobe belassen werden. Die Anzahl der Befragten mit kartierten Aktivitäten, die innerhalb der vergangenen fünf Jahre aus einer anderen Stadt zugezogen sind, ist ohnehin gering und beläuft sich auf fünf.

der Wohndauer und der Entfernung zur Schule auch das Geschlecht, sowie Schulstatus und die Marginalisierung des Wohnquartiers vermittelt über die räumliche Ausdehnung des Freundeskreis einen indirekten Effekt auf die Aktivitätsraumgröße von Jugendlichen haben (zusätzlich zu einem möglichen direkten Einfluss). Da sich hier allerdings keine bivariaten Zusammenhänge zwischen den drei genannten Variablen und der Entfernung zu den Freund*innen finden lassen, sind Mediationseffekte ausgeschlossen. Stattdessen sollen hier mögliche Moderationseffekte geprüft und dafür entsprechende Interaktionsterme eingefügt werden.

Das umfangreiche Modell unter Einbezug der drei weiteren Variablen Entfernung zur Schule, durchschnittliche Distanz zu den Wohnorten der Freund*innen und Wohndauer sowie zusätzlicher aus vorhandener Theorie und Empirie abgeleiteter Interaktionsterme (C.1) weist zunächst eine deutlich bessere Erklärungsleistung auf als das vorangegangene Modell B.2 (korrigiertes R^2 : 0,395 zu 0,228), verliert jedoch 40 Fälle aufgrund von fehlenden Werten.¹¹ Werden nun alle unabhängigen Variablen und Interaktionsterme, die keinen nennenswerten Einfluss auf die abhängige Variable der Aktivitätsraumgröße haben (standardisierter Regressionskoeffizient $< 0,1$), aus dem Modell genommen, ergibt sich ein kompakteres und kohärenteres Modell C.2 (s. Tab. 5.6).

Im Vergleich des gekürzten Modells C.2 mit dem vorangegangenen Modell B.2 nimmt der Einfluss der Entfernung des Wohnortes zum Stadtzentrum deutlich ab. Ebenso verlieren die Interaktionsterme dieser Variable mit der Marginalisierung des Wohnquartiers und dem Geschlecht so deutlich an Einfluss, dass sie aus dem Modell entfernt werden, weil sie nicht mehr relevant erscheinen. Auch der soziale Status verliert noch einmal deutlich an Effektstärke und wird daher ebenfalls aus dem Modell eliminiert. Möglicherweise wird der Einfluss des sozialen Status jedoch über andere Variablen mediiert (Freizeitstil, Entfernung zur Schule, Entfernung Freundeskreis). Das soll im folgenden Abschnitt geprüft werden.

Geschlecht und Marginalisierung des Wohnquartiers bleiben in ihren Effekten stabil gegenüber dem Modell B.2. Während erstere Variable nach wie vor einen schwachen Einfluss aufweist, ist letztere nach wie vor ohne nennenswerten Effekt, verbleibt aber im Modell aufgrund der Interaktionsterme, an denen sie beteiligt ist.

¹¹ Wird das Modell B.2 mit der verkleinerten Stichprobe, die Modell C zugrunde liegt, gerechnet, ergeben sich keine gravierenden Unterschiede zu dem Ergebnis des Regressionsmodell mit der größeren Stichprobe (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 4). Die standardisierten Regressionskoeffizienten und der korrigierte Determinationskoeffizient weichen leicht voneinander ab, bewegen sich insgesamt jedoch im gleichen Rahmen. Daher ist davon auszugehen, dass sich durch die Verkleinerung der Stichprobe aufgrund der Ausfälle bei den neu hinzugefügten Variablen, keine Verzerrungen bzw. Stichprobeneffekte ergeben.

Tabelle 5.6 Aktivitätsraumgröße, Regressionsmodelle B und C

	Aktivitätsraumgröße		
	(B.2)	(C.1)	(C.2)
X1: Peripherität Wohnort	0, 291*** (0,125)	0, 161* (0,059)	0, 145* (0,056)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	-0,033 (-12, 186)	-0,024 (-1, 239)	-0,043 (-3, 112)
X3: Geschlecht	0, 158** (728,886)	0, 153** (687,819)	0, 164** (711,942)
X4: Schulstatus	0,095 (402,745)	0,063 (290,948)	
X5: Strukturiertheit Freizeit	0,087 (9,325)	0, 116* (11,589)	0, 112* (11,256)
X6: Entfernung Schule		0, 246*** (0,239)	0, 283*** (0,275)
X7: Entfernung Freundeskreis		0, 231*** (0,157)	0, 252*** (0,179)
X8: Wohndauer		-0,086 (-37, 274)	
X1:X2	-0, 226*** (-0, 012)	-0,073 (-0,004)	
X1:X3	0, 216*** (0,194)	0,086 (0,076)	
X1:X5	0,106 (0,002)	0, 154** (0,003)	0, 148** (0,003)
X2:X5	-0, 114* (-1, 232)	-0, 143** (-1, 571)	-0, 147** (-1, 608)
X2:X7		0, 147* (0,013)	0, 148* (0,013)
X3:X7		0,141 (0,205)	0, 217*** (0,316)
X4:X7		0,049 (0,079)	
Constant	0,036 (2.038,067)	-0,002 (2.045,085)	-0,032 (2.008,117)
Observations	259	219	221
Adjusted R ²	0,200	0,350	0,345

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

Etwas an Einfluss gewinnt der Freizeitstil und die Interaktionsterme dieser Variable mit den beiden wohnstandortbezogenen Variablen.

Von den neu hinzugefügten Variablen und Interaktionstermen erweist sich die Wohndauer als nicht einflussreich und ebenso wenig die Interaktion der Variablen Schulstatus und Entfernung Freundeskreis. Beide Terme werden daher im Modell C.2 wieder entfernt. Mit deutlichem Einfluss fügen sich jedoch die Entfernung Schule und die Entfernung Freundeskreis ins Modell ein. Auch die Interaktionsterme zwischen letzterer Variable und der Marginalisierung des Wohnquartiers bzw. des Geschlecht verleiben aufgrund ihres schwachen Effektes im Modell. Zunächst sollen nun die im Modell C.2 verbliebenen Interaktionsterme als Moderationseffekte analysiert und interpretiert werden.

5.3.4 Moderationsanalysen

Die Interaktionsterme, welche im finalen Modell C.2 einen mindestens schwachen Effekt aufweisen, sollen in den beiden folgenden Unterkapiteln genauer untersucht werden. Die Moderationseffekte sollen mithilfe von Interaktionsdiagrammen interpretiert werden (vgl. Fairchild und MacKinnon 2009). Diese zeigen Regressionsgeraden für den Effekt der unabhängigen auf die abhängige Variable getrennt für verschiedene Ausprägungen der Moderationsanalysen Variable.

Moderation des Einflusses des Freizeitstils durch Marginalisierung und Peripherität des Wohnortes

Die Auswertungen zur Stadt- und Infrastruktur Berlins haben gezeigt, dass in den zentralen Bereichen der Stadt eine höhere Bau- und Einwohner*innendichte herrscht. Damit einher geht auch ein besseres Angebot an sozialen und kulturellen Angeboten, auch durch die beiden großen Zentrumsbereiche und weitere Zentren im Innenstadtbereich (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2019b). Zugleich sind durch die polyzentrale Struktur Berlins Orte, wie Parks und Einkaufszentren, die von Jugendlichen vor allem für unstrukturierte Freizeitaktivitäten, wie Chillen oder Freund*innentreffen, genutzt werden, auch im äußeren Stadtbereich vorhanden. Die ebenfalls für die genannten unstrukturierten Freizeitaktivitäten genutzten offenen Jugendfreizeiteinrichtungen, befinden sich – wie die Auswertungen gezeigt haben – häufiger in marginalisierten Quartieren. Zugleich sind solche Quartiere häufig infrastrukturell schlechter ausgestattet (vgl. Browning und Soller 2014; Sampson et al. 2002). Der schwache Effekte des Anteils strukturierter Aktivitäten auf die Aktivitätsraumgröße könnte daher noch einmal stärker

ausfallen für Jugendliche, die in peripheren und/oder benachteiligten Quartieren wohnen. Sie müssen häufiger ihr Wohnquartier verlassen und damit weitere Wege zurücklegen, um ihren strukturierten Freizeitaktivitäten nachzugehen.

Ein Diagramm, das den Zusammenhang zwischen dem Anteil der strukturierten Aktivitäten und der Größe der Aktivitätsräume mithilfe zweier Regressionsgeraden für Befragte aus zentraler und aus peripherer Wohnlage darstellt, bestätigt die Annahme in Bezug auf die Wohnlage (s. Abb. 5.26). Während für zentral wohnende Jugendliche kein Zusammenhang besteht zwischen dem Anteil an strukturierten Aktivitäten, denen sie nachgehen, und der Größe ihrer Aktivitätsräume, ist für peripher wohnende Jugendliche ein Zusammenhang deutlich erkennbar.

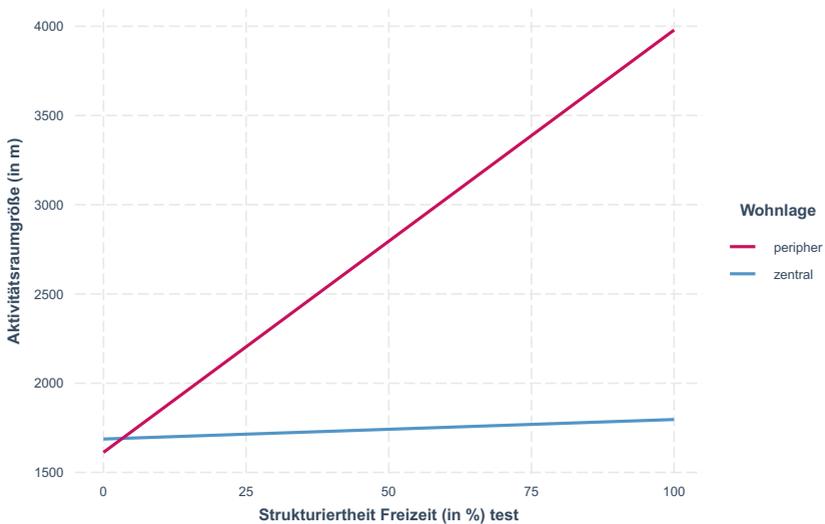


Abbildung 5.26 Freizeitstil und Wohnlage in Bezug auf Aktivitätsraumgröße

Auch der Quartierstatus moderiert den Einfluss der Strukturiertheit des Freizeitstils auf die Aktivitätsraumgröße – allerdings nicht wie erwartet. Für die Jugendlichen aus nicht-marginalisierten Quartieren besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Anteil strukturierter Aktivitäten und der Aktivitätsraumgröße (s. Abb. 5.27): In der Tendenz führt hier ein größerer Anteil strukturierter Aktivitäten zu größeren Aktivitätsräumen. Für die Befragten aus benachteiligten Nachbarschaften ist der Zusammenhang negativ: Ein größerer Anteil strukturierter Aktivitäten führt eher zu kleineren Aktivitätsräumen. Die Jugendlichen aus benachteiligten Quartieren mit

mehreren strukturierten Aktivitäten, scheinen für diese keine weiteren Wege zurückzulegen. Es sind eher jene mit unstrukturierten Aktivitäten, die in ihrer Freizeit weite Strecken zurücklegen. Allerdings ist zu beachten, dass es nur sehr wenige Fälle in der Gruppe an Befragten aus marginalisierten Nachbarschaften gibt, die für die Analyse einbezogen werden konnten ($n = 29$). Die wenigen Befragten in dieser Gruppe mit strukturierten Aktivitäten bestimmen daher die Richtung des Zusammenhangs.

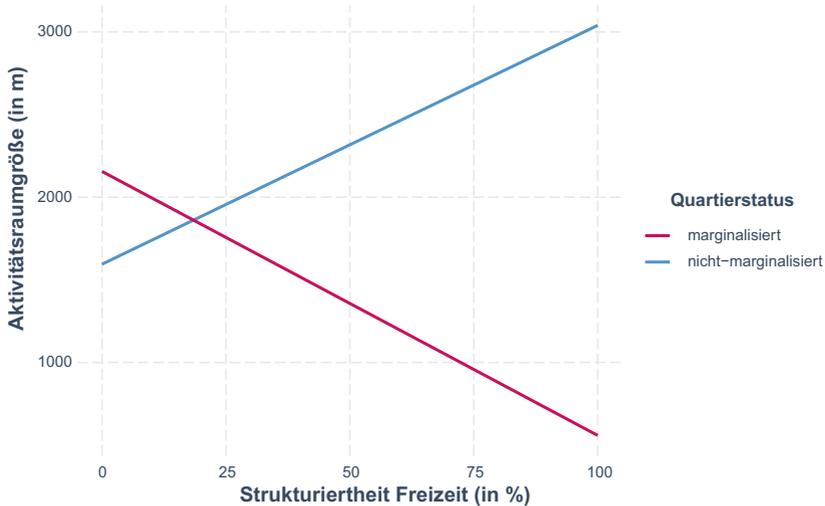


Abbildung 5.27 Freiestil und Quartierstatus in Bezug auf Aktivitätsraumgröße

Moderation des Einflusses der Marginalisierung des Wohnquartiers und des Geschlechts durch die Entfernung zu den Freund*innen

Die Entfernung zwischen dem eigenen Wohnort und dem Wohnort der Freund*innen hat als unabhängige Variable im Modell C.2 einen deutlichen Effekt auf die Aktivitätsraumgröße. Jugendliche, deren Freund*innen weiter entfernt wohnen, legen weitere Strecken in ihrer Freizeit zurück. Oberwittler (2004) zeigt, dass vor allem Jungen aus marginalisierten Quartieren einen Freundeskreis haben, der vornehmlich auf das eigene Quartier ausgerichtet ist. Diese Zusammenhänge spiegeln sich möglicherweise auch in den Effekten der Interaktionsterme zwischen der Entfernung zu den Freund*innen und dem Geschlecht bzw. der Marginalisierung des Wohn-

quartiers wider. Da die Marginalisierung des Wohnquartiers keinen direkten Effekt auf die Aktivitätsraumgröße hat, zeigen sich hier gegenläufige Effekte in Interaktion mit der Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen. Da das Geschlecht einen eigenen direkten Effekt auf die Aktivitätsraumgröße hat, muss hier von einer Verstärkung dieses Effekts durch die Variable Entfernung zu den Freund*innen ausgegangen werden.

Um die Interpretation der Effekte zu erleichtern wurden auch zu diesen beiden Interaktionstermen Diagramme erstellt. Wie Abbildung 5.28 zeigt, hat die Marginalisierung der Wohnorte zwei gegenläufige Effekte auf die Aktivitätsraumgröße. Im Durchschnitt ist kaum ein Einfluss vorhanden. Ist die Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen jedoch überdurchschnittlich groß, erweitert sich mit zunehmenden Distanzen zu den Freund*innen auch die Aktivitätsraumgröße. Umgekehrt führen stärker marginalisierte Wohnquartiere zu kleineren Aktivitätsräumen, wenn zugleich auch die Distanz zu den Freund*innen unterdurchschnittlich ausfällt.

Inhaltlich ist dieser Befund nicht einfach zu interpretieren und mit den bereits empirisch belegten Zusammenhängen in Einklang zu bringen. Für Jugendliche in weniger marginalisierten Wohnquartieren spielt es kaum eine Rolle, wie weit ihre Freund*innen entfernt wohnen. Dies führt im Schnitt weder zu einer Vergrößerung

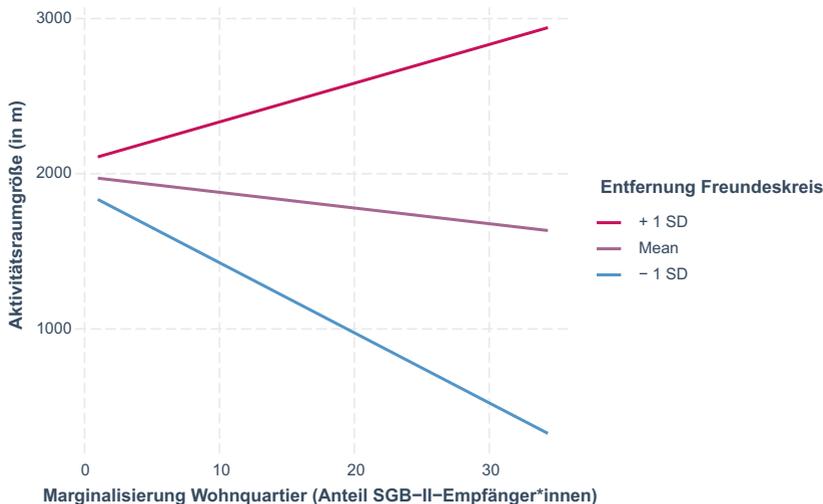


Abbildung 5.28 Marginalisierung Wohnort und Entfernung zu Freund*innen in Bezug auf Aktivitätsraumgröße

noch Verkleinerung ihrer Aktivitätsräume. Wohnen Jugendliche jedoch in einem benachteiligten Wohnquartier, führen weiter entfernt wohnende Kontakte dazu, dass sie eher Aktivitäten an weiter entfernt Orten nachgehen. Wohnen die Freund*innen jedoch vornehmlich in der näheren Wohnumgebung, finden dort eher die Aktivitäten statt. Möglicherweise spielen für Jugendliche aus marginalisierten Quartieren das Zuhause von Freund*innen als Freizeitorte eine besondere Rolle. Eine Korrelationsanalyse zwischen Quartierstatus und dem Anteil an Aktivitäten, die bei Verwandten oder Freund*innen zuhause nachgegangen werden, bestätigt diese Vermutung jedoch nicht ($r = -0,06$; $p > 0,05$).

Wie aus den Werten der Regressionstabelle zu Modell C.2 abzulesen ist, hat sowohl das Geschlecht als auch die Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen einen Effekt auf die Aktivitätsraumgröße. Mädchen legen im Durchschnitt weitere Wege in ihrer Freizeit zurück als Jungen und die mit der Entfernung zu den Freund*innen wachsen auch die Entfernungen zu den Aktivitäten. Wird der Einfluss des Geschlechts auf die Aktivitätsraumgröße nach Entfernung zum Freundeskreis verglichen, zeigt sich folgender moderierender Effekt: Wohnen die Freund*innen nahe dem eigenen Zuhause, ist kaum ein Geschlechtsunterschied bei der Größe der Aktivitäten zu erkennen (s. Abb. 5.29). Durchschnittliche oder überdurchschnittliche

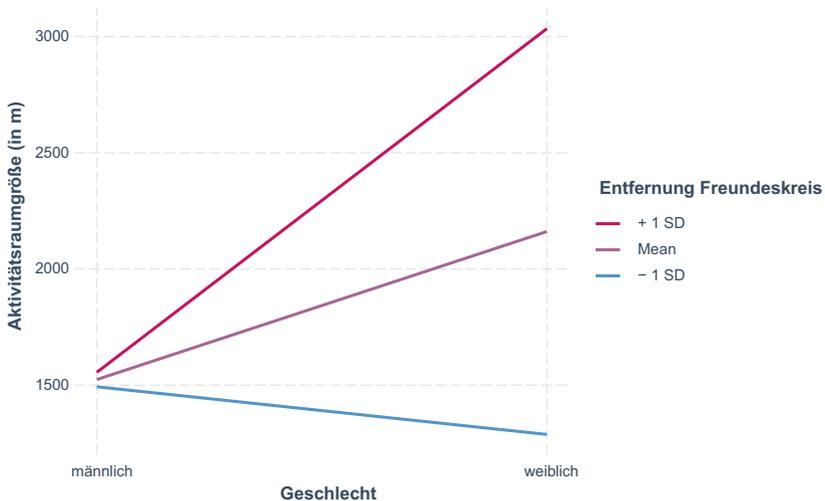


Abbildung 5.29 Geschlecht und Entfernung zu Freund*innen in Bezug auf Aktivitätsraumgröße

che Distanzen zu den Freund*innen führen bei beiden Geschlechtern zu größeren Aktivitätsräumen, bei Mädchen jedoch sehr viel stärker. Die Effekte der Variablen Geschlecht und Entfernung zu Freund*innen auf die Aktivitätsraumgröße verstärken sich hier also gegenseitig. Für die Freizeitgestaltung der Mädchen scheint der Wohnort der Freund*innen eine größere Rolle zu spielen als für die Jungen. Auch hier zeigt sich allerdings kein Zusammenhang zwischen Geschlecht und dem Anteil an Aktivitäten, die bei Freund*innen zuhause stattfindet ($r = -0,01$; $p > 0,05$). Es gibt also keine besondere Bedeutung der Wohnungen und Häuser von Freund*innen als Freizeitorte für Mädchen.

5.3.5 Mediationsanalysen

Für die Mediationsanalyse wird, wie von Baron und Kenny (1986) vorgeschlagen, ein Modell gerechnet (I.), das den Effekt der unabhängigen Variable auf die abhängige Variable unter Abwesenheit der vermuteten Mediationsvariable (aber in Gegenwart der weiteren Variablen des Modells) bestimmt.¹² In einem zweiten Modell (II.) wird der Einfluss der unabhängigen Variable auf die Mediationsvariable (ebenfalls wieder in Gegenwart der weiteren Modellvariablen) errechnet. Über den Vergleich der Effekte dieser beiden Modelle mit dem ursprünglichen Gesamtmodell (III.), das den Effekt von unabhängiger und medierender auf die abhängige Variable misst, lassen sich Aussagen über einen möglichen Mediationseffekt treffen.

Entfernung der Freund*innen als Mediationsvariable

Von einem theoretischen Gesichtspunkt aus betrachtet könnte die Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen eine zentrale medierende Variable sein, welche den Einfluss der Distanzen zu den Schulorten und der Wohndauer auf die Aktivitätsraumgröße vermittelt. Wird eine weiter entfernte Schule besucht, werden auch Kontakte zu Mitschüler*innen in anderen Teilen der Stadt geknüpft und darüber werden auch andere Teile der Stadt für Freizeitaktivitäten genutzt. Auf der anderen Seite fokussiert sich mit zunehmender Wohndauer der Freundeskreis immer mehr auf die eigene Nachbarschaft. Die sozialen Kontakte geben kaum Anreiz andere Teile der Stadt zu besuchen.

Da die Wohndauer im oben ausgewählten Modell (C2) keinen Effekt auf die abhängige Variable hat, muss vermutet werden, dass ein eventueller Effekt der

¹² Die beiden Interaktionsterme, welche die Mediationsvariable betreffen, müssen jedoch ausgeschlossen werden, da Modelle mit Interaktionstermen auch bedingen, dass die an den Interaktionstermen beteiligten Variablen auch als Haupteffekte im Modell enthalten sind.

Tabelle 5.7 Mediationsanalyse Wohndauer -> Entfernung Freund*innen

	Abhängige Variable		
	Y1 (I.)	X7 (II.)	Y1 (III.)
X1: Peripherität Wohnort	0, 163* (0,072)	0,112 (0,068)	0, 135* (0,059)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	-0,066 (-15, 549)	-0,002 (-0, 738)	-0,065 (-15, 412)
X3: Geschlecht	0, 161** (626,370)	0,055 (292,355)	0, 147* (572,452)
X6: Entfernung Schule	0, 328*** (0,319)	0, 407*** (0,542)	0, 225*** (0,219)
X7: Entfernung Freundeskreis			0, 253*** (0,184)
X8: Wohndauer	-0, 125* (-54, 184)	-0,052 (-30, 765)	-0, 112 (-48, 511)
X5: Strukturiertheit Freizeit	0,092 (8,260)	-0,001 (-0, 110)	0,092 (8,280)
X1:X5	0, 172** (0,004)	0,009 (0,0002)	0, 170** (0,003)
X2:X5	-0, 184** (-2,017)	-0,063 (-0, 947)	-0, 168** (-1, 842)
Constant	-0,028 (1.884,335)	-0,007 (2.694,696)	-0,026 (1.887,887)
Observations	219	219	219
Adjusted R ²	0,267	0,196	0,316

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

Wohndauer auf die Aktivitätsraumgröße vollständig über die räumliche Ausdehnung des Freundeskreises mediiert wird. Eine Vergleich der drei zur Bestimmung des Mediationseffektes notwendigen Modelle (s. Tab. 5.7), zeigt jedoch, dass die Wohndauer bei Abwesenheit der angenommenen Mediationsvariable und ihrer Interaktionsterme zwar einen schwachen Effekt auf die unabhängige Variable (I.), aber keinen Effekt auf die mediiierende Variable (II.) hat. Die Wohndauer hat demnach in diesem gekürzten Modell ohne die Interaktionsterme, welche die Variable Entfernung der Freund*innen einschließen, zwar einen Effekt auf die abhängige Variable Aktivitätsraumgröße, nicht jedoch auf die mediiierende Variable Entfernung der Freund*innen.

Eine längere Wohndauer führt demnach nicht vermittelt über Freundeskreise, die aufs eigene Wohnquartier fokussiert sind, zu kleineren Aktivitätsräumen. Da sich die Wohndauer im vollständigen Modell C.2, das auch die Interaktionsterme mit der Entfernung zu den Freund*innen beinhaltet, ohne direkten Effekt auf die Aktivitätsraumgröße zeigt, soll sie aus dem Modell ausgeschlossen bleiben.

Im Gegensatz zur Wohndauer lässt sich ein indirekter Effekt der Entfernung zum Schulort, vermittelt über die durchschnittliche Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen, deutlich belegen (s. Tab. 5.8). Wie das Modell (.I) ohne Mediationsvariable zeigt hat die unabhängige Variable Entfernung zur Schule einen deutlichen direkten Einfluss auf die Aktivitätsraumgröße. Zugleich lässt sich ein deutlicher Effekt der Entfernung zur Schule auf die Mediationsvariable belegen (II.). Der Einfluss der unabhängigen Variable Entfernung zu Schule zeigt sich im Gesamtmodell (III.) zwar immer noch deutlich, ist aber gegenüber dem Modell ohne die Mediationsvariable (I.) deutlich geringer geworden und ist sogar geringer als der Einfluss der Mediationsvariable Entfernung Freundeskreis. Mindestens ein Teil des Effekts der Entfernung zu Schule auf die Aktivitätsraumgröße scheint also tatsächlich über die Entfernung zu den Freundin*innen mediiert zu sein.

Mit einer Bootstrapping-Analyse (vgl. Hayes 2018; Preacher und Hayes 2008) lassen sich die Stärken von direktem und indirektem, mediierten Effekt vergleichen und auf Signifikanz testen. Eine entsprechende Analyse für vorliegende Mediation zeigt einen schwachen indirekten Effekt, der aber in Relation deutlich geringer ausfällt als der direkte Effekt, dafür jedoch signifikanter ist (s. Tab. 5.9). Insgesamt wird der Einfluss der Entfernung zu Schule auf die Aktivitätsraumgröße zu gut einem Drittel über die Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen vermittelt.

Vermittlung des Einflusses des Schulstatus

Der soziale bzw. sozioökonomische Status wird in vielen Studien zur Aktivitätsraumgröße immer wieder als wichtige Einflussgröße benannt und empirisch belegt

Tabelle 5.8 Mediationsanalyse Entfernung Schule -> Entfernung Freund*innen

	Abhängige Variable		
	Y1 (I.)	X7 (II.)	Y1 (III.)
X1: Peripherität Wohnort	0, 181** (0,079)	0,120 (0,072)	0, 149* (0,066)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	-0,058 (-13, 760)	0,001 (0,282)	-0,058 (-13, 813)
X3: Geschlecht	0, 167** (647,993)	0,057 (304,612)	0, 152** (590,340)
X6: Entfernung Schule	0, 358*** (0,348)	0, 419*** (0,559)	0, 249*** (0,242)
X7: Entfernung Freundeskreis			0, 260*** (0,189)
X5: Strukturiertheit Freizeit	0,089 (7,972)	-0,002 (-0, 186)	0,089 (8,008)
X1:X5	0, 169** (0,003)	0,007 (0,0002)	0, 167** (0,003)
X2:X5	-0, 169** (-1, 853)	-0,057 (-0, 853)	-0, 154** (-1, 692)
Constant	-0,027 (1.881,003)	-0,007 (2.686,608)	-0,025 (1.884,308)
Observations	221	221	221
Adjusted R ²	0,258	0,198	0,309

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

(vgl. Chen und Akar 2016; Konrad und Wittowsky 2016). Die Ergebnisse zeigen, dass Personen mit geringerem Status in der Tendenz weniger weite Wege im Alltag zurücklegen. Aufgrund der vielen Ausfälle bei der Variable des sozioökonomischen Status wurde – wie in Abschnitt 4.2.4 detailliert beschrieben – als Annäherung der Schulstatus als Variable für die Analysen ausgewählt. Einen eigenständigen Effekt hat der Schulstatus in keinem der oben betrachteten Regressionsmodelle. Sein Einfluss – sofern er besteht – muss vollständig über eine dritte Variable vermittelt

Tabelle 5.9 Bootstrapping-Analyse für Mediation Entfernung Schule -> Entfernung Freund*innen

	Koeffizienten	p-Werte	
Indirekter Effekt	0.109	0.002	**
Direkter Effekt	0.249	0.028	*
Gesamteffekt	0.358	< 2e – 16	***
Anteil indirekter Effekt	0.304	0.002	**

Anmerkungen:

Simulationen: 1000

Signifikanzniveaus: * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

werden. Durch Untersuchungen zum Freizeitverhalten ist ein enger Zusammenhang zwischen sozioökonomischem Status und Strukturiertheit des Freizeitverhaltens belegt (vgl. Grgic und Züchner 2016; Will et al. 2016). Des Weiteren zeigen Studien zur Schulwahl Berliner Familien, dass statushöhere Eltern eher bereit sind weite Schulwege in Kauf zu nehmen, um ihr Kind auf die aus ihrer Sicht beste Schule zu schicken. Statusniedrigere Eltern wählen hingegen eher wohnortnahe Schulen für ihre Kinder (vgl. Jurczok und Lauterbach 2014). Aus diesen Erkenntnissen lässt sich ableiten, dass der Einfluss des sozioökonomischen Status bzw. des Schulstatus auf die Größe jugendlicher Aktivitätsräume sowohl für den Freizeitstil als auch die Entfernung zur Schule mediiert sein könnte. Beide Variablen haben im Modell C.2 einen Effekt auf die Aktivitätsraumgröße.

Für den Freizeitstil lässt sich jedoch bei den für diese Arbeit befragten Schüler*innen kein mediiender Effekt belegen. Obwohl in den bivariaten Analysen zum Freizeitverhalten Zusammenhänge zwischen dem Schulstatus und dem Anteil strukturierter Aktivitäten nachgewiesen werden konnten, zeigt der Schulstatus im Regressionsmodell in Gegenwart weiterer Terme keinerlei Effekt auf den Freizeitstil (s. Tab. 5.10, II).¹³

¹³ Wird die Mediationsanalyse mit dem individuellen sozioökonomischen Status statt mit dem Schulstatus durchgeführt, zeigt sich der direkte Effekt des sozioökonomischen Status auf die Aktivitätsraumgröße (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 5). Auch ein schwacher Effekt des sozioökonomischen Status auf den Anteil strukturierter Freizeitaktivitäten lässt sich belegen. Da sich der direkte Effekt des sozioökonomischen Status in Gegenwart des Freizeitstils jedoch nicht verringert und das Produkt der Effekte der unabhängigen Variable auf die mediiende und der mediiierenden auf die abhängige Variable weniger als 0,1 beträgt, lässt sich hier nur ein direkter Effekt des sozioökonomischen Status auf die Aktivitätsraumgröße feststellen. Allerdings muss auch hier wieder von einem Effekt durch die Verkleinerung der Stichprobe ausgegangen werden. Wird die durch die Ausfälle beim sozioökonomischen Status

Tabelle 5.10 Mediationsanalyse Schulstatus -> Freizeitstil

	Abhängige Variable		
	Y1 (I.)	X5 (II.)	Y1 (III.)
X1: Peripherität Wohnort	0,163* (0,072)	0,090 (0,0004)	0,155* (0,068)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	-0,015 (-3,567)	-0,111 (-0,292)	-0,005 (-1,124)
X3: Geschlecht	0,149* (577,697)	-0,037 (-1,596)	0,152** (591,045)
X4: Schulstatus	0,068 (290,794)	0,073 (3,519)	0,061 (261,370)
X6: Entfernung Schule	0,305*** (0,296)	0,024 (0,0003)	0,303*** (0,294)
X7: Entfernung Freundeskreis	0,255*** (0,185)	-0,010 (-0,0001)	0,255*** (0,186)
X5: Strukturiertheit Freizeit			0,093 (8,361)
X2:X7	0,173** (0,015)	-0,063 (-0,0001)	0,179** (0,016)
X3:X7	0,210*** (0,307)	-0,137 (-0,002)	0,223*** (0,325)
Constant	-0,009 (1.915,165)	0,006 (21,387)	-0,009 (1.914,165)
Observations	221	221	221
Adjusted R ²	0,306	0,0004	0,312

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

Auch die Entfernung zur Schule vermittelt nicht einen etwaigen Einfluss des Schulstatus auf die Aktivitätsraumgröße. Es zeigt sich zwar ein Effekt des Schulstatus auf die Entfernung zur Schule – jedoch nicht in der prognostizierten Weise (s. Tab. 5.11, II.), denn der Schulstatus hat einen negativen Effekt auf die Entfernung zur Schule. Anders als angenommen haben also Schüler*innen von statushohen Schulen im Schnitt die kürzeren Schulwege als jene von statusniedrigen Schulen. Aufgrund der insgesamt niedrigen Effektstärken dieses Zusammenhangs und des Einflusses der Entfernung zur Schule auf die Aktivitätsraumgröße ergibt sich allerdings insgesamt kein indirekter, mediierter Effekt.¹⁴

stark verkleinerte Stichprobe für die Mediationsanalyse zugrunde gelegt und zugleich der Schulstatus als unabhängige Variable genutzt, zeigen sich die gleichen Effekte wie im Modell mit dem sozioökonomischen Status.

¹⁴ Wird nun statt dem Schulstatus der individuelle sozioökonomische Status als unabhängige zu moderierende Variable in das Modell einbezogen, zeigt sich der angenommene positive Effekte des sozioökonomischen Status auf die Entfernung zur Schule (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 6). Statushöhere Schüler*innen wohnen weiter von ihren Schulen entfernt als statusniedrige. Im Modell mit Schulstatus und der durch die Ausfälle beim sozioökonomischen Status verkleinerten Stichprobe zeigt sich, wie im Modell mit der größeren Stichprobe, ein negativer Effekt des Schulstatus auf die Entfernung zur Schule. Hier scheint daher kein Stichprobeneffekt vorzuliegen; die unterschiedlichen Effekte der Variablen Schulstatus und sozioökonomischer Status in Bezug auf die Entfernung zu den Schulen scheinen in den Variablen selbst begründet zu sein. Ein weiterer Hinweis darauf, dass der Schulstatus allenfalls als grobe Annäherung an den individuellen sozioökonomischen bzw. sozialen Status gelten kann. Insgesamt ist allerdings auch im Modell mit dem sozioökonomischen Status der indirekte Effekt, also das Produkt der beiden an der Mediation beteiligten Zusammenhänge, unbedeutend. Denn die beiden Zusammenhänge heben sich durch unterschiedliche Vorzeichen gegenseitig auf. Weder für den Schulstatus noch den individuellen sozioökonomischen Status gibt es also einen über die Entfernung zur Schule vermittelten Effekt auf die Aktivitätsraumgröße.

Tabelle 5.11 Mediationsanalyse Schulstatus -> Entfernung Schule

	Abhängige Variable		
	Y1 (I.)	X6 (II.)	Y1 (III.)
X1: Peripherität Wohnort	0, 206** (0,090)	0, 146* (0,066)	0, 163* (0,072)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	-0,059 (-14,069)	-0, 119 (-28, 984)	-0,025 (-5, 867)
X3: Geschlecht	0, 150* (583,975)	-0,011 (-45, 661)	0, 154** (596,896)
X4: Schulstatus	0,033 (144,125)	-0, 111 (-493,034)	0,066 (283,646)
X6: Entfernung Schule			0, 291*** (0,283)
X7: Entfernung Freundeskreis	0, 367*** (0,267)	0, 409*** (0,307)	0, 248*** (0,181)
X5: Strukturiertheit Freizeit	0,114 (10,270)	0,020 (1,861)	0,109 (9,744)
X1:X5	0, 169** (0,003)	0,062 (0,001)	0, 150** (0,003)
X2:X5	-0, 147** (-1, 610)	-0,003 (-0,029)	-0, 146** (-1, 602)
X2:X7	0,092 (0,008)	-0, 202*** (-0,019)	0, 151* (0,013)
X3:X7	0, 194** (0,282)	-0,064 (-0,096)	0, 212*** (0,310)
Constant	-0,032 (1.870,590)	0,0003 (2.291,972)	-0,032 (1.870,432)
Observations	221	221	221
Adjusted R ²	0,287	0,276	0,346

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

5.3.6 Zusammenfassung

Nachdem schrittweise die verschiedenen unabhängigen Variablen, denen auf Grundlage vorliegender Studien und theoretischer Überlegungen ein Einfluss auf die Aktivitätsraumgröße zugeschrieben wird, in multiplen Regressionsmodellen geprüft wurden, erweist sich das Modell C.2 (s. Tab. 5.12) als kohärenteste Abbildung der Effekte. Es beinhaltet ausschließlich Effekte mit einem mindestens schwachen Einfluss ($\beta \geq 0,1$) auf die abhängige Variable. Die standardisierten Regressionsko-

Tabelle 5.12 Aktivitätsraumgröße: Regressionsmodell C.2

	Aktivitätsraumgröße
X1: Peripherität Wohnort	0,145* (0,056)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	-0,043 (-3,112)
X3: Geschlecht	0,164** (711,942)
X5: Strukturiertheit Freizeit	0,112* (11,256)
X6: Entfernung Schule	0,283*** (0,275)
X7: Entfernung Freundeskreis	0,252*** (0,179)
X1:X5	0,148** (0,003)
X2:X5	-0,147** (-1,608)
X2:X7	0,148* (0,013)
X3:X7	0,217*** (0,316)
Constant	-0,032 (2.008,117)
Observations	221
Adjusted R ²	0,345

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

effizienten aller Modellvariablen sind zudem signifikant ($p < 0,05$) und es finden sich für sie keine auffällig großen Varianzinflationsfaktoren (> 5) (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 7). Die Varianzaufklärung für die abhängige Variable ist mit einem korrigierten Determinationskoeffizienten von $R^2 = 0,345$ für das gewählte Modell nach den Vorschlägen von Cohen (1988) als hoch zu bezeichnen.

Für Modell C.2 können 221 der 262 befragten Schüler*innen, für welche markierte Wohn- und Freizeitorte vorlagen, einbezogen werden. Die Verkleinerung der Stichprobe ergibt sich durch Ausfälle bei den unabhängigen Variable der Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen. Werden die vorangegangenen Modelle ohne diese Variable aber mit der gleichen verkleinerten Stichprobe berechnet, zeigen sich ähnliche Effekte wie mit der größeren Stichprobe. Daher ist nicht davon auszugehen, dass sich durch die kleinere Stichprobe, die der Berechnung von Modell C.2 zugrunde gelegt wird, ein Stichprobeneffekt ergibt, der die Effekte der anderen Variablen verzerrt.

Inhaltlich lässt sich das Modell C.2 wie folgt interpretieren: Die Größe der Aktivitätsräume der befragten Berliner Jugendlichen ist primär durch die Entfernung zwischen ihrem Wohnort und ihrem Schulort determiniert (s. Abb. 5.30). Hier zeigt sich ein fast schon mittelstarker direkter Effekt, zu dem noch ein schwacher über die Entfernung zu den Freund*innen vermittelter Effekt hinzukommt. Je weiter die Jugendlichen von ihrer Schule entfernt wohnen und je weiter ihre Freund*innen von ihnen entfernt wohnen, desto weiter entfernt liegen im Durchschnitt auch ihre

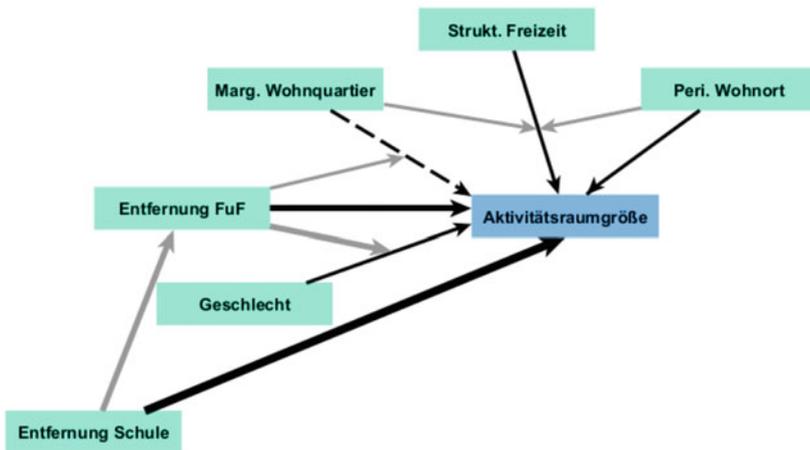


Abbildung 5.30 Schematische Darstellung Regression Aktivitätsraumgröße, Modell Y1.C3

Freizeitaktivitäten. Es bestätigen sich also die auf Grundlage der Forschungen von Oberwittler (2004) und Tobias Müller (2009) formulierten Hypothesen zum Einfluss der Entfernungen zur Schule und der Ausrichtung des Freundeskreises. Ein vermuteter direkter oder indirekter Einfluss der Wohndauer auf die Aktivitätsraumgröße (vgl. Albrecht 2014) lässt sich hingegen nicht belegen.

Als individuelle Merkmale zeigen sich Geschlecht und strukturierter Freizeitstil als einflussreich: Mädchen und Jugendliche mit einem größeren Anteil an strukturierten Freizeitaktivitäten haben tendenziell größerer Aktivitätsräume. Ersterer Effekt ist dabei zusätzlich moderiert durch die Entfernungen zu den Freund*innen. Während die Aktivitätsräume der Jungen kaum davon beeinflusst sind, wie weit entfernt ihre Freund*innen wohnen, zeigt sich bei Mädchen ein verstärkender Effekt. Je weiter die Wege zu den Wohnorten der Freund*innen, desto größer die Aktivitätsräume. Die größeren Aktivitätsräume für Mädchen in Berlin, wurden auch von Tobias Müller (2009) nachgewiesen, während Plöger (2012) für Jugendliche im Ruhrgebiet kaum Geschlechtsunterschiede findet und von Seggern et al. (2009) kleinere Aktionsradien bei Mädchen in Hannover konstatiert. Die unterschiedlichen Befunde könnten auf die unterschiedlichen Untersuchungsorte und ihre Strukturen zurückzuführen sein. Die wohnstandortbezogenen Merkmale moderieren jedoch in der vorliegenden Analyse den Einfluss des Geschlechts auf die Aktivitätsraumgröße nicht. Dies ist ein Indiz dafür, dass das Verhältnis zwischen peripheren und zentralen, benachteiligten und nicht-benachteiligten Quartieren in den Untersuchungsorten weniger relevant für den Einfluss des Geschlechtes ist. Der moderierende Effekt, den die Ausrichtung der Freundeskreise hat, wird jedoch durch den Befund aus der Studie von Oberwittler (2004), dass Mädchen mehr Freund*innen außerhalb des eigenen Stadtteils haben als Jungen, gestützt.

Die größeren Aktionsradien durch einen strukturierteren Freizeitstil sind belegt durch die Studie von Plöger (2012) und den explorativen Vorerhebungen in Kassel. Der Einfluss des Freizeitstils ist zusätzlich moderiert – durch Lage und Marginalisierung des Wohnquartiers. Für zentral wohnende Jugendliche findet sich kein Zusammenhang zwischen dem Anteil strukturierter Aktivitäten, denen sie in der Freizeit nachgehen und der Aktivitätsraumgröße. Jugendliche aus peripheren Wohnlagen legen im Schnitt weitere Wege in ihrer Freizeit zurück, wenn ihr Freizeitstil durch mehr strukturierte Aktivitäten bestimmt ist. Die Moderation durch den Quartierstatus zeigt sich in zwei gegenläufigen Effekten. Für Jugendliche aus nicht-marginalisierten Quartieren zeigt sich ein positiver Einfluss des Anteils strukturierter Freizeitaktivitäten, für jene aus marginalisierten ein negativer. Da die Stichprobe deutlich mehr Jugendliche aus nicht-marginalisierten Quartieren enthält, heben sich die gegenläufigen Effekte nicht gegenseitig auf und in der Summe ergibt sich ein positiver Regressionskoeffizient für den strukturierten Freizeitstil.

Der Freizeitstil mediiert jedoch nicht wie hypothetisiert den Einfluss des sozialen Status bzw. Schulstatus auf die Aktivitätsraumgröße, obwohl in den bivariaten Analysen zum Freizeitverhalten ein Zusammenhang zwischen diesen Variablen deutlich wurde. Auch wird der Einfluss des Schulstatus nicht über die Entfernung zur Schule vermittelt. Da der Schulstatus auch keinen direkten Effekt hat, bleibt er ohne Einfluss auf die Größe der jugendlichen Aktivitätsräume. Dies steht im markanten Gegensatz zur Forschungslage: In einer Reihe von Studien wurden größere Aktivitätsräume und weitere Wege im Alltag für statushöhere Personen empirisch nachgewiesen (z. B. Chen und Akar 2016; Furtado und Netto 2017; Scheiner 2006). Da der Schulstatus nur eine Annäherung an den tatsächlichen sozialen Status der befragten Jugendlichen darstellt, spiegelt der nicht nachweisbare Effekt möglicherweise die Differenz zwischen sozialem Status und Schulstatus. Wurde in den Modellen der Schulstatus durch den sozioökonomischen Status ersetzt, zeigt sich ein deutlicher direkter Effekt für den sozioökonomischen Status. Aufgrund der Ausfälle bei dieser Variable konnten dann allerdings jeweils etwa 100 Fälle in die Analysen einbezogen werden. Da mit dieser kleineren Stichprobe auch der Schulstatus einen Effekt auf die Aktivitätsräume zeigt, handelt es sich jedoch wahrscheinlich um einen Stichprobeneffekt. Der Einfluss, den der soziale Status im Modell gegenüber dem Schulstatus gewinnt, ist wahrscheinlich auf die geringere Anzahl verwendeter Fälle und damit einhergehende Verzerrungen zurückzuführen.

Von den wohnortbezogenen Merkmalen erweist sich die Peripherität als einflussreich: Je peripherer der Wohnort desto größer in der Tendenz der Aktivitätsraum. Der Einfluss der Marginalisierung des Wohnquartiers zeigt sich nicht im Regressionskoeffizienten der Modellrechnung, denn er ist moderiert durch zwei gegenläufige Interaktionseffekte: Wohnen die Freund*innen weiter entfernt, führt eine stärkere Marginalisierung des Wohnquartiers zu größeren Aktivitätsräumen. Ist der Freundeskreis eher nahräumlich, dann führt eine stärker benachteiligte Nachbarschaft zu vergleichsweise kleineren Aktivitätsräumen.

Insgesamt wird Hypothese 3 bestätigt: Die Aktivitätsräume Berliner Jugendliche sind geprägt durch individuelle und wohnortbezogene Merkmale sowie die Entfernungen zur Schule und zu den Freund*innen. Die zentrale Bedeutung der Entfernungen zu den Wohnorten der Freund*innen (H3.a) wird in den Analysen deutlich. Diese Variable hat nicht nur den zweitstärksten direkten Effekt, sondern mediiert zusätzlich einen Teil des Einflusses der Entfernung zur Schule und moderiert die Effekte von Geschlecht und der Marginalisierung des Wohnquartiers. Die Hypothese 3.b. wird mit Einschränkungen ebenfalls durch die Regressionsanalysen bestätigt. Wie vermutet, führen geringere Distanzen zum Schulort und zu den Wohnorten der Freund*innen, weniger strukturierte Freizeitaktivitäten und eine zentrale Wohnlage zu kleineren Aktivitätsräumen. Die kleineren Aktivitätsräume für Jugend-

liche aus benachteiligten Quartieren lassen sich nur für Jugendliche mit eher wohnortnahen Freund*innen Jugendliche nachweisen. Jugendliche, deren Freund*innen weiter entfernt wohnen, haben in zunehmender Marginalisierung ihres Wohnortes eher größere Aktivitätsräume. Nicht belegt werden konnte, dass eine längere Wohndauer im Quartier und ein niedriger sozialer Status bzw. Schulstatus zu kleineren Aktivitätsräumen führen.

5.4 Unsichtbare Grenzen im Freizeitverhalten – Aktivitätsräumliche Segregation

In Set 4 zur aktivitätsräumlichen Segregation ist die Haupthypothese formuliert, dass es einen Zusammenhang zwischen individuellem sozialen Status, der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und den sozialen Kontexten, denen Personen in ihren Aktivitätsräumen begegnen, gibt (s. Tab. 5.13). Dass Personen mit niedrigerem sozialen Status häufiger in marginalisierten Quartieren wohnen als jene mit mittlerem und hohem Status, ist durch die Segregationsforschung gut belegt (vgl. z. B. Alisch 2018; Farwick 2012; Helbig und Jähnen 2018). Neuere Studien aus dem Bereich der Aktionsraumforschung zeigen, dass Personen aus marginalisierten Quartieren auch ihren täglichen Aktivitäten eher in marginalisierten Quartieren nachgehen. (vgl. Jones und Pebley 2014; Krivo et al. 2013). Plöger (2012) weist diesen Zusammenhang auch für Jugendliche nach. Daraus ergibt sich die Hypothese 4.a: Jugendliche aus benachteiligten Quartieren verbringen häufiger ihre Freizeit in benachteiligten Quartieren. Zudem weisen die Studie von Jones und Pebley (2014) und Krivo et al. (2013) darauf hin, dass mit zunehmender Größe der Aktivitätsräume auch ihre soziale Heterogenität zunimmt. Daher ist anzunehmen, dass sich

Tabelle 5.13 Hypothesen-Set 4: Aktivitätsräumliche Segregation

ID	Hypothesen
H4	Es besteht ein Zusammenhang zwischen den individuellen sozialstrukturellen Merkmalen, der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und der sozialen Zusammensetzung des Aktivitätsraumes.
H4.a	Jugendliche aus marginalisierten Quartieren verbringen häufiger ihre Freizeit in marginalisierten Quartieren.
H4.b	Werden größere Distanzen in der Freizeit zurückgelegt, schwächen sich diese Zusammenhänge ab, die Aktivitätsräume werden sozial heterogener.

bei größeren Distanzen zu den Freizeitorten die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass diese andere soziale Kontexte widerspiegeln als das eigene Wohnquartier (H4.b).

Wie bereits für das Hypothesen-Set 3 sollen auch hier multiple Regressionen zum Explorieren und Prüfen genutzt werden. Als abhängige Variable dient die Marginalisierung des Freizeitkontextes (Anteil an Aktivitäten in marginalisierten Quartieren). Aufgrund der bereits beschriebenen Eigenarten der Stichprobe, soll auch bei dieser Regressionsanalyse schrittweise vorgegangen werden. Zunächst soll dann der Einfluss der Marginalisierung des Wohnquartiers auf die abhängige Variable geprüft werden. Dabei wird auch eine mögliche Moderation durch die Peripherität des Wohnortes geprüft. In einem zweiten Schritt soll dann der soziale Status bzw. der Schulstatus als unabhängige Variable ins Modell aufgenommen werden. Zur Kontrolle sollen auch die in Bezug auf die Aktivitätsraumgröße einflussreichen Variablen Geschlecht und Freizeitstil in die Analyse einbezogen werden.

Um die Hypothese zu prüfen, dass mit zunehmender Größe der Aktivitätsräume die soziale Zusammensetzung der Aktivitätsräume weniger stark der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers folgt, soll in einem dritten Schritt die Aktivitätsraumgröße als unabhängige Variable ins Regressionsmodell aufgenommen werden. Hier soll auch der Einfluss der Entfernung zur Schule und zu den Freund*innen kontrolliert werden; beide Variablen haben sich in den Regressionsanalysen zur Aktivitätsraumgröße im vorangegangenen Unterkapitel als äußerst einflussreich erwiesen.

5.4.1 Wohnstandortbezogene Variablen

Die Hypothese zur Segregation von Aktivitätsräumen beschreibt den Zusammenhang zwischen der Marginalisierung des Wohnquartiers und der Marginalisierung der Räume täglicher Aktivitäten (vgl. Jones und Pebley 2014; Krivo et al. 2013). Übertragen in ein Regressionsmodell mit den Daten der vorliegenden Befragung ist von einem deutlichen Effekt der Marginalisierung des Wohnquartiers auf die abhängige Variable der Marginalisierung des Freizeitkontextes auszugehen. Durch die vorangegangene Analyse zur Aktivitätsraumgröße ist belegt, dass zentral wohnenden Jugendliche eher kleinere und damit potenziell auf ihr Quartier oder ihren Stadtteil bezogene Aktivitätsräume haben. Dadurch wird ihr Wohnquartier zugleich zum Kontext ihrer Freizeitaktivitäten. Ein zentrale Wohnlage verstärkt demnach den Zusammenhang zwischen einem marginalisierten Wohnquartier und der häufigen Nutzung marginalisierter Stadträume in der Freizeit.

Möglich erscheint auch eine Interaktion dieser beiden Einflüsse: Die Tendenz Jugendlicher aus benachteiligten Quartieren hauptsächlich ihre Nachbarschaft für

Freizeitaktivitäten zu nutzen, wird zusätzlich verstärkt durch die höhere Dichte an attraktiven Freizeitororten im Innenstadtbereich. Es ist nicht notwendig das Quartier zu verlassen, um Freizeitororte in anderen Sozialräumen aufzusuchen. Um diese Annahme eines Moderationseffektes zu überprüfen, soll ein Interaktionsterm aus Marginalisierung des Wohnquartiers und Peripherität des Wohnortes in das Regressionsmodell aufgenommen werden.

Das Regressionsmodell A zeigt einen starken Effekt der Marginalisierung des Wohnquartiers auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes (s. Tab. 5.14). Je höher der Anteil an SGBII-Empfänger*innen im Wohnquartier desto größer ist im Schnitt der Anteil an Freizeitaktivitäten, die in einem marginalisierten lebensweltlich orientierten Raum (LOR) stattfinden. Oder: Wer in einem marginalisierten LOR wohnt, verbringt auch einen größeren Teil seiner Aktivitäten in einem marginalisiertem Quartier. Die Erklärungsleistung des Modells ist entsprechend hoch, über die Hälfte der Varianz in der abhängigen Variable können erklärt werden (korrigiertes $R^2 = 0,505$). Die Entfernung zum Stadtzentrum hat keinen eigenständigen Einfluss auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes, in Interaktion mit der Marginalisierung des Wohnquartiers zeigt sich jedoch ein schwacher, negativer Effekt. Sollte dieser auch nach der Erweiterung des Modells um die weiteren Variablengruppen Bestand haben, soll er im finalen Modell eingehend untersucht werden.

Tabelle 5.14 Marginalisierung Freizeitkontext, Regressionsmodell A

	Marginalisierung Freizeitkontext
X1: Peripherität Wohnort	-0,067 (-0,0005)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	0,715*** (2,487)
X1:X2	-0,208*** (-0,0002)
Constant	0,034 (15,443)
Observations	260
Adjusted R ²	0,505

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

5.4.2 Individuelle Merkmale

Die deutliche residentielle soziale Segregation in Berlin (vgl. Helbig und Jähnen 2018: 30) führt dazu, dass die Wahrscheinlichkeit in einem benachteiligten Quartier zu wohnen für Personen mit niedrigem sozialen Status größer ist. Auch für die vorliegende Stichprobe ist ein mittlerer Zusammenhang zwischen sozialem Status, repräsentiert durch den Schulstatus, und der Marginalisierung des Quartiers belegt (vgl. Abschn. 4.2.5). Es sind demnach direkte und über die Marginalisierung des Wohnquartiers vermittelte Effekte des Schulstatus auf den Freizeitkontext anzunehmen.

Für den Freizeitstil kann eine moderierende Rolle angenommen werden. Die Ergebnisse der Vorerhebungen in Kassel, die Studie von Plöger (2012) und die Analysen aus dem vorangegangenen Kapitel zur Aktivitätsraumgröße zeigen, dass ein strukturierterer Freizeitstil zu mehr Aktivitäten außerhalb des eigenen Quartiers führen. Daher kann angenommen werden, dass Jugendliche aus marginalisierten Quartieren mit mehr strukturierten Aktivitäten auch häufiger ihre Nachbarschaft verlassen und dadurch ihre Freizeit auch in nicht-marginalisierten Bereichen der Stadt verbringen. Der Freizeitstil moderiert also den Einfluss der Marginalisierung des Wohnquartiers auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes. Aus der vorliegenden und ausgewerteten Literatur ergeben sich keine klare Vorannahmen über mögliche Effekte des Geschlechts auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes. Da sich das Geschlecht aber in den bisherigen Analysen als einflussreiche Variable erwiesen hat, soll sie hier zur Kontrolle ins Modell aufgenommen werden.

Wie die Regressionsanalyse jedoch zeigt, hat das Geschlecht bei den befragten Jugendlichen der vorliegenden Stichprobe keinerlei Effekt auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes – weder als unabhängige noch als moderierende Variable (s. Tab. 5.15). Sie wird daher wieder aus dem Regressionsmodell entfernt. Ebenso der Freizeitstil, der in Interaktion mit der Marginalisierung des Wohnquartiers keinen Einfluss auf die abhängige Variable hat und daher ein moderierender Effekt auszuschließen ist.

Das Modell B.2 beinhaltet nur Variablen mit mindestens einem schwachen Effekt. Die Anzahl der einbezogenen Fälle ist gegenüber Modell A mit 260 gleich geblieben, die Erklärungsleistung hat zugleich leicht zugenommen (korrigiertes $R^2 = 0,566$). Die neu hinzugekommene Variable des Schulstatus zeigt sich mit schwachem, fast schon mittlerem Einfluss.¹⁵ Auch die Peripherität des Wohnortes hat

¹⁵ Wird statt dem Schulstatus die Index-Variable für den sozioökonomischen Status verwendet, sinkt die Anzahl der verwendeten Fälle aufgrund der Ausfälle bei dieser Variable für die Regression auf 113 (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 8). Die Effekte im Modell verschieben sich leicht, sind von ihrer Stärke und Richtung aber ähnlich wie im Modell B.2. Der

Tabelle 5.15 Marginalisierung Freizeitkontext, Regressionsmodell B

	Marginalisierung Freizeitkontext	
	(1)	(2)
X1: Peripherität Wohnort	-0,143** (-0,001)	-0,151*** (-0,001)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	0,609*** (2,120)	0,623*** (2,169)
X3: Geschlecht	-0,046 (-2,752)	
X4: Schulstatus	-0,266*** (-16,933)	-0,286*** (-18,180)
X5: Strukturiertheit Freizeit	-0,026 (-0,037)	
X1:X2	-0,159*** (-0,0001)	-0,158*** (-0,0001)
X1:X3	0,079 (0,001)	
X2:X3	-0,078 (-0,539)	
X3:X4	0,017 (2,149)	
X2:X5	-0,041 (-0,007)	
Constant	0,019 (15,069)	0,026 (15,204)
Observations	259	260
Adjusted R ²	0,571	0,566

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

Einfluss des sozioökonomischen Status fällt etwas geringer aus als der Einfluss des Schulstatus im korrespondierenden Modell. Wird das Modell B.2 mit der kleineren Stichprobe von 113 Fällen berechnet, sind die Effektstärken sehr ähnlich zu denen in der Regression mit der größeren Stichprobe (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 9). Für das Modell B.2 scheint der Schulstatus den Einfluss des sozioökonomischen Status daher annäherungsweise abzubilden.

nun im Vergleich zum Modell A einen schwachen negativen Effekt: Je geringer die Distanz zum Stadtzentrum, desto größer der Anteil an Aktivitäten in benachteiligten Nachbarschaften. Dafür haben auf der anderen Seite die Marginalisierung des Wohnquartiers und der Interaktionsterm aus Marginalisierung des Wohnquartiers und Peripherität des Wohnortes an Einfluss eingebüßt. Nach wie vor zeigt sich aber erstere Variable mit einem starken Effekt. Die Annahme zum Einfluss des Schulstatus scheint sich hier zunächst zu bestätigen, da ein schwacher Effekt auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes erkennbar ist: Jugendliche mit niedrigerem Status verbringen einen größeren Anteil ihrer Freizeitaktivitäten in marginalisierten räumlichen Kontexten. Ein möglicher indirekter Effekt über die Marginalisierung des Wohnquartiers soll weiter unten im finalen Modell untersucht werden.

5.4.3 Distanzen zu Schule und Freund*innen

Die vorangegangenen Analysen zur Aktivitätsraumgröße zeigen, dass eine geringere Entfernung zwischen Wohnort und Schule sowie zwischen Wohnort und den Wohnorten der Freund*innen kleinere Aktivitätsräume und damit eine größeren Quartiersbezogenheit der alltäglichen Aktivitäten nach sich zieht. Dadurch wären die Freizeitkontexte mit dem eigenen Quartierskontext weitestgehend identisch. Die aktivitätsräumliche Segregation nimmt dann die unmittelbar gleiche räumliche Form an wie die residentielle. Die drei Variablen Aktivitätsraumgröße, Entfernung zum Schulort und Entfernung zu den Freund*innen könnten daher einen moderierenden Effekt auf den Einfluss der Marginalisierung des Wohnquartiers auf die Marginalisierung der Freizeitkontexte haben. Kleinere Aktivitätsräume und geringer Distanzen zur Schule und den Wohnorten der Freund*innen verstärken möglicherweise den genannten Zusammenhang. Für Jugendliche, die in der Nähe ihrer Schule und ihrer Freund*innen wohnen sowie einen kleineren Aktivitätsraum haben, dürfte der Zusammenhang zwischen Wohnquartier und Freizeitkontext stärker ausfallen. Zusätzlich soll auch noch der mögliche Einfluss der Wohndauer kontrolliert werden.

Im entsprechenden Modell C.1 zeigt sich keine der vier neu ins Modell aufgenommenen Variablen mit einem direkten Effekt auf die unabhängige Variable (s. Tab. 5.16). Von den Interaktionstermen hat nur die Interaktion zwischen Marginalisierung des Wohnquartiers und der Entfernung zu Schule einen schwachen Effekt. Wird das Modell jedoch um die Terme gekürzt, welche ohne Einfluss bleiben, verschwindet auch der Effekt des besagten Interaktionsterms (Modell C.2). Hier liegt möglicherweise ein Stichprobeneffekt vor, da die Stichprobe für das Modell C.1 bei nur 220 Fällen liegt. Wird jedoch die Variable der Entfernung zu den Freund*innen, welche von einer hohen Anzahl an Ausfällen betroffen ist, aus dem Modell gestri-

Tabelle 5.16 Marginalisierung Freizeitkontext, Regressionsmodell C

	Marginalisierung Freizeitkontext	
	(1)	(2)
X1: Peripherität Wohnort	-0,128* (-0,001)	-0,138** (-0,001)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	0,673*** (2,260)	0,624*** (2,173)
X4: Schulstatus	-0,281*** (-17,163)	-0,286*** (-18,165)
X6: Entfernung Schule	0,011 (0,0001)	-0,007 (-0,0001)
X7: Entfernung Freundeskreis	-0,002 (-0,00002)	
X8: Wohndauer	-0,093* (-0,569)	
Y1: Aktivitätsraumgröße	-0,033 (-0,0005)	
X1:X2	-0,155*** (-0,0001)	-0,164*** (-0,0001)
X2:X6	0,124* (0,0002)	0,043 (0,0001)
X2:X7	0,029 (0,00004)	
X2:X8	-0,020 (-0,015)	
X2:Y1	-0,074 (-0,0001)	
Constant	0,033 (13,592)	0,028 (15,263)
Observations	220	260
Adjusted R ²	0,605	0,565

Note: * p < 0,05, ** p < 0,01, *** p < 0,001

chen, vergrößert sich die Anzahl der verfügbaren Fälle wieder auf 260. Es wird davon ausgegangen, dass die größere Stichprobe eine realistischere Einschätzung zum Einfluss der Entfernung zur Schule bietet. Da der Effekt in der größeren Stichprobe verschwindet, soll sie daher ebenfalls aus dem Modell gestrichen werden.

Die Größe des Aktivitätsraumes und damit meist einhergehende größere Entfernungen vom Wohnort zur Schule und zu den Wohnorten der Freund*innen erweisen sich also als nicht einflussreich in Bezug auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes. Das gleiche gilt für die Wohndauer. Das Modell mit der größten Kohärenz bei zugleich höchster Varianzaufklärung ist demnach Modell B.2, welches sowohl wohnortbezogene wie auch individuelle Merkmale als unabhängige Variablen beinhaltet.

5.4.4 Moderationsanalysen

Abschließend soll nun der Interaktionsterm, der aus der Peripherität des Wohnortes und der Marginalisierung des Wohnquartiers gebildet wurde und sich im finalen Modell B.2 mit schwachem Effekt abzeichnet, eingehender analysiert werden. Wie oben bereits formuliert, wird angenommen, dass die höhere Attraktivität von innerstädtischen Quartieren für die jugendliche Freizeitgestaltung zu einem stärker auf das Quartier oder Stadtteil fokussierten Freizeitverhalten führt. Jugendliche aus marginalisierten Quartieren, die zugleich zentral wohnen, verbringen daher noch einmal mehr Zeit im eigenen, benachteiligten Quartier als solche in peripheren Wohnlagen.

Ein Diagramm mit getrennten Regressionsgeraden für jeweils die Gruppe der peripher und zentral wohnenden Befragten (s. Abb. 5.31) zeigt: Jugendliche, die in nicht-benachteiligten Quartieren wohnen, verbringen meist auch nur einen geringen Anteil ihrer Freizeitaktivitäten in marginalisierten Quartieren – und dies gilt unabhängig davon, ob sie eher im äußeren oder inneren Bereich Berlins wohnen. Mit der Marginalisierung des Wohnquartiers nimmt in der Tendenz auch der Anteil an Aktivitäten in marginalisierten sozialräumlichen Kontexten zu. Dies gilt umso mehr für Jugendliche in zentralen Wohngegenden, wie die steiler Regressionsgerade für diese Gruppe belegt. Für sie ist der Zusammenhang zwischen der Marginalisierung des Wohnquartiers und des Freizeitkontextes stärker. Eine zentrale Wohnlage erhöht also die Wahrscheinlichkeit, dass sich eine hohe Benachteiligung des Wohnquartiers auch einer häufigen Nutzung benachteiligter Quartiere in der Freizeit niederschlägt.

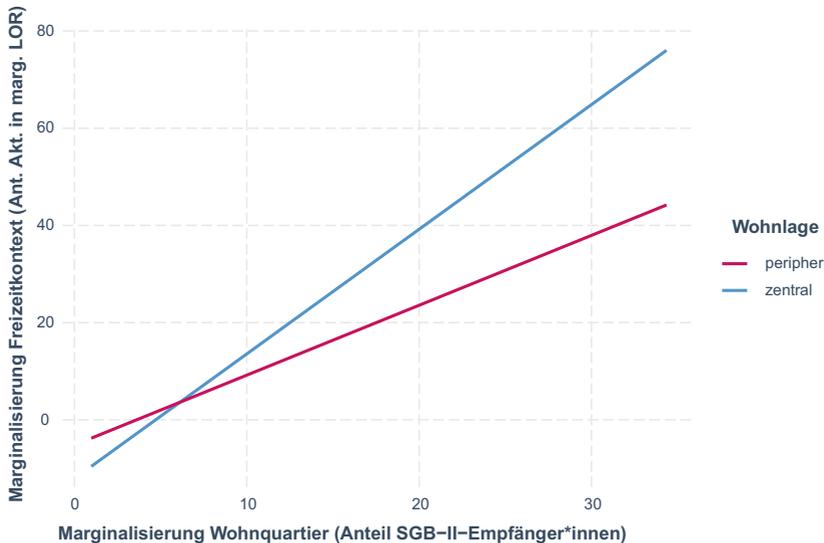


Abbildung 5.31 Marginalisierung Wohnquartier und Wohnlage in Bezug auf Marginalisierung des Freizeitkontextes

5.4.5 Mediationsanalysen

Für die Mediationsanalyse muss an dieser Stelle wieder mit einem vereinfachten Modell ohne den Interaktionsterm gearbeitet werden, da für das Vorgehen Regressionsmodelle ohne die im Interaktionsterm involvierte Variable der Marginalisierung des Wohnquartiers gerechnet werden müssen. Werden nun die drei Modelle, wie von Baron und Kenny (1986) vorgeschlagen, verglichen (s. Tab. 5.17), zeigt sich im ersten Modell (I.) ein starker Effekt der unabhängigen Variable Schulstatus auf die abhängige Variable des Freizeitkontextes bei Abwesenheit der prognostizierten Mediationsvariable der Marginalisierung des Wohnquartiers Quartierstatus. In Modell II. ist ebenso ein mittlerer Effekt der unabhängigen Variable auf die mediiende Variable zu sehen. Im dritten Modell (III.) zeigte sich dann ein starker Effekt der Mediationsvariable auf die abhängige Variable. Zugleich verringert sich der Einfluss der abhängigen Variable im Vergleich zu Modell I., in dem die Mediationsvariable nicht enthalten war, deutlich, ist aber immer noch als mittelstark zu bezeichnen. Es ist also davon auszugehen, dass der Schulstatus neben dem mittleren direkten auch einen indirekten, über den Quartierstatus mediierten Effekt auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes hat.

Tabelle 5.17 Mediationsanalyse Y2

	Abhängige Variable		
	Y2 (I.)	X2 (II.)	Y2 (III.)
X1: Peripherität Wohnort	-0,131* (-0,001)	0,049 (0,0001)	-0,160*** (-0,001)
X2: Marginalisierung Wohnquartier			0,591*** (2,056)
X4: Schulstatus	-0,519*** (-32,954)	-0,328*** (-5,981)	-0,325*** (-20,656)
Constant	0,000 (14,442)	0,000 (11,501)	0,000 (14,442)
Observations	260	260	260
Adjusted R ²	0,233	0,114	0,541

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

Eine entsprechende Bootstrapping-Analyse bestätigt, dass ein Teil des Einfluss des Schulstatus auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes über die Marginalisierung des Wohnquartiers vermittelt wird (s. Tab. 5.18). Neben dem Gesamteffekt zeigen sich sowohl der direkte als auch der indirekte Effekt höchst signifikant. Etwas mehr als ein Drittel des angenommenen, starken Gesamteffektes des Schulstatus wird vermittelt über die Mediationsvariable der Marginalisierung des Wohnquartiers. Dies belegt insgesamt den engen Zusammenhang zwischen indivi-

Tabelle 5.18 Bootstrapping-Analyse für X4->X2->Y2

	Koeffizienten	p-Werte	
Indirekter Effekt	-0.194	< 2.22e-16	***
Direkter Effekt	-0.325	< 2.22e-16	***
Gesamteffekt	-0.519	< 2.22e-16	***
Anteil indirekter Effekt	0.373	< 2.22e-16	***

Anmerkungen:

Simulationen: 1000

Signifikanzniveaus: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$

duellem sozialen Status, dem Status des Wohnquartiers und dem sozialen Kontext der Freizeitaktivitäten, wie in Hypothese 4 formuliert.

5.4.6 Zusammenfassung

Das Modell B.2 (s. Tab. 5.19) zeigt sich als das Modell mit dem besten Kompromiss aus Erklärungsleistung und konsistenter Variablenauswahl. Alle Terme haben einen mindestens schwachen Einfluss ($\beta \geq 0,1$) auf die abhängige Variable und diese Effekte sind alle hoch signifikant ($p < 0,001$). Die Varianzaufklärung von $R^2 = 0,566$ (korrigierter Determinationskoeffizient) lässt sich als stark bezeichnen und es konnten 260 Fällen einbezogen werden. Damit wurde fast die gesamte Teilstichprobe, für die kartierte Wohn- und Freizeitorte vorliegen, ausgeschöpft. Die Varianzinflationsfaktoren aller vier im Modell enthaltenen Terme sind deutlich unter fünf und es deutet sich daher keine Multikollinearität an, welche die Ergebnisse der Regressionsanalyse verzerren würde (s. elektronisches Zusatzmaterial, Tab. 10).

Tabelle 5.19 Marginalisierung Freizeitkontext, Regressionsmodell B.2

	Marginalisierung Freizeitkontext
X1: Peripherität Wohnort	-0,151*** (-0,001)
X2: Marginalisierung Wohnquartier	0,623*** (2,169)
X4: Schulstatus	-0,286*** (-18,180)
X1:X2	-0,158*** (-0,0001)
Constant	0,026 (15,204)
Observations	260
Adjusted R ²	0,566

Anmerkungen: * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$ stand. Regressionskoeffizient, in Klammern nicht stand.

Wie bereits die vorhandene Forschung zur Segregation von Aktivitätsräumen belegt (vgl. Jones und Pebley 2014; Krivo et al. 2013), ist der wichtigste Prädiktor für den Anteil an Freizeitaktivitäten, den Jugendliche in marginalisierten Quartieren

verbringen, die Marginalisierung ihres Wohnquartiers (s. Abb. 5.32). Hier lässt sich ein fast starker Effekt feststellen. Die Hypothese, dass Jugendliche aus marginalisierten Quartieren ihre Freizeit häufiger in marginalisierten Quartieren verbringen (H4.a), bestätigt sich daher für die Berliner Jugendlichen dieser Stichprobe (vgl. auch Plöger 2012).

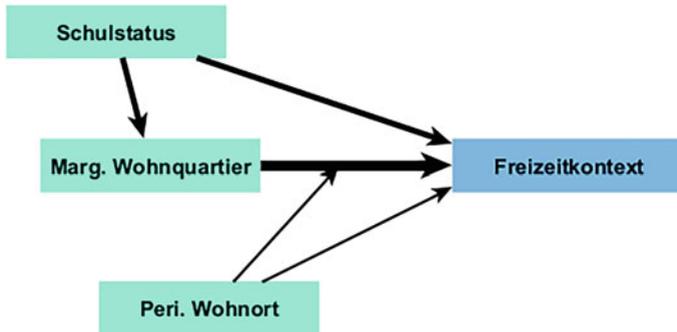


Abbildung 5.32 Schematische Darstellung Modell Y2

Des Weiteren erweist sich der Schulstatus mit einem fast schon mittleren Effekt als prägend für den sozialräumlichen Kontext, in dem Jugendliche ihre Freizeit verbringen. Hier lässt sich ein direkter Effekt nachweisen: Jugendliche von statusniedrigen Schulen verbringen tendenziell einen größeren Anteil ihrer Freizeit in benachteiligten Quartieren. Zusätzlich ist der Einfluss des Schulstatus aber auch mediiert über die Marginalisierung der Wohnquartiere, wie die Mediationsanalyse zeigt (s. Tab. 5.17 und Tab. 5.18). Das heißt, Jugendliche von statusniedrigen Schulen wohnen häufiger in benachteiligten Quartieren – was Folge der deutlichen residentiellen Segregation in Berlin ist. Aus diesem Grund verbringen sie häufiger ihre Freizeit in marginalisierten sozialräumlichen Kontexten. Dieser vermittelte Effekt ist Ausdruck des deutlichen Zusammenhangs zwischen den drei Variablen des individuellen sozialen Status (hier annäherungsweise bestimmt durch den Schulstatus), der sozialen Zusammensetzung des Quartiers und der sozialräumlichen Kontexten der täglichen Aktivitäten, wie er in der Haupthypothese von Set 4 formuliert ist.

Der Einfluss der Marginalisierung des Wohnquartiers wird zusätzlich moderiert durch die Entfernung des Wohnortes zum Stadtzentrum. Ist der Anteil der SGB-II-Empfänger*innen im Wohnquartier gering, verbringen die dort lebenden Jugendlichen kaum Freizeitaktivitäten in marginalisierten Quartieren – unabhängig davon ob sie eher zentral oder peripher wohnen. Mit zunehmender Marginalisierung des

Wohnquartiers erhöht sich in der Tendenz auch der Anteil an Aktivitäten in benachteiligten sozialräumlichen Kontexten. Dieser Zusammenhang ist für Jugendliche in den zentralen Wohngebieten stärker als für jene im äußeren Stadtbereich.

Im Vorhinein wurde angenommen, dass diesem Effekt eine größere Attraktivität der innerstädtischen Quartiere zugrunde liegt, die zu einer stärkeren Quartiersfokussierung von Jugendlichen aus zentralen Wohngebieten führt. Durch eine hohe Quartiersfokussierung sind Wohnquartier und der sozialräumliche Kontext der Freizeitaktivitäten häufig identisch. Jugendliche aus zentralen, marginalisierten Quartieren verbringen dadurch auch mehr Freizeit in marginalisierten Quartieren. Jugendliche aus peripheren, benachteiligten Quartieren verlassen häufiger ihr Quartier, legen weitere Strecken zu ihren Freizeitaktivitäten zurück. Dies zeigt auch die Regressionsanalyse des vorangegangenen Unterkapitel, die einen Effekt der Peripherität des Wohnortes auf die Aktivitätsraumgröße belegt.

Die größeren Aktivitätsräume – so die Annahme – erhöhen auch die sozialräumliche Heterogenität der in der Freizeit genutzten Stadträume. Jugendliche aus marginalisierten Quartieren verbringen dann häufiger ihre Freizeit auch in nicht-marginalisierten Sozialräumen. Der Zusammenhang zwischen der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und des Aktivitätsraumes schwächen sich ab, wie in Hypothese 4.b formuliert. In den vorliegenden Regressionsanalysen erweist sich die Variable der Aktivitätsraumgröße jedoch ohne Einfluss auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes. Weder hat sie einen direkten, eigenen Einfluss, noch moderiert sie den Einfluss der Marginalisierung des Wohnquartiers auf Marginalisierung des Freizeitkontextes. Daher muss Hypothese 4.b für die vorliegende Stichprobe Berliner Jugendliche verworfen werden.

Dass die Aktivitätsraumgröße keine Relevanz besitzt für sozialräumlichen Kontext in dem Freizeitaktivitäten stattfinden, bedeutet zugleich, dass eine Quartiersfokussierung (also kleinere Aktivitätsräume) nicht der Hintergrund sein kann für den Effekt, den die Peripherität des Wohnortes auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes hat. Der Grund könnte vielmehr sein, dass es im Zentrum größere zusammenhängenden Gebieten marginalisierter Quartiere als am Stadtrand gibt. Bei gleicher Aktivitätsraumgröße verbleiben also Jugendliche aus zentralen marginalisierten Quartieren mit größerer Wahrscheinlichkeit innerhalb des Bereichs marginalisierter Quartiere, in dem sie wohnen. Der Einfluss der Peripherität des Wohnortes könnte auch ein zufälliger Effekt sein, hervorgerufen durch die geringe Fallzahl in besagter Teilstichprobe. Da es nur eine sehr geringe Anzahl an Jugendlichen in der Stichprobe gibt, die in einem benachteiligten Quartier in peripherer Lage wohnen ($n = 16$), können extreme Werte in dieser Teilstichprobe leicht zu Verzerrungen in den Regressionsanalysen führen.

Des Weiteren stehen die Entfernungen zwischen den Wohnorten der Jugendlichen und ihren Schulen bzw. den Wohnorten ihrer Freund*innen im engen Zusammenhang mit der Größe der Aktivitätsräume. Daher ist es nicht überraschend, dass sich auch für diese Variablen in den Regressionsmodellen keine nennenswerten Effekte auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes nachweisen lassen. Von den Merkmalen auf individueller Ebene sind Geschlecht und Freizeitstil ohne Bedeutung für die Ausprägung der abhängigen Variable und sind daher im finalen Modell ebensowenig enthalten.

Die Segregation der Aktivitätsräume lässt sich auch anhand einer kartografische Auswertung noch einmal verdeutlichen. Bei der Betrachtung der Aktivitäten dreier innerstädtischer Schulen (s. Abb. 5.33) ist zu erkennen, dass der überwiegende Teil der Aktivitäten der Schüler*innen aller drei Schulen sich in relativer Nähe der Schule befinden. Weiter entfernt liegende Aktivitäten der Schüler*innen von statushohen Schulen (Sek F und Gym A) befinden sich überwiegend in nicht-marginalisierten Gebieten, jene der Schüler*innen der statusniedrigen Schule befinden sich zum größten Teil in marginalisierten Quartieren. Auffällig ist die markante Grenze zwischen den benachteiligten Quartieren in Gesundbrunnen, Wedding und

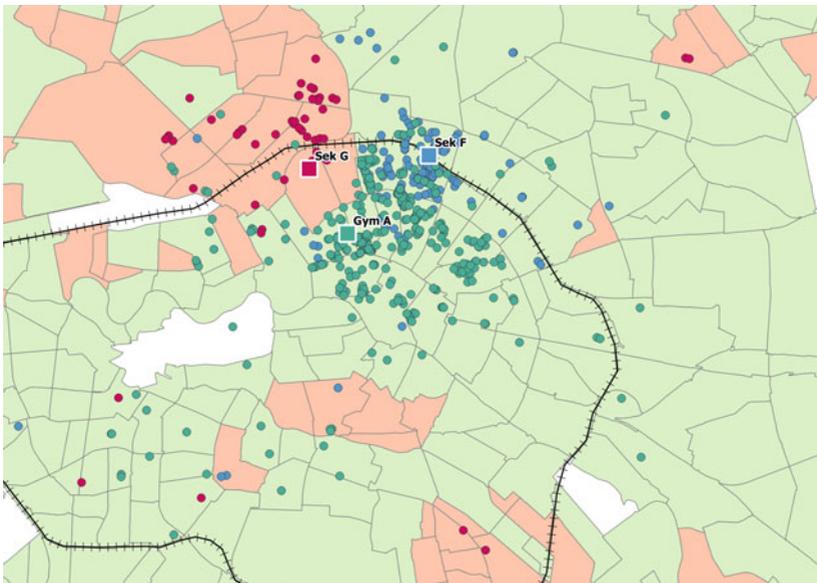


Abbildung 5.33 Aktivitäten ausgewählte Schulen

Reinickendorf auf der einen und den Quartieren in Prenzlauer Berg und Mitte auf der anderen Seite. Die Schüler*innen der beiden statushohen Schulen gehen nur sehr vereinzelt Aktivitäten in Gesundbrunnen oder Wedding nach. Ausgehend von ihren Schulen streuen ihre Aktivitäten eher Richtung Norden, Osten und Süden. Die Schüler*innen der statusniedrigen Schulen in Gesundbrunnen auf der anderen Seite nutzen die Gebiete in Mitte und Prenzlauer Berg fast überhaupt nicht, obwohl z. B. der bei jungen Menschen beliebte Mauerpark in Prenzlauer Berg unmittelbar an der Grenze zu Gesundbrunnen liegt. Ihre Aktivitäten streuen eher nach Norden und Westen.

Gründe für diese Segregation von Aktivitäten könnten die Wohnorte der Befragten und ihrer Freund*innen sein, die jeweils in eine ähnliche Richtung, wie die der Aktivitäten streuen und teilweise eine noch schärfere Segregation zwischen den marginalisierten und nicht-marginalisierten Gebieten zeigen. Wie oben bereits gezeigt, finden Aktivitäten nicht nur in Schulnähe, sondern auch im eigenen Zuhause oder dem Zuhause von Freund*innen oder den unmittelbaren Umgebungen statt. Eine entsprechende Verschiebung des Fokus des Aktivitätsraumes ist möglich. Zum anderen könnten aber auch auf subjektiver Ebene Vorbehalte gegenüber den angrenzenden Nachbarschaften bestehen. Die Jugendlichen fühlen sich möglicherweise unwohl in einem Quartier, dessen Bewohnerschaft überwiegend von einer Schicht oder einem Milieu geprägt ist, dem sie selbst nicht angehören – dies gilt in beide Richtungen. Dies soll unter anderem im qualitativen Teil dieser Arbeit weiter eruiert werden.

5.5 Zwischenfazit

Im vorliegenden Kapitel wurden die in den ersten beiden Kapiteln erarbeiteten und mit Blick auf den Forschungsort Berlin spezifizierte Hypothesen explorativ zu prüfen. Die zusammengestellten Hypothesen beziehen sich auf die Forschungsfragen dieser Arbeit: Wie gestalten sich die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher und welchen Einfluss haben individuelle und wohnstandortbezogene Merkmale? Führt der Einfluss dieser Merkmale zu segregierten Aktivitätsräumen, weil gewählte Freizeitaktivitäten und -orte die Jugendlichen in unterschiedliche Teile der Stadt führen?

Zunächst wurden bivariaten Zusammenhänge zwischen individuellen Merkmalen und den Aspekten des Freizeitverhaltens ausgewertet, um die Hypothesen zu diesem Unterthema (Set 1) zu prüfen. Leitend war dabei die Frage, wie sich das Freizeitverhalten von Jugendlichen nach Geschlecht und sozialem Status differenziert. Die Ergebnisse der Auswertungen belegen deutliche Unterschiede sowohl zwischen den Geschlechtern als auch zwischen Jugendlichen von Schulen mit unterschied-

lichem sozialen Status. Wie in Hypothese 1.a angenommen und durch mehrere Jugendfreizeitstudien belegt (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2018; Albert et al. 2019), gehen Jungen häufiger sportlichen und Mädchen kreativen und geselligen Freizeitaktivitäten nach. Unterschiede nach sozialer Schicht bzw. dem Schulstatus zeigen sich bei der Betrachtung des Anteils an strukturierten Aktivitäten. Wie vermutet (H1.b) spielen strukturierte Aktivitäten in der Freizeitgestaltung statushoher Jugendlicher eine größerer Rolle als bei statusniedrigen (vgl. auch Grgic und Züchner 2016: Kap. 2 und 5). Für unstrukturierte Aktivitäten, wie Chillen und Freund*innentreffen, werden neben dem eigenen Zuhause vor allem öffentliche Orte wie Parks und Shoppingmalls genutzt. Diese Bedeutung öffentliche Räume für das jugendliche Freizeitverhalten wird auch in Studien zur Nutzung des Stadtraums durch Jugendliche (vgl. Herlyn et al. 2003; Neumann 2016; von Seggern et al. 2009) hervorgehoben und ist in Hypothese 1.c festgehalten.

Die Auswertungen zur Annahme, dass Jungen im öffentlichen Raum präsenter sind und dort vornehmlich chillen, während Mädchen ihn eher für Konsumaktivitäten nutzen (vgl. Herlyn et al. 2003: Kap. IX; von Seggern et al. 2009: 139 f.), müssen differenziert betrachtet werden. Es zeigt sich, dass Jungen häufiger Parks nutzen, was zu ihren sportlichen Aktivitäten passt. Mädchen besuchen hingegen öffentliche Gebäude, unter anderem konsumorientierte Orte wie Shoppingmalls, deutlich häufiger als Jungen. Es deutet sich also an, dass Jungen und Mädchen – wie angenommen – entsprechend ihrer unterschiedlichen Freizeitgestaltung auch öffentliche Orte unterschiedlich stark nutzen. Allerdings zeigen die Auswertungen keine eindeutig höhere Präsenz von Jungen im öffentlichen Raum.

Insgesamt differenziert sich die Wahl von Freizeitaktivitäten und -orten deutlich nach Geschlecht und sozialem Status der Jugendlichen. Die Präferenz für bestimmte Aktivitäten und Orte führt die Jugendlichen in unterschiedliche Teile der Stadt. Welche Wege dabei zurückgelegt werden, wird auch durch den Wohnort innerhalb der Stadt bestimmt. Mit Blick auf die spezifische Struktur Berlins, die geprägt ist durch eine jahrzehntelange Ost-West-Teilung und eine ausgeprägte Polyzentralität, wurden in Set 2 Hypothesen zu folgenden Fragen formuliert: Wie verteilt sich die für Jugendliche relevante Freizeitinfrastruktur in der Stadt und wie gut ist sie von unterschiedlichen Wohnstandorten zu erreichen? Wie richtet sich dadurch das jugendliche Freizeitverhalten räumlich aus?

Im Kapitel 3 zur Stadt- und Infrastruktur Berlins wurde bereits der gut ausgebaute öffentliche Personennahverkehr Berlins beschrieben. Ergebnisse zum Mobilitätsverhalten deuten nun darauf hin, dass der ÖPNV es den meisten Jugendlichen ermöglicht weiter entfernte Teile der Stadt zu erreichen. Der überwiegende Teil der befragten Jugendlichen besitzt ein Monatsticket für den ÖPNV und nutzt ihn auch mehrmals die Woche. Unter den peripher wohnenden Jugendliche ist dieser Anteil

– wahrscheinlich bedingt durch die größeren Distanzen zu attraktiven Orten in der Stadt – noch etwas größer als unter jenen in zentralen Wohnquartieren. Zugleich ergeben sich kaum Unterschiede bei der Nutzung des ÖPNV nach sozialem Status. Insofern scheinen die Jugendlichen nicht durch ein mangelndes Mobilitätsangebot daran gehindert zu werden, präferierte Freizeitorte zu erreichen (H2.a). Noch häufiger als mit Bus und Bahn werden Wege zu Fuß zurückgelegt. Auch wenn das Fahrrad nicht so einen hohen Stellenwert als tägliches Fortbewegungsmittel hat, spricht dies für die Annahme, dass durch die polyzentrale Struktur Berlins viele Wege in der näheren Wohnumgebung zurückgelegt werden (H2.d).

Die Quartiersbezogenheit im Freizeitverhalten spiegelt sich auch in kartografischen Auswertungen zu den Freizeitaktivitäten der Jugendlichen. Obwohl andere Teile der Stadt gut mit dem ÖPNV erreichbar sind, finden viele Aktivitäten im eigenen oder den angrenzenden Quartieren statt. Dies schließt meist auch die Umgebung der Schule und das nächstgelegene Berliner Subzentrum mit ein. Wie im Kapitel zur Berliner Stadt- und Infrastruktur herausgearbeitet, sind für Jugendliche relevante öffentliche Raumtypen (Grünflächen, Shoppingmalls, Jugendzentren) im gesamten Stadtgebiet vorhanden. Der starke Quartiersbezug im Freizeitverhaltens der meisten Jugendliche basiert auf dieser polyzentralen Verteilung attraktiver Freizeitorte (H2.c). Abstecher zu weiter entfernten Orte führen meist in die Zentrumsbereiche zwischen Alexanderplatz und Potsdamer Platz bzw. in die City-West um den Kurfürstendamm. Anziehungspunkte sind attraktive öffentliche Orte mit einer stadtweiten Ausstrahlung – Parks mit einer bestimmten Atmosphäre, besonders große Shoppingmalls. Es lässt sich also erkennen, dass – wie in Hypothese 2.b formuliert – das Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher auf Wohn- und Schulort ausgerichtet ist, daneben aber ebenso die städtischen Zentren relevant sind (vgl. Tobias Müller 2009).

Wie die Auswertungen zum Freizeitverhalten (Hypothesen-Set 1) und zur Stadtstruktur Berlins (Hypothesen-Set 2) gezeigt haben, sind sowohl individuelle Merkmale als auch die spezifische Stadtstruktur Berlins bzw. der Wohnort innerhalb dieser prägend für die räumliche Ausrichtung der Freizeitaktivitäten und damit Aktivitätsräume der Jugendlichen. Welche Faktoren haben im Vergleich den stärksten Einfluss auf die Größe der Jugendlichen Aktivitätsräume und welche sind zu vernachlässigen? Die Hypothesen zu diesen Fragen aus Set 3 wurden mithilfe von multiplen Regressionen geprüft.

Zentrale Erkenntnis der Analysen: Den größten Einfluss auf die Größe der Aktivitätsräume hat die Entfernung zwischen Wohn- und Schulort. Dies hat sich bereits in den kartografischen Auswertungen zu Hypothesen-Set 2 angedeutet und stimmt überein mit den Ergebnissen der einzigen Aktivitätsraumstudie zu Berliner Jugendlichen von Tobias Müller (2009). Ebenfalls ein wichtiger Faktor ist die Entfernung

zu den Wohnorten der Freund*innen. Sie vermittelt einen Teil des Einflusses der Entfernung zum Schulort, hat aber auch einen eigenständigen Einfluss. Je weiter der Schulweg, desto weiter entfernt wohnen potenziell auch die Freund*innen und desto größer tendenziell auch der Aktivitätsraum. Weiter entfernte Schul- und Wohnorte von Freund*innen ziehen also Aktivitäten in anderen Teilen der Stadt nach sich (vgl. Oberwittler 2004). Wie in Hypothese 3.a vermutet, gibt es einen Zusammenhang zwischen der räumlichen Ausdehnung des Freundeskreises und der Aktivitäten.

Des Weiteren hängt die Ausdehnung der Aktivitätsräume davon ab, wie zentral der Wohnort ist und ob er in einem benachteiligten Quartier liegt. Wohnen Jugendliche in benachteiligten Quartieren, dann führen weiter entfernte Freund*innen zu größeren Aktivitätsräumen. Ist der Freundeskreis hingegen im Nahraum konzentriert, wird eher den Aktivitäten nahe des Wohnortes nachgegangen. Zugleich nimmt die Größe des Aktivitätsraumes mit zunehmend peripherem Wohnort zu. Eine Ursache sind hier die erwähnten Abstecher in die Zentrumsbereiche der Innenstadt, für welche die Jugendlichen vom Stadtrand größere Distanzen überwinden müssen als zentral wohnende.

Neben den wohnstandortbezogenen Variablen haben auch die individuellen Merkmale Einfluss auf die Aktivitätsraumgröße. Mädchen und Jugendliche mit einer stärker durch strukturierte Aktivitäten geprägten Freizeit haben Aktivitätsräume mit einer größeren Ausdehnung (vgl. Tobias Müller 2009; Plöger 2012). Der Geschlechterunterschied verstärkt sich noch einmal, wenn die Wohnorte der Freund*innen weiter entfernt liegen. Der positive Einfluss eines strukturierten Freizeitstils gilt vor allem für Jugendliche in peripheren Wohngebieten und in nicht-marginalisierten Quartieren. In marginalisierten Quartieren führen mehr strukturierte Aktivitäten eher zu kleineren Aktivitätsräumen. Die Auswertungen zum Freizeitverhalten der Jugendlichen belegen einen Zusammenhang zwischen sozialem Status und dem Anteil strukturierter Freizeitaktivitäten. Die Vermutung, der soziale Status könnte daher vermittelt über den Freizeitstil die Aktivitätsraumgröße prägen, bestätigt sich in den Regressionsanalysen jedoch nicht. Daneben hat der soziale Status bzw. Schulstatus auch keinen direkten, unvermittelten Einfluss auf die Ausdehnung der jugendlichen Aktivitätsräume. Neben dem sozialen Status zeigt sich nur die Wohndauer ohne den in Hypothese 3.b formulierten Effekt auf die Aktivitätsraumgröße.

Auch wenn die Größe der Aktivitätsräume sich nicht nach sozialem Status der Jugendlichen differenzieren, sagt dies noch nichts über eine mögliche soziale Segregation ihrer Aktivitätsräume aus. Hierfür ist nicht der Radius der täglichen Aktivitäten relevant, sondern in welchen sozialräumlichen Kontexten diese Aktivitäten stattfinden. Studien belegen, dass es einen Zusammenhang zwischen der sozialen Zusammensetzung des Wohnquartiers und der Quartiere, die für die täglichen Aktivitäten aufgesucht werden, gibt (vgl. Jones und Pebley 2014; Krivo et al. 2013). Studien zu Jugendlichen zeigen, dass Jugendliche aus marginalisierten Quartie-

ren auch ihre Freizeit überwiegend in marginalisierten Nachbarschaften verbringen (vgl. Plöger 2012). Daher steht im Mittelpunkt von Hypothesen-Set 4 die Frage, ob es für Berliner Jugendliche einen Zusammenhang gibt zwischen niedrigem sozialen Status, marginalisiertem Wohnquartier und der Nutzung benachteiligter Bereiche der Stadt in der Freizeit?

Die Ergebnisse der durchgeführten multiplen Regressionen fallen eindeutig aus: Jugendliche aus marginalisierten Quartieren verbringen mit großer Wahrscheinlichkeit auch einen größeren Teil ihrer Freizeitaktivitäten in marginalisierten Nachbarschaften (H4.a). Hinzu kommt ein Einfluss des Schulstatus: Jugendliche von statusniedrigen Schulen verbringen häufiger ihre Freizeit in benachteiligten Quartieren. Der Einfluss des Schulstatus besteht unabhängig vom Wohnquartier, ein Teil wird aber auch über diesen vermittelt. Das heißt statusniedrigere Jugendliche wohnen häufiger in marginalisierten Nachbarschaften und verbringen daher auch häufiger Freizeitaktivitäten in marginalisierten Quartieren. Wie in der Haupthypothese 4 formuliert besteht also ein deutlicher Zusammenhang zwischen den drei Variablen sozialer Status, Quartierstatus und Freizeitkontext.

Hinzu kommt ein schwacher Einfluss der Wohnlage. Je zentraler Jugendliche wohnen, desto eher verbringen sie einen größeren Teil ihrer Freizeit in marginalisierten Quartieren. Zusätzlich verstärkt eine zentrale Wohnlage den Zusammenhang zwischen marginalisiertem Wohnquartier und marginalisiertem Freizeitkontext. Dies entspricht der Vorannahme, die darauf basiert, dass zentral wohnenden Jugendliche eher kleiner Aktivitätsräume haben. Bei zentral wohnenden Jugendlichen in benachteiligten Nachbarschaften führt dies dazu, dass häufig das benachteiligte Wohnquartier und umliegende benachteiligte Quartiere auch der Freizeitkontext sind. Die Aktivitätsraumgröße zeigt sich jedoch als unabhängige Variable ohne Einfluss auf den Anteil an Freizeitaktivitäten in marginalisierten Quartieren. Sie moderiert auch nicht den Einfluss von Wohnlage oder Quartierstatus. Auch die beiden Variablen, die am stärksten die Aktivitätsraumgröße prägen (Entfernung zur Schule und Entfernung zu den Freund*innen), beeinflussen die Marginalisierung des Freizeitkontextes nicht.

Wie viel Freizeit in marginalisierten Sozialräumen verbracht wird und wie sehr sich ein Wohnort in einem marginalisierten Quartier auch in einem marginalisierten Aktivitätsraum niederschlagen, ist also nicht bestimmt durch die Größe der Aktivitätsräume und die damit verbundenen Entfernungen, die Jugendlichen zur Schule oder ihren Freund*innen zurücklegen. Die kleineren Aktivitätsräume können daher auch nicht die häufigere Nutzung benachteiligter Quartiere durch zentral wohnenden Jugendliche erklären. Die Ursache für diesen Zusammenhang lässt sich weder empirisch, mit den vorliegenden Daten, noch theoretisch, auf Grundlage der bestehenden Literatur zu dem Thema, klären. Nicht auszuschließen ist auch die Möglichkeit von zufälligen Effekten durch die suboptimale Stichprobe.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Die Wahrnehmung von Stadträumen – präferierte und gemiedene Orte

6

In den beiden ersten Kapiteln dieser Arbeit wurden die theoretischen Hintergründe zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen und zum Forschungskontext Berlin aufgearbeitet und im Zuge dessen Hypothesen in Bezug auf die Fragestellung dieser Arbeit ausgearbeitet. Die Hypothesen zum Einfluss von individuellen Merkmalen und wohnstandortbezogenen Merkmalen auf das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen in Berlin wurden dann im vorangegangenen Kapitel, mithilfe des erhobenen quantitativen Datenmaterials in bivariaten Analysen und multiplen Regressionen, geprüft. Sie verbinden Erkenntnisse aus der Nachbarschaftseffekt-, Aktivitätsraum- und Jugendforschung und zielen damit auf eine Leerstelle in der Forschung zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen. Da diese Hypothesen bisher noch nicht untersucht wurden, ist es wichtig, sie nicht nur anhand von empirischem Material zu prüfen, sondern gegebenenfalls auch weiterzuentwickeln. Dazu ist es notwendig zu verstehen, wie die Merkmale auf individueller Ebene, auf Ebene des Wohnortes und auch stadtstrukturelle Faktoren mit bestimmten aktivitätsräumlichen Verhaltensmustern zusammenhängen. Warum werden welche Orte in der Freizeit genutzt und was macht ihre Qualität aus? Warum haben Schulort und die Wohnorte der Freund*innen so einen großen Einfluss auf die Größe der jugendlichen Aktivitätsräume? Warum verbringen Jugendliche aus marginalisierten Quartieren auch ihre Freizeit häufiger in marginalisierten Quartieren? Werden bestimmte Stadtteile aufgrund negativer Wahrnehmungen der Jugendlichen gemieden? Diese Fragen zu im quantitativen Teil aufgedeckten Zusammenhängen sollen nun – im Sinne eines Vertiefungsdesigns (vgl. Ivankova et al. 2006) – durch die

Ergänzende Information Die elektronische Version dieses Kapitels enthält Zusatzmaterial, auf das über folgenden Link zugegriffen werden kann https://doi.org/10.1007/978-3-658-43620-9_6.

Auswertung der durchgeführten Leitfadeninterviews in diesem Kapitel eruiert werden.

Für die vertiefende Untersuchung der im quantitativen Forschungsteil geprüften Zusammenhänge und der sich anschließenden Fragen werden die interviewten Jugendlichen mit Blick auf ihr räumliches Freizeitverhalten typisiert¹. Dabei werden übergreifende Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Freizeitaktivitäten und der Nutzung des Stadtraums herausgearbeitet. Die Typenbildung ermöglicht es zu analysieren, welche Arten von räumlichem Freizeitverhalten mit welchen weiteren Merkmalen der Personen in Verbindung stehen. Im Anschluss an die Vorstellung der Typen werden die Interviews dann entlang der drei Themen, die sich aus Hypothesen und den Ergebnissen des quantitativen Forschungsteils ergeben, ausgewertet werden: die Qualität bestimmter Raumtypen, die Bedeutung von sozialen Kontakten für die Ausrichtung der Aktivitätsräume und die Meidung anderer Stadtteile. Erkenntnisgewinne sollen hier vor allem dadurch erzielt werden, dass Konvergenzen und Divergenzen zwischen den Typen in Hinblick auf die Fragestellung herausgearbeitet werden.

6.1 Typen jugendlichen Freizeitverhaltens im Stadtraum

Den Hypothesen und Themen des quantitativen Forschungsteils folgend, wurde das Interviewmaterial mit Codes zu den Themen Freizeitaktivitäten, Wohnquartier, Freund*innen und genutzte/gemiedene Orte/Gebiete codiert. Durch eine kontrastierende Zusammenschau der codierten Interviewsegmente zum Freizeitverhalten und den räumlichen Bezügen der interviewten Jugendlichen innerhalb der Stadt wurden die einzelnen Typen herausgearbeitet. Aufgrund der unausgewogenen Stichprobe (vgl. Abschn. 4.2.5) konnten bestimmte Merkmale in die Analyse nicht einfließen. Es wurden keine Personen mit deutlich peripherer Wohnlage interviewt. Auch bilden die Fälle in der Stichprobe nicht alle als relevant erscheinenden Kombinationen von Merkmalen ab. So gibt es z.B. keine männlichen Interviewten ohne Migrationshintergrund. Da diese Merkmale im Zusammenhang mit bestimmten Freizeitstilen und räumlichen Nutzungen stehen, wie die Auswertung der quantitativen Daten gezeigt hat, können potenziell weitere vorhandene Typen mit dem Interviewmaterial nicht aufgedeckt werden.²

¹ Der Zugang zu den interviewten Personen, Interviewsituationen, Leitfaden und Rahmendaten zu den Interviews sind in Abschnitt 4.3 ausführlich beschrieben.

² Eine Fallübersicht mit ausführlichen Stichpunkten zu den interviewten Jugendlichen findet sich im elektronischen Zusatzmaterial, Tab. 11.

Die Mehrheit der interviewten Jugendlichen ist dem ersten Typus der „Stadtteil-fokussierten“ zuzuordnen (s. Tab. 6.1).³ Dies ergibt sich aus dem Feldzugang, der vornehmlich über Jugendfreizeiteinrichtungen erfolgte, da diese Jugendlichen zum Stammpublikum vieler Jugendzentren gehören. Die verbleibenden fünf interviewten Jugendlichen konnten nicht zu einer oder zwei größeren Gruppen zusammengefasst werden – das Freizeit- und Raumverhalten erscheint dafür zu unterschiedlich. Es wurden daher vier weitere Typen gebildet, welchen jeweils nur eine oder zwei Personen zugeordnet wurden. Werden die Ergebnisse zum Freizeitverhalten und den Aktivitätsräumen von Jugendlichen in Berlin aus dem vorangegangenen Kapitel betrachtet, so wird deutlich, dass auch diese übrigen Kategorien keine Einzelfälle sind, sondern verbreitete Typen darstellen.

Der „Stadtteilfokussierte“ zeichnet sich durch seinen starken Fokus auf den eigenen Stadtteil aus, der sowohl seine Freizeitaktivitäten als auch seine sozialen Kontakte betrifft.⁴ Bei der „Strukturierten“ dominiert eine regelmäßige Aktivität in einem organisierten Rahmen das Freizeitverhalten, da dieser Aktivität an mehreren Nachmittagen in der Woche nachgegangen wird. Im Mittelpunkt des Freizeitverhaltens der „Treffpunktfixierten“ steht ein bestimmter Ort, um den sich eine offene Clique gebildet hat und der meist mehrmals die Woche aufgesucht wird. Der „Grenzgänger“ geht verschiedenen strukturierten und unstrukturierten Freizeitaktivitäten nach und nutzt dabei sowohl seinen eigenen nicht-marginalisierten als auch den angrenzenden marginalisierten Stadtteil, auf den sich auch seine sozialen Kontakte erstrecken. Erst kürzlich nach Berlin gezogen, sind die Aktivitäten und räumlichen Bezüge des „Zugezogenen“ bestimmt durch die neu in der Stadt erworbenen Kontakte. Die einzelnen Typen sollen im Folgenden detailliert vorgestellt werden.⁵

³ von Seggern et al. (2009) entwickeln mithilfe der Daten verschiedener qualitativer Instrumente eine Typologie zur Stadtnutzung und Mobilität von Jugendlichen. Die Typen ähneln zum Teil den hier herausgearbeiteten Typen. Sie werden jedoch nicht systematisch mit individuellen Merkmalen und Merkmalen des Wohnstandortes verknüpft.

⁴ In den Interviews bezogen sich die Jugendlichen nur selten auf ein bestimmtes Quartier, sondern meist eher auf Stadtteile. Auch waren die von den Jugendlichen genannten Orte nicht immer quartiersgenau zu lokalisieren. Daher wird in diesem Kapitel häufiger auch auf die großräumigere Gebietseinheit der Stadtteile Bezug genommen.

⁵ Um die Anonymität der interviewten Jugendlichen zu wahren, wurden die Namen der einzelnen Personen geändert.

Tabelle 6.1 Übersicht Typen räumlichen Freizeitverhaltens

Typus	Freizeitstil	Kontakte	Aktivitätsraum	Besonderheit	Fälle
Stadtteilkussierte	spontane und unstrukturierte Aktivitäten	fast ausschließlich im Wohnstadtteil	Fokus auf marginalisiertem Wohnstadtteil	starker Stadtteilkuss in Aktivitäten und Kontakten	7
Strukturierte	dominiert durch regelmäßige, strukturierte Aktivität, daneben auch spontane Treffen mit Freund*innen	Kontakte im Wohn- und auch in anderen Stadtteilen	Aktivitäten im Wohnstadtteil, Abstecher mit FuF in andere Stadtteile oder Zentrumsbereich	einzelne strukturierte Aktivität dominiert Freizeit- und Raumverhalten	2
Treffpunktfixierte	dominiert durch unstrukturierte, aber regelmäßige Aktivitäten an bestimmtem Ort mit gleichen Leuten	Kontakte im Wohn- und auch in anderen Stadtteilen	eigener und entferntere Stadtteile	Bestimmter Ort als Treffpunkt steht im Mittelpunkt der Freizeitgestaltung	1
Grenzgänger	strukturierte und unstrukturierte Aktivitäten	Kontakte in angrenzenden marginalisierten und in entfernteren Stadtteilen	eigener nicht-marginalisierter und angrenzender marginalisierter Stadtteil	Aktivitäten und Kontakte im eigenen nicht-marginalisierten und angrenzenden marginalisierten Stadtteil	1
Zugezogene	strukturierte und unstrukturierte Aktivitäten sowohl im Wohn- als auch entfernten Stadtteilen	Kontakte in angrenzenden marginalisierten und entfernteren Stadtteilen	eigener und entferntere Stadtteile	kürzlich nach Berlin zugezogen, neue Kontakte bestimmen Aktivitäten und Stadtnutzung	1

6.1.1 Stadtteilkonzentrierte

Kurzporträt „Samir“

Samir wohnt seit seiner Geburt in derselben Wohnung im Gesundbrunnen. Seine Mutter ist Deutsche, sein Vater hat einen arabischen Migrationshintergrund. Beide sind Frührentner*innen. In seiner Freizeit trifft er sich meist mit seinen Freunden aus der Nachbarschaft im Hof ihres Wohnblocks. Dann entscheiden sie, ob sie ins Jugendzentrum oder ins Gesundbrunnencenter gehen, um dort zu chillen, oder ob sie in Reinickendorf etwas essen gehen. Manchmal spielen sie auch bei jemandem zuhause Playstation oder fahren zum Alexanderplatz, um dort im Einkaufszentrum einzukaufen. Samir geht außerdem regelmäßig zum Kickboxtraining in einen Verein in der Nachbarschaft.

Die stadtteilkonzentrierten Jugendlichen wohnen schon seit ihrer frühen Kindheit in ihrem Stadtteil⁶, viele sogar seit ihrer Geburt in derselben Wohnung. Auch ihre Schulen liegen im selben Stadtteil. Kontakte und Aktivitäten erstrecken sich ebenfalls fast ausschließlich auf den eigenen oder den benachbarten Stadtteil (s. Abb. 6.1). Ausnahmen bilden gelegentliche Abstecher in den Zentrumsbereich Berlins, z.B. zum Alexanderplatz oder zum Kurfürstendamm. Da die stadtteilkonzentrierten Jugendlichen fast alle in marginalisierten, zentrumsnahen Quartieren wohnen, liegen diese zentralen Shopping-Orte aber jeweils auch im benachbarten Stadtteil. Sie werden zum Einkaufen, Chillen, Essengehen und Freund*innentreffen aufgesucht. Dies sind auch die spontanen und unstrukturierten Aktivitäten, welche den Freizeitstil der Stadtteilkonzentrierten prägen. Die beiden männlichen Jugendlichen dieses Typus in der Stichprobe gehen jedoch auch regelmäßig zum Kickboxtraining. Für die weiblichen Jugendlichen sind gelegentliche Unternehmungen mit der Familie, wie Picknicken im Park oder Besuche bei Verwandten, Teil der Freizeitgestaltung.

Diesem Typus lassen sich die überwiegende Mehrheit der interviewten Jugendlichen zuordnen (7 von 12). Dies ist in Anbetracht des Feldzugangs nicht verwunderlich, sind die Stadtteilkonzentrierten doch die typischen Nutzer*innen von Jugendfreizeiteinrichtungen. Sie wohnen in marginalisierten Quartieren und kommen aus

⁶ Die Jugendlichen in den Interviews machten zum Teil nur allgemeine Angaben zu den Orten ihres Alltags – entweder weil sie es nicht genauer beschreiben konnten oder es nicht wollten. Die Analyse im qualitativen Teil muss daher weitgehend auf der Ebene der Stadtteile verbleiben, was auch sinnvoll erscheint, um die Anonymität der Befragten zu wahren. Nur punktuell sind kleinräumigere Einsichten möglich.

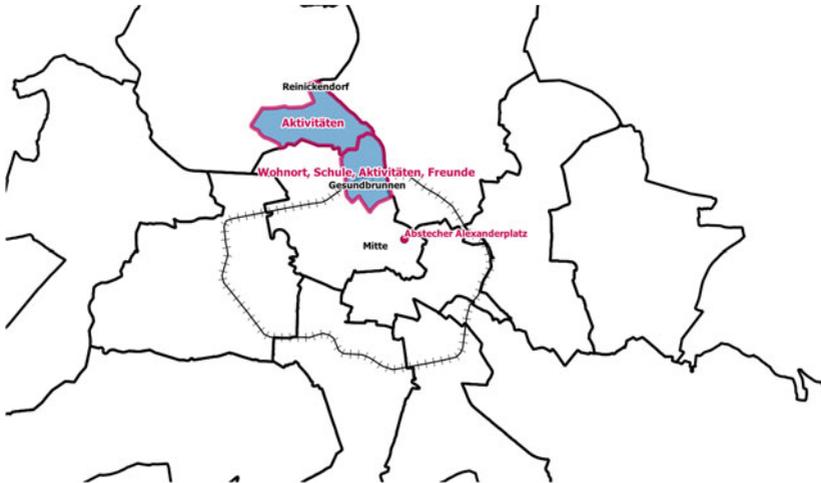


Abbildung 6.1 Stadtteilnutzung eines „Stadtteilkonfokussierten“ („Samir“)

Familien mit niedrigem sozialen Status. Durch ihr unstrukturiertes und auf den eigenen Stadtteil ausgerichtetes Freizeitverhalten entsprechen sie dem typischen Bild eines Jugendlichen aus einem marginalisierten Quartier, das im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs vorherrscht (vgl. Oberwittler 2004; Preissing 2018). Da sich die Aktivitätsräume der Stadtteilkonfokussierten auf überwiegend wohnortnahe Quartiere bzw. den eigenen Wohnstadtteil erstrecken, findet ein Großteil der Freizeit auch in marginalisierten sozialräumlichen Kontexten statt, durch die die Wohnstadtteile überwiegend geprägt sind. Die Wohnorte der interviewten Jugendlichen liegen in den Stadtteilen Moabit, Wedding, Gesundbrunnen und Reinickendorf. Die vier Stadtteile liegen unmittelbar nebeneinander. Moabit, Wedding und Gesundbrunnen gehören zum Bezirk Mitte, Reinickendorf zum gleichnamigen Bezirk Reinickendorf. Während Moabit physisch recht deutlich durch den Berlin-Spandauer Schifffahrtskanal vom Wedding getrennt ist, gehen die anderen drei Stadtteile ineinander über und sind nicht durch augenfällige Barrieren voneinander abgegrenzt. Verorten die Jugendlichen in den Interviews bestimmte Orte in einem der drei Stadtteile, muss daher davon ausgegangen werden, dass auch die angrenzenden Bereiche der Nachbarstadtteile gemeint sein könnten. Insbesondere die Stadtteile Wedding und

Gesundbrunnen scheinen von den Jugendlichen teilweise als ein Stadtteil wahrgenommen zu werden.⁷

6.1.2 Strukturierte

Kurzporträt „Julia“

Julia ist eine der beiden interviewten Mädchen, die dem Typus Strukturierte zu zuordnen ist. Sie ist 17 Jahre alt, wohnt im Wedding und ihre Leidenschaft ist das Balletttanzen. Mehrmals die Woche geht sie nach der Schule zum Ballettunterricht. Das Jugendzentrum nutzt sie, um dort in einem Raum Tanzunterricht für jüngere Mädchen zu geben. Ansonsten verbringt sie viel Zeit mit ruhigen Aktivitäten, wie lesen, zuhause. Gelegentlich trifft sie auch Freund*innen, um mit ihnen Essen, ins Kino oder in den Mauerpark zu gehen. Dafür wird dann meist eines der großen Einkaufszentren im Stadtzentrum angesteuert. Zu drei guten Freund*innen aus der Grundschule hat sie nach wie vor Kontakt. Diese sind nach Lichtenberg gezogen und daher fährt Julia regelmäßig dorthin, um sie zu besuchen.

Die Freizeit der Strukturierten ist geprägt von einer sportlichen Aktivität, der im Rahmen regelmäßiger Trainingstermine mehrmals der Woche nachgegangen wird. Der Sport nimmt nicht nur einen wesentlichen Anteil der neben der Schule zur Verfügung stehenden freien Zeit ein, er bietet den betreffenden Jugendlichen auch Identifikation. Die beiden interviewten Jugendlichen, die diesem Typus zugeordnet werden, sind weiblich. Grundsätzlich sind aber auch männliche Jugendliche dieses Typus vorstellbar. Aufgrund der bereits diskutierten Tendenz von Jugendlichen mit mittlerem bis hohem sozialen Status zu strukturierteren Freizeitstilen ist es jedoch nicht erstaunlich, dass die strukturierten Jugendlichen aus Familien mit mittlerem sozialen Status kommen und Gymnasien besuchen (s. Abb. 6.2).

⁷ Dies scheint eine unter Berliner*innen weit verbreitete Wahrnehmung zu sein, waren doch die beiden Stadtteile Wedding und Gesundbrunnen bis zur Verwaltungsreform von 2001 im Bezirk Wedding zusammengefasst.

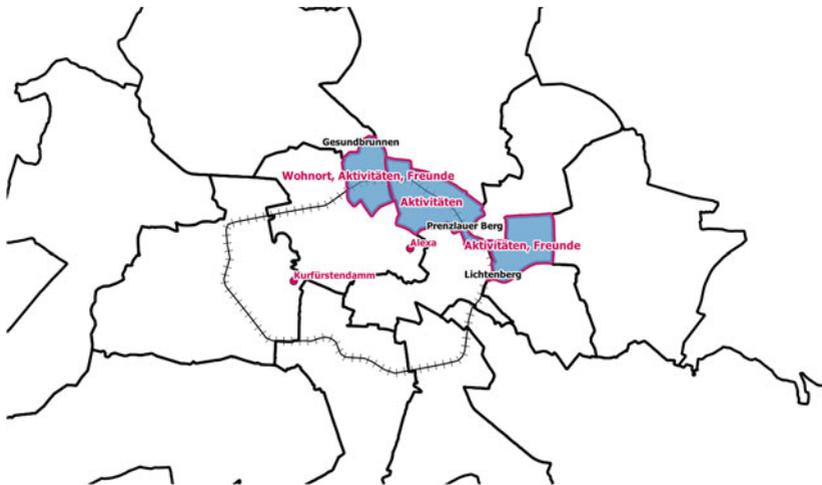


Abbildung 6.2 Stadtteilnutzung einer „Strukturierten“ („Julia“)

Ähnlich wie die Stadtteilkonzentrierten sind auch die Strukturierten in ihren Aktivitäten vornehmlich auf den eigenen und einen benachbarten Stadtteil bezogen. Im Unterschied zu ersteren verbringen sie jedoch nicht den größten Teil ihrer Freizeit in unstrukturierten Kontexten in öffentlichen bzw. öffentlich zugänglichen Räumen des Stadtteils, sondern halten sich – bedingt durch ihre Sportaktivitäten – auch häufig in den strukturierten Kontexten ihrer Sportvereine auf.⁸ Neben regelmäßigem Training gehören aber auch Treffen mit Freund*innen zu den Freizeitaktivitäten dieses Typus. Hierfür werden dann aber meist die Shoppingmalls im Stadtzentrum, am Kurfürstendamm oder Alexanderplatz aufgesucht, wo dann gemeinsam mit einzelnen Freund*innen eingekauft oder gegessen wird. Neben diesen Abstechern in die Zentrumsbereichskerne Berlins bieten soziale Kontakte (Verwandte/Grundschulfreund*innen) aus weiter entfernt wohnenden Stadtteilen ebenfalls Anlass, den eigenen Stadtteil gelegentlich zu verlassen. Das Jugendzentrum, in dem sie interviewt wurden, nutzen sie eher selten. Sie werden entweder von Freund*innen mitgebracht oder sind wegen eines bestimmten Angebots hier.

⁸ Zur Bedeutung von strukturierten und unstrukturierten Settings für die Erklärung von deviantem Verhalten Jugendlicher siehe z.B. Browning und Soller (2014) und Maimon und Browning (2010).

6.1.3 Treffpunktfixierte

Kurzporträt „Alica“

Alica ist 15 Jahre alt und wohnt seit ihrer Geburt im Gesundbrunnen. Ihre Eltern sind damals hierhergezogen, weil ihre Mutter bei einem großen Konzern arbeitet, der in diesem Stadtteil einen Standort hat. Eine Zeit lang war sie regelmäßig in einem Jugendclub um die Ecke, aber seit dort nur noch „komische“ Leute sind, geht sie dort nicht mehr hin. Stattdessen ist sie im Winter fast jeden Nachmittag auf der Eisbahn im Wedding. Dort kennt sie viele Leute, die regelmäßig hierherkommen und die zum Teil in anderen Stadtteilen leben. Ohne sich fest zu verabreden trifft sie hier immer jemanden, den sie kennt. Im Sommer ist sie fast jeden Tag am Flughafen-See in Tegel, um dort mit Freund*innen zu chillen. Ihr Freund wohnt ebenfalls in Tegel. Mit ihm und anderen Freund*innen geht sie manchmal in die Borsig-Hallen – ein Einkaufszentrum in Tegel. Gelegentlich geht sie mit ihren Großeltern, die in Charlottenburg wohnen, am Kurfürstendamm oder am Potsdamer Platz einkaufen. Sie besucht ein Gymnasium in Reinickendorf.

Die Freizeit der treffpunktfixierten Jugendlichen ist maßgeblich strukturiert durch bestimmte Orte, die in der Freizeit regelmäßig aufgesucht werden. Wie bei den Strukturierten gibt es also auch bei den Treffpunktfixierten ein strukturierendes Element im Freizeitverhalten. Dieses Element ist jedoch nicht eine bestimmte zeitlich und räumlich gebundene Aktivität, sondern ein bestimmter Ort. Jedoch sind diese Orte jeweils mit bestimmten Aktivitäten verknüpft und – wichtiger noch – werden an diesen Orten immer wieder die gleichen Leute angetroffen, die eine Clique bilden, die sich um den Ort und die dortigen Aktivitäten gebildet hat. Wie bei den bereits zuvor beschriebenen Typen nutzen auch die Treffpunktfixierten gelegentlich Einkaufszentren für Treffen mit Freund*innen oder zum Einkaufen. Allerdings sind es eher die großen Einkaufszentren im Stadtzentrum oder in angrenzenden Stadtteilen als jene direkt am Wohnort. Die Identifikation mit dem eigenen, marginalisierten Stadtteil ist nicht sehr hoch, er wird sogar eher negativ beschrieben. Die Gründe hierfür sind wahrscheinlich schlechte Erfahrungen mit devianten Jugendlichen aus dem eigenen Stadtteil und dem im Vergleich zur durchschnittlichen Stadtteilbevölkerung höherem sozialen Status (s. Abb. 6.3).

Entsprechend scheint der öffentliche Raum des Wohnstadtteils kaum eine Rolle in der Freizeitgestaltung der Treffpunktfixierten zu spielen. Die festen Orte ihrer

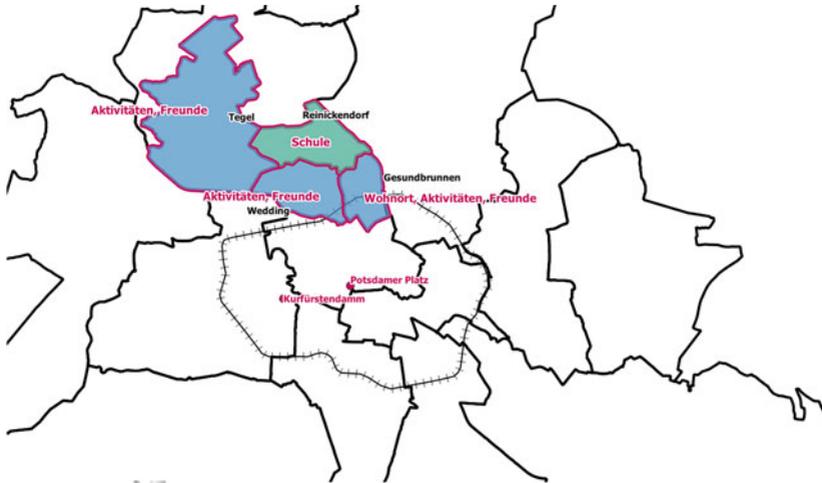


Abbildung 6.3 Stadtteilnutzung einer „Treffpunktfixierten“ („Alica“)

Freizeit im und außerhalb des Stadtteils bieten vielmehr Gelegenheit dem öffentlichen Raum des Stadtteils zu entgehen. Freund*innen wohnen teilweise im gleichen Stadtteil, aber über die Schule und die Freizeitorte werden außerdem Kontakte zu Jugendlichen in anderen Stadtteilen geknüpft. Auch die besuchte Schule mit höherem Status liegt in einem anderen, weniger benachteiligten Stadtteil.

6.1.4 Grenzgänger

Kurzporträt „Emre“

Kurz nach seiner Geburt sind seine Eltern mit der Familie von Kreuzberg nach Mitte umgezogen. Sein älterer Bruder wohnt und arbeitet aber mittlerweile wieder in Kreuzberg und gelegentlich besucht Emre ihn dort. Sein Vater ist selbstständiger Unternehmer im Baugewerbe und seine Mutter ist Sozialarbeiterin. Emre besucht eine integrierte Sekundarschule in Mitte, die ein diversitätsbewusstes Schulprofil hat und einen Anteil an Schüler*innen mit Migrationshintergrund, der deutlich über dem Berliner Durchschnitt liegt. Seine Freund*innen kennt er aus der Schule, der Grundschule oder über den

Boxclub im Gesundbrunnen, den er regelmäßig besucht. Neben dem Boxtraining chillt er in der Freizeit vor allem mit Freunden, dazu nutzt er die Parks in Mitte. Gelegentlich kommt er auch ins Jugendzentrum im Gesundbrunnen, weil Freund*innen und Verwandte hier in der Nachbarschaft wohnen. Einige gute Freunde von ihm aus der Grundschule wohnen mittlerweile in Pankow. Da Pankow seiner Ansicht nach, aber ein für Jugendliche langweiliger Stadtteil ist, besucht er seine Freunde dort jedoch nie. Stattdessen kommen diese nach Gesundbrunnen oder Mitte, um mit ihm Zeit zu verbringen.

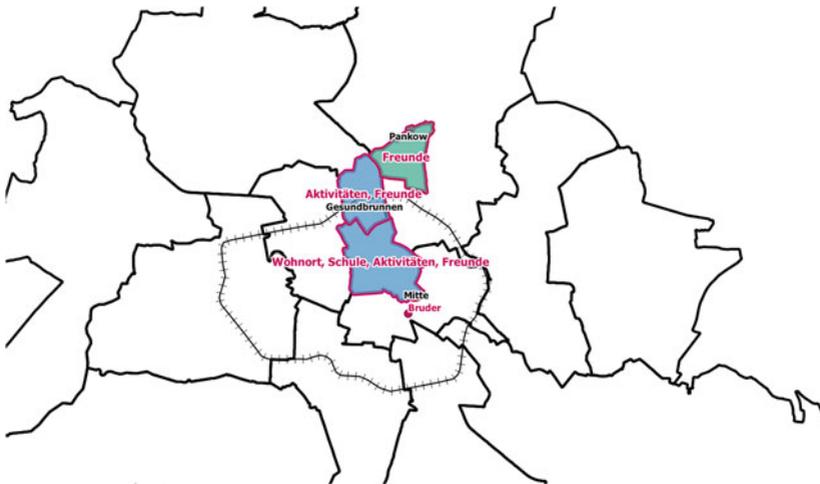


Abbildung 6.4 Stadtteilnutzung eines „Grenzgängers“ („Emre“)

Mit den strukturierten Jugendlichen hat der Grenzgänger gemein, dass er regelmäßig Vereinssport betreibt. Zugleich nutzt er aber auch viel den öffentlichen Raum für spontane Freizeitaktivitäten und ähnelt hierbei den Stadtteilkonzentrierten. Wie bei diesen befinden sich auch bei Grenzgängern die meisten in der Freizeit genutzten Orte im eigenen und im Nachbarstadtteil. Allerdings erstreckt sich der Aktivitätsraum dabei sowohl auf marginalisierte als auch auf privilegierte Quartiere. Der Wohnort befindet sich in einem nicht-marginalisierten Quartier und ausgehend von Beruf und Einkommen der Eltern sind Jugendliche dieses Typus der Mittelschicht zuzuordnen. Sie nutzen die Parks und andere Orte im eigenen Stadtteil zum Chillen

und um Freund*innen zu treffen. In benachbarte benachteiligte Quartiere gelangen sie über Kontakte zu dort wohnenden Jugendlichen. Diese Kontakte ergeben sich über die Schule oder den Sportverein. Typisch für diesen Typus ist die Kombination von Migrationshintergrund und mittlerem sozialen Status, denn es handelt sich um Jugendliche aus Familien mit Migrationshintergrund, die sich aufgrund eines sozialen Aufstiegs ein Wohnquartier außerhalb der marginalisierten durch Migration geprägten Stadtteile gesucht haben.⁹ Durch Verwandte und Freundschaften innerhalb der gleichen Migrationsgruppe bestehen aber starke Kontakte zu eben jenen migrantischen Quartieren (vgl. Barwick 2014b) (s. Abb. 6.4).

6.1.5 Zugezogene

Kurzporträt „Muhammad“

Muhammad ist mit seiner Familie aus dem Irak geflüchtet und erst seit 2 1/2 Jahren in Berlin. Diese kurze Zeit hat er bisher in Kreuzberg gewohnt und bereits viele Kontakte sowohl dort als auch in anderen Stadtteilen geknüpft – über die Schule, über die Jugendgruppe einer Kirchengemeinde in Kreuzberg und über sein größtes Hobby, das Fußballspielen. Dem geht er im Park am Gleisdreieck nach, wo sich Jugendliche aus den angrenzenden Stadtteilen (Kreuzberg/Schöneberg) und auch aus weiter entfernten Stadtteilen spontan zum Bolzen treffen. Muhammad ist aber auch in einem Fußballverein in Moabit, in dem vor allem Jugendliche aus diesem Stadtteil trainieren. Seine beste Freundin hat er über Instagram kennengelernt, sie wohnt in Westend, aber er trifft sich mit ihr meistens am Kurfürstendamm, um dort in der Bikini Mall zu essen und zu reden. Er besucht eine Gemeinschaftsschule mit Oberstufe in Charlottenburg. Gelegentlich geht er ins Fitnessstudio oder trifft Freund*innen zum Chillen im Park. Seine Freizeit ist insgesamt aber recht stark durch das Fußballtraining und die Nachhilfe strukturiert, die jeweils zweimal die Woche stattfinden.

Die Zugezogenen wohnen noch nicht sehr lange in Berlin, daher sind ihre alltäglichen Aktivitäten und sozialen Kontakte nicht durch bestehende Bindungen an

⁹ Zu den Motiven der Wohnstandortwahl deutsch-türkischer Mittelschichtsfamilien und ihren sozialen Netzwerken siehe Barwick (2014a) und Barwick (2014b).



Abbildung 6.5 Stadtteilnutzung eines „Zugezogenen“ („Muhammad“)

Orte geprägt. Die Aktivitäten sind bestimmt durch die Interessen, die bereits vor dem Umzug vorhanden waren. Geeignete Gelegenheiten diesen nachzugehen suchen sie auch jenseits ihres Wohnstadtteils. Die sozialen Kontakte am neuen Wohnort sind über die Schule, Freizeitaktivitäten und Soziale Medien geknüpft worden. Dabei ergeben sich auch Kontakte zu Jugendlichen aus anderen Stadtteilen. Freizeitaktivitäten und Freundschaften der Zugezogenen sind daher im Vergleich zu den anderen Typen, über relativ viele Stadtteile verstreut. Außerdem gehört das Erkunden Berlins zu den gelegentlichen Freizeitaktivitäten. Eine Identifikation mit dem eigenen Wohnstadtteil besteht (noch) nicht. Eine bestimmte soziale Schicht scheint nicht mit diesem Typus verknüpft zu sein. Viele Jugendliche, die mit ihren Familien aus dem Ausland zuwandern, dürften in den Typus des Zugezogenen fallen, sofern nicht enge Kontakte zu bereits in der Stadt wohnenden Freund*innen oder Verwandten bestehen oder die Bindung an eine ethnische Community in einem bestimmten Stadtteil sehr stark ist. Jedoch auch unter den aus dem Inland neu in eine Stadt Zuziehenden wird dieser Typus weit verbreitet sein (s. Abb. 6.5).

6.2 Stadtteile, Orte, Freund*innen – Fixpunkte jugendlichen Freizeitverhaltens

Nachdem die verschiedenen Typen beschrieben wurden, werden diese im Folgenden in Verbindung gebracht mit den Themen und Fragen, die sich im Anschluss an die Ergebnisse der quantitativen Analysen ergeben haben. Es wird analysiert, wie die Jugendlichen der verschiedenen Typen unterschiedliche öffentliche Raumtypen nutzen, welche Orte der Stadt sie meiden und welche Zusammenhänge es zwischen ihren sozialen Kontakten und ihrer Stadtnutzung gibt. Dabei werden typenübergreifende Verhaltensweisen und Raumbezüge herausgearbeitet.

Einkaufszentren und Parks sind, wie schon durch die Schüler*innenbefragung belegt, wichtige Freizeitorte für alle interviewte Jugendliche. Es zeigen sich jedoch Differenzen zwischen den Typen bei der Frage welche Einkaufszentren und Parks genutzt werden. Manche bevorzugen Shoppingmalls im Zentrumsbereich Berlins oder Parks mit bestimmter Atmosphäre. Die Stadtteilkonzentrierten nutzen vor allem die Orte in ihrem Stadtteil. Für sie spielen auch Jugendzentren eine wichtige Rolle als Freizeitorte.

Gemieden werden Orte, die mit Kriminalität in Verbindung gebracht werden. Das können bestimmte Parks oder U-Bahn-Stationen sein. Für die Interviewten mit Migrationshintergrund ist der Osten Berlins auch ein Stadtbereich, in dem sie sich unsicher fühlen, weil sie rassistische Anfeindungen befürchten. Stadtteilkonzentrierte aus Gesundbrunnen und Wedding äußern sich negativ über Kreuzberg und Neukölln und geben an, diese Stadtteile nicht gerne zu besuchen, weil sie sich dort unwohl fühlen. Im eigenen Stadtteil fühlen sie sich vor allem durch das dichte Netz an sozialen Kontakten wohl und sicher.

Die Auswertung der Interviews belegt außerdem, dass – vermittelt durch Kontakte – Aktivitäten teils auch im Wohnstadtteil der Freund*innen stattfinden. Dies setzt aber voraus, dass das Zuhause oder der Stadtteil der Freund*innen für Freizeitaktivitäten interessant erscheinen. Freundschaftliche Kontakte in andere Stadtteile entstehen durch weggezogene Freund*innen oder über Freizeitaktivitäten und -orte.

6.2.1 „Dann gehen wir zum Center“ – Die Attraktivität öffentlicher Räume

Die Auswertungen der Schüler*innen-Befragung weisen darauf hin, dass sich die öffentlichen Raumtypen in ihrer Attraktivität voneinander unterscheiden. Manche Shoppingmalls werden von den Jugendlichen häufiger genutzt, manche Parks wer-

den gemieden. Trotz der polyzentralen Struktur Berlins und dem Angebot an Grünflächen, Einkaufszentren und auch Jugendfreizeiteinrichtungen in allen Teilen der Stadt werden deswegen von manchen Jugendlichen auch weitere Wege, in andere Stadtteile zurückgelegt. Die differente Anziehungskraft öffentlicher Orte hängt auch mit einer unterschiedlichen Präferenz zusammen, die vom Freizeitstil der Jugendlichen abhängt. Im quantitativen Forschungsteil wurde zwar die unterschiedliche Nutzung der verschiedenen Raumtypen untersucht, zur Attraktivität der verschiedenen Orte dieser Raumtypen konnte dort jedoch auf Grundlage der vorliegenden Daten keine Aussage getroffen. Die Frage nach der unterschiedlichen Attraktivität bzw. Nutzung verschiedener Orte wurde daher im Leitfaden der Interviews aufgegriffen.

Wie schon bei der Auswertung der quantitativen Befragung, zeigen auch die Interviews die große Bedeutung von Einkaufszentren für die Freizeitgestaltung von Jugendlichen. Fast alle interviewten Jugendlichen geben an, regelmäßig Shoppingmalls aufzusuchen. Wie sich schon bei der Auswertung der quantitativen Daten (vgl. Abschn. 5.1) gezeigt hat, werden die Einkaufszentren vor allem dazu genutzt zu Chillen und Freund*innen zu treffen. Auch das gastronomische Angebot dort wird genutzt, gelegentlich wird auch eingekauft. Letzteres scheint aber nicht zu den primären Aktivitäten der Jugendlichen in diesen Räumen zu gehören. Die besondere Attraktivität von Shoppingmalls als Freizeitorte beschreiben Nadira und Julia wie folgt:

„Wenn es jetzt zum Beispiel schönes Wetter ist, dann setzen wir uns draußen hin im Park. Aber wenn nicht so schönes Wetter ist, dann gehen wir zum Center, Shoppingcenter.“ (Nadira, 16, Moabit, Stadtteilkussierte)

„Ist einfach dieser Punkt, wo man einfach sein kann, ohne dass man jetzt zum Beispiel zuhause sitzen muss, wo die Eltern vielleicht noch dabei sind. Wo man einfach sein kann mit seinen Freunden abgeschottet jetzt von zuhause und mit denen einfach über Themen reden kann.“ (Julia, 17, Gesundbrunnen, Strukturierte)

Einkaufszentren werden von den Jugendlichen also als Freizeitorte gewählt, weil sie öffentlich zugängliche und zugleich wettergeschützte Räume bieten. Dort sind zwar Erwachsene zugegen, sie stehen jedoch in keiner Beziehung zu den Jugendlichen. Diese Erkenntnisse zur konkreten Nutzung und Attraktivität der Shoppingmalls decken sich weitestgehend mit schon Bekanntem aus den Studien von Deinet et al. (2018) und Neumann (2016). Letztere verweist in ihrer Arbeit zu Jugendlichen in Ludwigshafen und Saarbrücken darauf, dass sich die verschiedenen Einkaufszentren in ihrer Anziehungskraft auf Jugendliche unterscheiden. Manche erscheinen

aufgrund ihrer großzügigeren Ausstattung mit Sitzgelegenheiten, einem bestimmten Gastronomieangebot (z.B. große Fast-Food-Ketten) und bestimmten Geschäften (z.B. bei Jugendlichen angesagte Mode-Labels) sowie nicht zuletzt auch einem weniger präsenten und durchgreifenden Sicherheitsdienst attraktiver.

Das Angebot an Shoppingmalls differenziert sich auch in Berlin (vgl. Dörhöfer 2008), ebenso die Präferenzen der für diese Arbeit interviewten Jugendlichen. Die meisten, vor allem die Stadtteilkonzentrierten, nutzen im Alltag das nächstgelegene Einkaufszentrum im Stadtteil. Im Gesundbrunnen ist dies z.B. das zentral im Stadtteil gelegene Gesundbrunnen-Center, das mit einer Fläche von 25.000 qm zu den mittelgroßen Einkaufszentren in Berlin gehört (vgl. Dörhöfer 2008: 117). Zugleich scheinen aber auch die bekannten Shoppingmalls der beiden Zentrumsbereiche besonders interessant für die Jugendlichen zu sein. Namentlich genannt werden hier das Alexa am Alexanderplatz und das Bikini Berlin am Bahnhof Zoologischer Garten. Diese Einkaufszentren gehören zu den größten der Stadt und unterscheiden sich in der Atmosphäre zum Teil deutlich von den mittleren und kleineren Shoppingmalls in den Stadtteilzentren. Hier finden sich Filialen mancher angesagter Mode-Labels, die sich nicht in allen Stadtteilen finden lassen (vgl. Dörhöfer 2008). Daher ist es nicht verwunderlich, dass Jugendliche in Berlin trotz der Polyzentralität der Stadt und der in allen Stadtbezirken vorhandenen Einkaufszentren zumindest gelegentlich auch die Zentrumsbereichskerne aufsuchen.

Allgemein werden häufig die Bereiche Kurfürstendamm, Alexanderplatz und Potsdamer/Leipziger Platz als Orte genannt, die in der Freizeit aufgesucht werden, um mit Freund*innen zu chillen, etwas zu essen oder zu shoppen. Vermutlich werden die entsprechenden Einkaufszentren dort ebenso genutzt wie die ebenfalls von Gastronomie und Einzelhandel geprägten umliegenden Straßen (z.B. Kurfürstendamm). Für die Strukturierten, die Treffpunktfixierten und die Zugezogenen scheinen diese Zentrumsbereiche und die dortigen Shoppingmalls auch bedeutsamer zu sein als jene in den Haupt- und Stadtteilzentren, die von ihnen zum Teil gar nicht besucht werden. Die Freundeskreise dieser drei Typen sind weniger stark auf den eigenen Wohnstadtteil ausgerichtet und die Orte im Stadtzentrum werden genutzt um Freund*innen aus anderen Stadtteilen zu treffen. Zugleich bieten die Shoppingmalls am Kurfürstendamm und Alexanderplatz eine größere Anonymität, sind sie doch größer und die Wahrscheinlichkeit, bekannten Personen aus dem eigenen Stadtteil zu begegnen, ist geringer.

Es ergibt sich eine leichte Diskrepanz zwischen der Bedeutung, die der Zentrumsbereich für das Freizeitverhalten der Jugendlichen hat, wenn die Ergebnisse der quantitativen Befragung den Aussagen der Interviews gegenübergestellt werden. Bei der Auswertung ersterer Daten spielen die Bereiche der beiden Stadtzentren im Osten wie im Westen der Stadt nur eine untergeordnete Rolle und diese Orte werden

nur von einer Minderheit der Befragten auf den Karten markiert. In den Interviews geben fast alle Jugendlichen an gelegentlich Alexanderplatz, Potsdamer Platz oder Kurfürstendamm und die dortigen Einkaufszentren aufzusuchen. Die Unterschiede ergeben sich wahrscheinlich zum einen daraus, dass im Fragebogen nach den vier häufigsten Aktivitäten und in den Interviews ganz allgemein nach genutzten Orten gefragt wurde. Zum anderen wohnen die interviewten Jugendlichen überwiegend zentrumsnah und können die beiden Zentrumsbereiche in wenigen Minuten mit dem ÖPNV oder dem Fahrrad erreichen. In der Stichprobe der quantitativen Erhebung wohnen fast die Hälfte der Jugendlichen in peripheren Bereichen der Stadt und müssen deutlich weitere Wege zurücklegen, um die Zentrumsbereiche zu erreichen.

Auch der zweite öffentliche Raumtyp, Grünflächen und Parks, wird von den meisten interviewten Jugendlichen regelmäßig in ihrer Freizeit genutzt. Die genannten Aktivitäten decken sich auch hier mit den häufigsten Nennungen aus der quantitativen Befragung. Zum einen werden die Parks für sportliche Aktivitäten genutzt, zum anderen chillen hier die Jugendlichen mit Freund*innen. Dabei genießen sie es vor allem im Sommer draußen zu sein und auch die Ruhe abseits der belebten Straßen der Stadt. Leyla beschreibt die Qualität des Parks am Nordhafen an der Grenze von Moabit und Gesundbrunnen wie folgt:

„Da kann man einfach genießen, das Wetter und Musik hören und reden. Auch halt so ein bisschen so chillen, am Boden picknicken.“
(Leyla, 16, Moabit, Stadtteilkonfokussierte)

Einige der Mädchen picknicken auch mit ihren Familien im Park. Dabei sind es in der Regel die nächstgelegenen Grünflächen bzw. die Parks im Wohnstadtteil, die genutzt werden. Nur Alicia fährt von Gesundbrunnen immer zum Flughafensee in Tegel, um den See und die umliegenden Grünflächen zu nutzen. Als Treffpunktfixierte sucht sie immer wieder gezielt diesen Ort auf, weil sie hier die immer gleiche Clique an Leuten trifft. Bestimmte Parks werden aber auch gemieden, da sie mit unangenehmen Personengruppen oder deviantem bzw. kriminellem Verhalten in Verbindung gebracht werden. Julia nutzt als Strukturierte ohnehin selten den öffentlichen Raum ihres Stadtteils in der Freizeit. Sie scheint insgesamt eher ein distanzierendes Verhältnis zu Gesundbrunnen/Wedding zu haben. So nutzt sie weder das Einkaufszentrum noch die Parks des Stadtteils.

„Park, joa, eigentlich auch ab und zu. Wenn das Wetter mitspielt natürlich. Aber Park ist auch wiederum so... Wo, welcher Park? Jetzt zum Beispiel hier in unserer Nähe Humboldthain und Schillerpark ist jetzt auch nicht unbedingt so schön, um ehrlich zu sein, weil da auch einfach, ja, viele Leute sind, die den Park nutzen für nicht so schöne

Dinge, sage ich mal.“

(Julia, 17, Gesundbrunnen, Strukturierte)

Dafür ist sie im Sommer häufiger im Mauerpark, um dort Freund*innen zu treffen. Die Atmosphäre dort empfindet sie als sehr angenehm, da sehr plural. Nach dem Mauerpark wurde in den Interviews explizit gefragt, da die Analysen der quantitativen Daten darauf hindeuten, dass dieser beliebte Park an der Grenze zwischen dem marginalisierten Gesundbrunnen, dem neutralen Prenzlauer Park und dem privilegierten Mitte stärker von den Jugendlichen aus letzteren beiden Stadtteilen frequentiert wird. Auch drei der stadtteilfokussierten Mädchen sind gelegentlich dort, um zusammen mit ihren Familien zu picknicken. Die beiden Zwillingsschwestern aus Moabit dürfen allerdings nicht allein dorthin, weil ihre Eltern es aufgrund des Drogenhandels für zu gefährlich halten. Alicia und Emre nutzen den Mauerpark nur selten oder gar nicht, weil ihre Freund*innen diesen Ort auch nicht aufsuchen. Alicia ist als Treffpunktfixierte im Sommer fast ausschließlich am Flughafensee. Emre ist zwar ein Grenzgänger, die von ihm genutzten Parks liegen jedoch alle in seinem Wohnstadtteil Mitte.

Da der Kontakt zu einem Großteil der interviewten Jugendlichen über zwei Jugendzentren aufgenommen wurde, nutzt eine Mehrheit der Interviewten Jugendzentren in der Freizeit. Dementsprechend ist die Bedeutung von Jugendfreizeiteinrichtungen im Vergleich zur quantitativen Stichprobe übergewichtet. Wie bereits oben erwähnt, sind vor allem die stadtteilfokussierten regelmäßige Nutzer*innen von Jugendfreizeiteinrichtungen. Für sie es ein Ort, an dem sie chillen können und auch ohne feste Verabredung spontan Freund*innen aus der Nachbarschaft treffen. Insofern hat für sie das Jugendzentrum als Ort ähnliche Bedeutung und Funktion wie für Alicia als Treffpunktfixierte die Eisbahn oder der Flughafensee. Mit dem Unterschied, dass das Jugendzentrum einer von vielen Orten im Stadtteil ist, der die Funktion als spontaner Treffpunkt zum Chillen hat.

Das besuchte Jugendzentrum in Gesundbrunnen ist nicht nur wegen seinem offenen Aufenthaltsbereich als Treffpunkt beliebt. Es gibt dort auch einen „Chillraum“, der laut Auskunft der Leiterin der Einrichtung, besonders gefragt ist. Den Zugang zu diesem Raum im ersten Stock, mit Sofas, Kicker und einer Stereoanlage, können die Jugendlichen erfragen. Dort können sie dann weitestgehend ungestört Zeit verbringen, z.B. mit ihren Smartphones über die Stereoanlage Musik hören. Im Gegensatz zum offenen Bereich im Erdgeschoss, wo permanent eine Aufsichtsperson anwesend ist, wird im „Chillraum“ nur gelegentlich nach dem Rechten gesehen. Dies ist ein weiterer Beleg für das starke Bedürfnis von Jugendlichen nach Räumen, an denen sie ungestört von erwachsenen Erziehungs- und Aufsichtspersonen und zugleich auch wettergeschützt mit ihren Freund*innen Zeit verbringen können.

Diese Funktion erfüllen häufig Einkaufszentren, dieses Beispiel zeigt jedoch, dass auch im Rahmen von Jugendfreizeiteinrichtungen solche Räume ermöglicht werden können.

Andere Jugendliche besuchen Jugendzentren nur gelegentlich, weil Freund*innen sie mitnehmen oder weil sie ein bestimmtes Angebot vor Ort nutzen. So kommt Emre (Grenzgänger) aus Mitte manchmal ins Jugendzentrum im Gesundbrunnen, weil Freund*innen und Cousins von ihm in der Nachbarschaft wohnen und sich hier treffen. Julia (Strukturierte) wiederum nutzt einen Raum im Jugendzentrum um Tanzunterricht für jüngere Mädchen zu geben. Alicia (Treffpunktfixierte) hingegen meidet Jugendzentren, obwohl sie früher verschiedene in ihrer Nachbarschaft genutzt hat. Sie fühlt sich dort – wie sie sagt – heute unwohl, da die Anzahl aggressiver Jugendlicher, die teilweise auch andere bedrohen, zugenommen habe.

6.2.2 „Kreuzberg ist zu asozial“ – Gemiedene Bereiche der Stadt

Wird der Blick von den konkreten Orten auf die von den Jugendlichen genutzten Bereiche und Stadtteile Berlins geweitet, lässt sich allgemein festhalten, dass es Orte in der Nachbarschaft, im Wohnstadtteil und in angrenzenden Gebieten sind, die für Freizeitaktivitäten aufgesucht werden. Dies bestätigt die im vorangegangenen Kapitel vorgestellten Auswertungen der quantitativen Daten. Weiter entfernte Stadtteile werden aufgesucht, wenn sich dort bestimmte Orte befinden, die nicht im eigenen Stadtteil vorhanden sind, z.B. die besonders attraktiven Shoppingmalls im Zentrumsbereich. Wenn Kontakt zu Verwandten oder Freund*innen besteht, die in anderen Bereichen der Stadt wohnen, kann ein Besuch bei diesen ebenfalls ein Anlass dafür sein, weitere Strecken innerhalb Berlins zurückzulegen.

Welche Orte in der Freizeit genutzt werden ist also einerseits eine Frage des Angebots und der räumlichen Verteilung, andererseits spielt auch die Präferenz der Jugendlichen für bestimmte Einzelorte bzw. Ortstypen eine Rolle. Als dritte Komponente kommt die Wahrnehmung bestimmter Bereiche der Stadt hinzu. Eine negative Wahrnehmung von Stadtteilen kann die Befragten davon abhalten, trotz entsprechender Präferenz und passendem Angebot im betreffenden Stadtteil, den Weg dorthin zurückzulegen. Diese subjektive Wahrnehmung von Stadtgebieten lässt sich nicht mit einem quantitativem Instrument erfragen. Sie wurde daher zu einem zentralen Thema der qualitativen Interviews. Neben den regelmäßig genutzten Orten und Bereichen in der Stadt, gibt es also vereinzelt Orte, die bewusst gemieden werden. Wie oben bereits angedeutet werden bestimmte Räume und Stadtteile nicht

frequentiert, weil sie für die Jugendlichen nicht interessant erscheinen. Emre verbringt z.B. seine Freizeit nicht im Mauerpark, weil seine Freund*innen dort auch nicht chillen. Nach Pankow fährt er ebenfalls nicht, obwohl Freund*innen von ihm dort wohnen, weil er Pankow nicht interessant findet. Im strengeren Sinne ist dies kein Meiden von Orten und Stadtteilen, sondern ein Nicht-Aufsuchen aus Desinteresse. Eindeutig gemieden werden jedoch bestimmte Parks – insbesondere von den weiblichen Interviewten –, weil sie mit deviantem Verhalten und/oder unbeliebten Personengruppen assoziiert werden. Auch den Ostteil der Stadt meiden einige Jugendliche mit Migrationshintergrund. Muhammad gibt an, würde nicht nach Marzahn fahren, weil er Angst hat, dort Nazis zu begegnen. Auch Alev fühlt sich im Ostteil der Stadt unwohl, wenn sie dort mit ihrer Volleyballmannschaft ein Spiel hat. Diese beiden Aussagen verweisen auf die unter migrantischen Jugendlichen in Berlin verbreitete Wahrnehmung, der Ostteil der Stadt und das Umland seien für sie von Rechtsradikalen dominierte No-Go-Areas (vgl. Mannitz 2001; Merten 2010: Abschn. 3.3.2).

Auf die Frage nach gemiedenen Orten und Bereichen werden am häufigsten Kreuzberg und Neukölln genannt. Das ist bemerkenswert, ähneln die Stadtteile doch in Bau- und Sozialstruktur sowie in Lage und Atmosphäre den Stadtteilen Gesundbrunnen, Wedding und Moabit: Sie liegen innerhalb bzw. am Rande des S-Bahn-Rings und sind baulich überwiegend durch Altbau und Blockrandbebauung sowie durch vereinzelte Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus geprägt. Innerhalb dieser Stadtteile finden sich größere zusammenhängende benachteiligte Gebiete, die stark von türkischer und arabischer Migration geprägt sind (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung 2017). Als Unterschied lässt sich einzig der einsetzende Gentrifizierungsprozess nennen, der in Kreuzberg und Neukölln bereits weiter fortgeschritten ist als in den drei nördlichen Stadtteilen (vgl. Döring und Ulbricht 2016). Doch nicht die zuziehenden Pioniere oder Gentrifier in diesen Stadtteilen sorgen für die negative Wahrnehmung der interviewten Jugendlichen. Es werden vor allem Drogendealer und Drogenabhängige sowie die mit dem Drogenhandel verbundene Kriminalität und Gewalt genannt. In diesem Zusammenhang werden auch bestimmte Orte, die stadtweit für Drogenkriminalität bekannt sind, erwähnt: Kottbusser Tor und Görlitzer Park. Einigen Jugendlichen wurde sogar von ihren Eltern untersagt, diese Orte aufzusuchen. Die negative Wahrnehmung scheint sich aber auch auf die Stadtteile allgemein zu beziehen und damit verbunden zu sein, dass die interviewten Jugendlichen sich dort unwohl fühlen – wenn sie sich doch mal nach Kreuzberg oder Neukölln begeben. Rabia, Alev und Elif erklären ihre Abneigung gegenüber Kreuzberg und Neukölln wie folgt:

Rabia: „Kreuzberg ist zu asozial. Sorry.“

Alev: „Also meine Tante lebt in Neukölln. Deswegen bin ich auch voll oft dort und auch wenn meine Eltern weg sind, leb ich dort halt auch manchmal. Und so äh... Man merkt so, dass ich nicht von da bin. Und die Leute gucken dich auch irgendwie immer an... Also irgendwie sehen die, dass du nicht von dort bist und die gucken dich immer so an... Also ich geh da auch nicht gerne allein auf die Straße oder so. Man wird immer angestarrt.“

Elif: „Also als Mädchen alleine sollte man auf gar keinen Fall Kreuzberg oder Neukölln gehen. (...) Ich meine, ich war jetzt nicht oft dort, aber wenn ich dort bin, merke ich direkt, wie anders es dort ist so. Der Geruch alleine, das riecht... Also es riecht dort halt nicht so gut so. Und ähm... Ja, die Menschen sind halt wirklich anders. Und dann als Mädchen generell so auch in Wedding merkt man halt, wie oft man blöde Kommentare bekommt von... äh... anderen Männern oder so. Und deswegen würd ich mich zum Beispiel niemals trauen, alleine dorthin zu gehen.“

(14/14/15, GB/RD/RD, Stadtteilkonfokussierte/Strukturierte/Stadtteilkonfokussierte)

Das Unwohlsein entsteht bei den drei Mädchen also vor allem dadurch, dass sie sich in diesen Stadtteilen fremd, beobachtet und belästigt fühlen. Da sie selbst alle einen Migrationshintergrund haben und in marginalisierten, migrantisch geprägten Quartieren wohnen bzw. sich häufig in diesen aufhalten (Wedding/Gesundbrunnen), sollten sie es gewöhnt sein, sich in Kontexten mit großen Anteilen an migrantischer und ärmerer Bevölkerung zu bewegen. Unbehagen, das aus der Differenz zwischen den eigenen sozialstrukturellen Merkmalen und der durchschnittlichen Sozialstruktur der Umgebung entsteht, kann hier nicht als Erklärung angeführt werden. Das Gefühl, mit dem eigenen Habitus nicht in den umgebenden urbanen Kontext zu passen, dürfte bei ihnen eher entstehen, wenn sie sich in privilegierteren, wenig migrantische Stadtteilen bewegen (vgl. Manderscheid 2008). Auf die Nachfrage, ob die Unterschiede zwischen Kreuzberg/Neukölln auf der einen und Wedding/Gesundbrunnen auf der anderen Seite denn wirklich so groß seien, antworten Elif und Rabia:

Elif: In Wedding ist es auch schlimm, also mit dem Anmachen, aber in Kreuzberg und Neukölln ist es definitiv schlimmer.

Rabia: Halt hier ist es so, wenn man angemacht wird, ist halt an jeder Ecke ein Menschen, den man kennt. Das heißt, wenn man rufen würde, würde halt jemand kommen. (14/15, GB/RD, Stadtteilkonfokussierte/Stadtteilkonfokussierte)

In fremden marginalisierten Stadtteilen fühlen sich die interviewten Mädchen unwohl. Das dichte Netz an sozialen Kontakten im eigenen Wohnumfeld gibt ihnen jedoch ein Gefühl von Sicherheit und die Unwägbarkeiten des eigenen marginalisierten Stadtteils erscheinen so weniger bedrohlich. Es ist nicht verwunderlich, dass fast ausschließlich die Stadtteilkonfokussierten sich negativ über andere benachteiligte Stadtteile äußern und dabei einen zugleich überwiegend positiven Bezug

zum eigenen Stadtteil haben. Ihre Stadtteilkonzentration spiegelt sich somit auch auf mehreren Ebenen und reproduziert sich fortlaufend durch ihr Freizeitverhalten. Sie verbringen ihre Freizeit überwiegend in ihrem Stadtteil und ihre Freund*innen wohnen überwiegend in ihrem Stadtteil. Bedingt durch diese beiden Punkte ist ihr soziales Netz im Stadtteil sehr dicht. Auf der emotionalen Ebene zeigt sich eine starke Identifikation mit dem Stadtteil und ein überwiegend positives Bild von diesem, trotz der ebenfalls wahrgenommenen negativen Seiten.¹⁰

In den Regressionen zur Marginalisierung des Freizeitkontextes im vorangegangenen Kapitel zeigte sich ein starker Einfluss der Marginalisierung des Wohnquartiers auf den Anteil an Freizeitaktivitäten, die in marginalisierten Quartieren stattfinden. Jugendliche aus benachteiligten Quartieren verbringen also deutlich häufiger ihre Freizeit in benachteiligten Quartieren als andere Jugendliche. Eine Karte mit der genauen Verteilung der Freizeitorte von Schüler*innen einer Schule in Gesundbrunnen hat darüber hinaus gezeigt, dass der überwiegende Anteil der 51 kartierten Aktivitäten im Gesundbrunnen oder im Wedding stattfinden. Nur zwei der Aktivitäten finden in Neukölln und keine in Kreuzberg statt. Die verschiedenen Daten zeigen, dass der hohe Anteil an benachteiligten Kontexten, in denen Jugendliche aus benachteiligten Quartieren ihre Freizeit verbringen, sich hauptsächlich auf das eigene Wohnquartier bzw. auf umliegende ebenfalls marginalisierte Quartiere bezieht. Nur in Ausnahmefällen scheinen sie Freizeitaktivitäten auch in benachteiligten Nachbarschaften in anderen Teilen der Stadt nachzugehen.

Die Bezüge zu benachteiligten Quartieren bzw. Stadtteilen in anderen Bereichen der Stadt sind jedoch durchaus vorhanden. Drei der interviewten Jugendlichen erwähnen Verwandte oder Klassenkamerad*innen, die in Neukölln oder Kreuzberg wohnen, und die Familien von drei der Jugendlichen haben früher in Kreuzberg gewohnt. Ob diese Umzüge auf eine in Kreuzberg bereits vor 15 Jahren einsetzende Gentrifizierung und damit Verdrängung von weniger einkommensstarken Haushalten zurückzuführen sind, ist reine Spekulation.¹¹ Begründet scheint jedoch die

¹⁰ Muhammad und Alicia scheinen ein weniger dichtes soziales Netzwerk an Kontakten in ihrem jeweiligen Stadtteil zu haben. Beide berichten aber davon, dass sie bestimmte andere Jugendliche kennen, welche einen gewissen Einfluss im Stadtteil haben (z.B. als Mitglied einer Gang). Diese Personen schützen sie vor Raub oder körperlicher Gewalt von anderen Jugendlichen.

¹¹ Eine Analyse der Umzüge aus dem Kreuzberger Bestand eines großen Wohnungsunternehmens zwischen 2006 und 2011 von Döring und Ulbricht (2016) zeigt, dass die meisten Bewohner*innen in die umliegenden Quartiere umziehen. Moabit, Wedding und Gesundbrunnen gehören jedoch auch zu den häufigeren Zielstadtteilen. Die Auswertung einer Befragung von Bewohner*innen Kreuzbergs durch Koch et al. (2016) belegt, dass – wiederum neben den angrenzenden Stadtteilen – der Wedding als gewünschter Zielstadtteil bei einem durch Mietsteigerungen erzwungenen Umzugs häufig genannt wird.

Annahme, dass diese Umzüge aus migrantisch geprägten, marginalisierten Quartieren in Quartiere mit eben diesen Merkmalen kein Zufall sind. Vielmehr sind die Gründe – zumindest bei den Familien der beiden Jugendlichen mit niedrigem sozialen Status – im angespannten Berliner Wohnungsmarkt zu suchen: Die Auswahl an preisgünstigem Wohnraum für Personen mit geringem Einkommen ist meist auf wenige, meist marginalisierte Quartiere einschränkt (vgl. Beran und Nuissl 2019; Krajewski 2013). Haushalte mit geringem Einkommen in marginalisierten Quartieren sind daher bei einem Umzug meist gezwungen, in anderen benachteiligten Quartieren nach Wohnungen zu suchen. Hinzu kommt die Diskriminierung gegenüber Mieter*innen mit Migrationshintergrund, deren Wohnungswahl zusätzlich durch die Vorurteile von Vermieter*innen eingeschränkt wird (vgl. Hinz und Auspurg 2017).

6.2.3 „Wir sind wie eine Familie“ – Soziale Kontakte und Aktivitätsräume

Die Regressionsanalysen aus dem vorangegangenen Kapitel zu den Aktivitätsraumgrößen haben gezeigt, dass vor allem weit entfernte Schulorte und weit entfernt wohnende Freund*innen zu größeren Aktivitätsräumen führen. Schulorte und Freund*innen in anderen Gegenden der Stadt ziehen Aktivitäten in diesen Gegenden nach sich, so die plausible Erklärung für diesen Zusammenhang. Ein gutes Beispiel dafür ist Julia (Strukturierte), die drei gute Freund*innen aus der Grundschule hat, die nach Lichtenberg gezogen sind. Diese besucht sie regelmäßig dort und entfernt sich damit deutlich vom Zentrum ihres Alltags, der im Gesundbrunnen liegt. Auch Alicias (Treffpunktfixierte) Nutzung anderer Stadtteile ist über Freund*innen vermittelt. Auf der Eisbahn im Wedding hat sie Leute kennengelernt, die sie im Sommer am Flughafensee in Tegel trifft. Ihr Freund, den sie über Freund*innen kennt, wohnt ebenfalls in Tegel. So verbringt sie ihre Freizeit inzwischen nicht mehr nur am See, sondern gelegentlich auch im dortigen Einkaufszentrum.

Das Beispiel von Emre zeigt, dass Freundschaften zu Jugendlichen aus anderen Stadtteilen zu Aktivitäten in diesen Stadtteilen führen können, aber nicht müssen. Das Zentrum von Emres Alltags ist der Stadtteil Mitte, wo er wohnt, zur Schule geht und z.B. Parks für seine Freizeitaktivitäten nutzt. Zugleich ist er auch häufiger in Gesundbrunnen, weil dort sein Boxclub liegt und weil dort Freund*innen und Verwandte von ihm wohnen. Seine regelmäßige Grenzüberschreitung vom nicht-marginalisierten Mitte in den marginalisierten Gesundbrunnen sind also durchaus an Kontakte in diesem Stadtteil geknüpft. Emre hat zudem aber auch Freunde, die er aus der Grundschule kennt, welche mit ihren Familien nach Pankow gezogen sind.

Er besucht sie dort aber nicht, wie oben bereits erwähnt, weil Pankow ihm nicht interessant erscheint.

„In Pankow wohnen ein, zwei Freunde von mir, aber ich geh nie zu denen. Die kommen meistens dann hier rüber. Die haben da auch keine Freunde so.“
(Emre, 14, Mitte, Grenzgänger)

Da es seinen Freunden in Pankow ebenfalls nicht gefällt und sie dort keine Freunde haben, finden gemeinsame Aktivitäten mit diesen Freunden in Gesundbrunnen oder Mitte statt. Kontakte in einen anderen Stadtteil allein scheinen also nicht ausreichend zu sein, um auch Aktivitäten dort zu initiieren. Zusätzlich muss es auch einen konkreten Anlass vor Ort geben oder eine gewisse Qualität, die Anreize für einen Besuch bieten.

Für die Stadtteilkonzentrierten sind gelegentliche Abstecher in die Zentrumsbereiche und Familienbesuche bei Verwandten in anderen Stadtteilen die einzigen Gelegenheiten bei denen regelmäßig der Bereich der täglichen Aktivitäten um den Wohnort verlassen wird. Da ihre Schulen im eigenen oder Nachbarstadtteil liegen und auch ihre Freundeskreise hier ihren Fokus haben, finden die überwiegend spontanen Aktivitäten, wie Chillen und Freund*innentreffen, eben auch in diesen Gebieten statt. Weder Freizeitaktivitäten noch soziale Kontakte geben Anlass, den eigenen Stadtteil zu verlassen. Im Gegensatz zu einigen Jugendlichen der anderen Typen sehen sie zwar auch die negativen Seiten des benachteiligten Stadtteils, in dem sie wohnen, sie heben zugleich aber deutlich die positiven Seiten hervor, mit denen sie sich auch identifizieren. Rabia beschreibt Gesundbrunnen/Wedding z.B. wie folgt:

„Liebevoll, aggressiv, verrückt. Und wir sind wie eine Familie.“
(Rabia, 14, Gesundbrunnen, Stadtteilkonzentrierte)

Dieser Vergleich mit einer Familie unterstreicht die Vertrautheit, welche die stadtteilkonzentrierten Jugendlichen in Zusammenhang mit ihrer Nachbarschaft empfinden und welche durch die hohe Dichte ihrer sozialen Kontakte dort entsteht. Die Freundschaften bestehen teilweise schon seit dem Kindergarten oder der Grundschule. Neue Freundschaften entstehen in der Nachbarschaft über andere Freund*innen. Auch bei Jugendlichen der anderen Typen sind Schulen und Nachbarschaften wichtige Orte, an denen Freundschaften entstehen. Darüber hinaus knüpfen sie dauerhafte Kontakte über die Freizeitaktivitäten oder die Orte, die sie in der Freizeit regelmäßig aufsuchen. Die Freund*innen, die bei diesen Gelegenheiten gewonnen werden, kommen nicht notwendigerweise aus dem eigenen Stadtteil. So

kommen die Personen aus Alicias Clique, die sie über die Eisbahn kennengelernt hat und die sie dort regelmäßig trifft, aus verschiedenen Stadtteilen und nicht nur aus Wedding und Gesundbrunnen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die interviewten Jugendlichen egal welchen Typus die meiste Zeit ihrer Freizeit in ihrem Wohnstadtteil und umliegenden Stadtteilen verbringen. Niemand fährt regelmäßig in weit entfernte Teile der Stadt, um dort Aktivitäten nachzugehen. Die Aktivitätsräume der Jugendlichen, die nicht zu den Stadtteilkonzentrierten gehören, umfassen zwar meist mehrere weitere Stadtteile als den Wohnstadtteil, aber bei diesen handelt es sich um Nachbarstadtteile oder Stadtteile, die direkt an den Nachbarstadtteil angrenzen. Somit reichen die Aktivitätsräume nie weiter als zwei Stadtteile vom eigenen Wohnort entfernt. Dies bestätigt die Erkenntnis aus den quantitativen und kartografischen Analysen, dass sich die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher – unabhängig von Status und Wohnlage – überwiegend auf die Umgebung von Wohn- und Schulort erstrecken und nur selten weite Strecken innerhalb der Stadt zurückgelegt werden. Umgekehrt ist aber auch keiner der interviewten Jugendlichen in seinen alltäglichen Aktivitäten nur auf seinen Stadtteil beschränkt. Selbst die Stadtteilkonzentrierten nutzen zum Teil angrenzende Stadtteile oder machen gelegentlich Abstecher in die Zentrumsbereiche.

6.2.4 Zwischenfazit

In diesem Kapitel wurden die Zusammenhänge zwischen individuellen Merkmalen, Wohnquartier, Freizeitverhalten und Stadtnutzung, die im vorangegangenen Kapitel geprüft wurden, vertieft. Dafür wurden auf Grundlage des codierten Interviewmaterials aus der qualitativen Forschungsphase zunächst Typen räumlichen Freizeitverhaltens herausgearbeitet. Anschließend wurde analysiert, wie diese Typen verschiedene öffentliche Orte nutzen, welche Bereiche der Stadt sie meiden und welche Rolle soziale Kontakte in der räumlichen Ausrichtung ihrer Freizeit spielen.

Die Auswertungen der codierten Interviews belegen: Grünflächen und Einkaufszentren sind wichtige Orte für Jugendliche um ungestört von Erwachsenen zu chillen und Freund*innen zu treffen. Letztere ermöglichen dies auch bei nassem oder kaltem Wetter. Während die stadtteilkonzentrierten Jugendlichen primär die Shoppingmalls im eigenen Stadtteil aufsuchen und nur gelegentlich auch jene im Zentrumsbereich Berlins besuchen, nutzen strukturierte, treffpunktfixierte und zugezogene Jugendliche überwiegend diese größeren Einkaufszentren im Zentrum. Sie nutzen diese um Freund*innen aus anderen Stadtteilen zu treffen. Zugleich ist dort die Wahrscheinlichkeit geringer, bekannte Personen aus dem eigenen Stadtteil zu treffen, wodurch sich die Anonymität dieser Orte erhöht.

Die Nutzung der Parks scheint stark von der Wahrnehmung der Jugendlichen abzuhängen. Manche werden mit deviantem Verhalten oder Personengruppen, die den Jugendlichen unangenehm sind, in Verbindung gebracht und daher gemieden. Andere Parks, wie der Mauerpark, werden wegen ihrer angenehmen Atmosphäre geschätzt. Jugendzentren sind Stadtteilkonzentrierte zentrale Freizeitorte, die sie für spontane Treffen mit Freund*innen und zum chillen nutzen. Grenzgänger und Strukturierte nutzen Jugendfreizeiteinrichtungen nur gelegentlich, weil Freund*innen sie dorthin mitnehmen oder aufgrund bestimmter Angebote.

Die interviewten Jugendlichen meiden nicht nur einzelne Orte (z.B. Parks oder U-Bahn-Stationen), sondern ganze Stadtteile, weil sie diese mit bestimmten Personengruppen und ihrem bedrohlichen oder kriminellen Verhalten in Verbindung bringen. Die Interviewpartner*innen mit Migrationshintergrund meiden den Osten Berlins, weil sie dort rassistische Anfeindungen fürchten. Die Stadtteilkonzentrierten aus Gesundbrunnen und Wedding haben zum Teil Bezüge nach Kreuzberg und Neukölln, weil dort Verwandte wohnen oder sie mit ihren Familien früher dort lebten. Sie meiden diese Stadtteile jedoch meist und begründen dies mit einem allgemeinen Gefühl dort nicht hinzugehören. Die weiblichen Interviewten empfinden es als unangenehm, dort von Jungen und Männer angestarrt und angesprochen zu werden. Diesem Verhalten begegnen die weiblichen Stadtteilkonzentrierten auch in ihren Wohnstadtteilen, dort verunsichert sie dieses Verhalten jedoch weniger, da sie sich durch die vielen Kontakte im Stadtteil sicher fühlen. Neben der Wahrnehmung von Stadtteilen spielt also auch die Wahrnehmung des eigenen Stadtteils und die Identifikation mit diesem eine Rolle für die Frage, welche städtischen Räume Jugendliche im Alltag nutzen.

Das Interviewmaterial zeigt, dass es eine Reihe von Möglichkeiten gibt wie Kontakte in andere Stadtteile entstehen: durch Umzüge, weil Freund*innen wegziehen oder der betreffende Jugendliche selber mit seiner Familie den Stadtteil wechselt oder durch Freizeitaktivitäten, weil diese in anderen Bereichen der Stadt stattfinden oder weiter entfernt wohnende Jugendliche für die Aktivität in den Stadtteil kommen. Auch über die Schule können Freundschaften zu Jugendlichen aus anderen Stadtteilen entstehen. Doch ob die Jugendlichen auch Aktivitäten im Wohnstadtteil oder -quartier der Freund*innen nachgehen, hängt auch davon ab, ob dieser attraktive Gelegenheiten bietet. Sonst kann es umgekehrt auch dazu kommen, dass die Freund*innen aus den anderen Stadtteilen die Wege zurücklegen. Neben den Wohnstadtteilen werden auch die gut erreichbaren Zentrumsbereiche mit ihren Einkaufsstraßen und -zentren als Orte für Treffen mit Freund*innen aus anderen Stadtteilen gewählt. Im Gegensatz zu den Jugendlichen der anderen Typen, sind die Freundeskreise der Stadtteilkonzentrierten stark auf den eigenen Stadtteil bezogen. Dadurch

reproduzieren sie den Stadtteilkfokus ihres Freizeitverhaltens. Neue Freundschaften entstehen über andere Freund*innen im Stadtteil oder die wohnortnahe Schule.

Insgesamt konnten also die Desiderate der quantitativen Forschungsphase durch die Auswertung der qualitativen Daten erfolgreich vertieft werden. Allerdings bleiben aufgrund der limitierten Stichproben auch Fragen offen. Es wurden ausschließlich Jugendliche aus zentralen Wohngebieten und mehrheitlich Jugendliche des Typus Stadtteilkfokussierte aus marginalisierten Quartieren interviewt. Dieser Typus konnte daher gut herausgearbeitet werden. So konnte eine klare Vorstellung davon gewonnen werden, welche öffentlichen Orte Stadtteilkfokussierte in welcher Form nutzen, welche Bereiche der Stadt sie meiden und welche Rolle ihre sozialen Kontakte für die räumliche Ausrichtung der Freizeitaktivitäten spielen. Unklar bleibt jedoch, ob dieser Typus der Stadtteilkfokussierten auch in peripheren Quartieren wohnt und ob sich dort weitere Typen, als die fünf hier herausgearbeiteten, finden lassen. Auch haben die meisten Befragten einen türkischen oder arabischen Migrationshintergrund. Wie ihre Aussagen zeigen, meiden sie den Ostteil Berlins und sind somit potenziell eingeschränkter in ihrer Nutzung der Stadt als Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Gerade bei den Stadtteilkfokussierten sollte sich dieser Unterschied zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund jedoch nicht weiter bemerkbar machen, da sie in ihrer Freizeit kaum ihren Wohnstadtteil verlassen. Die Interviews geben keine Hinweise darauf, dass weitere Verhaltensweisen der Jugendlichen oder Merkmale der Typen mit dem Migrationshintergrund der interviewten Personen zusammenhängen.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Das folgende Kapitel fasst die zentralen Erkenntnisse dieser Arbeit mit dem Ziel zusammen, die anfangs genannten Forschungsfragen zu beantworten. Dabei wird auf den bestehenden Forschungskorpus im Themenfeld Bezug genommen, um zu verdeutlichen, wo bereits bestehende empirische Ergebnisse bestätigt werden und wo diese Arbeit darüber hinaus neue Einsichten liefert. Gleichzeitig wird klar benannt, wo sich durch Methoden und Stichproben Grenzen in der Aussagekraft der Ergebnisse auftun. Das Fazit schließt mit Überlegungen zur Weiterentwicklung der verwendeten Methoden und erarbeiteten Hypothesen.

7.1 Zentrale Ergebnisse

Zu Beginn der Arbeit wurde darauf verwiesen, dass der öffentliche Raum nicht für Jugendliche geplant wird (vgl. Kemper und Reutlinger 2015). Öffentliche Räume spielen im Freizeitverhalten von Jugendlichen jedoch eine zentrale Rolle und ermöglichen einen wichtigen Teilprozess der Sozialisation: Durch die Erkundung des Stadtraums und durch die Nutzung verschiedener öffentlicher Orte und Räume ohne Kontrolle durch erwachsene Aufsichtspersonen können Jugendliche sich selbstständig mit der Erwachsenenwelt auseinandersetzen (vgl. Kilb 2012). Neben den öffentlichen Räumen, zu denen hier auch öffentlich zugängliche Räume, wie Einkaufszentren und Bahnhöfe zählen, werden auch nicht-öffentliche Räume für Freizeitaktivitäten genutzt. Dazu gehören die Gelände oder Gebäude von Vereinen, das eigene Zuhause oder jenes der Freund*innen. Die offenen Bereiche von Jugendfreizeiteinrichtungen sind für Jugendliche ebenfalls frei zugänglich, genau wie nicht-öffentliche Räume sind sie jedoch stark durch erwachsene Aufsichtspersonen kontrolliert. Öffentliche und nicht-öffentliche Räume sind eingebettet in den sie umgebenden Sozialraum, der wiederum durch eine bestimmte Bewohner*innen-

und Baustruktur gekennzeichnet ist sowie durch ein Image, das manchen städtischen Nachbarschaften anhaftet (vgl. Friedrichs 2013; Häußermann und Kronauer 2009). Diese Merkmale von Sozialräumen sind Teil der Umwelt, mit der sich Jugendliche im Zuge ihrer Sozialisation auseinandersetzen (vgl. Bronfenbrenner 1979; Hurrelmann und Bauer 2015). Um die Sozialisationsrelevanz städtischer Räume zu erforschen, ist es daher notwendig – so die Ausgangsthese dieser Arbeit –, die regelmäßigen Freizeitaktivitäten von Jugendlichen detailliert in ihrer räumlichen Ausprägung nachzuzeichnen. Soziale Ungleichheiten sollen dabei durch die systematische Untersuchung des Einflusses sozialstruktureller Merkmale aufgedeckt werden.

7.1.1 Das Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher

Um die räumliche Gestalt jugendlichen Freizeitverhaltens zu untersuchen, war es notwendig zu fragen:

Welchen Aktivitäten gehen Jugendliche in ihrer Freizeit nach und welche Orte in der Stadt nutzen sie dafür? (Forschungsfrage 1)

Der Freizeitstil von Jugendlichen in Deutschland ist bereits gut erforscht (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2019; Albert et al. 2019). Daher wurde zunächst geprüft, inwiefern diese allgemeinen Erkenntnisse auch auf die Stichprobe Berliner Jugendlicher zutreffen, die für diese Arbeit erhoben wurde. Die Auswertungen zeigen, dass sich die befragten Berliner Jugendlichen in ihren präferierten Freizeitaktivitäten nicht wesentlich von jenen Jugendlichen unterscheiden, die im Rahmen der repräsentativen Jugendstudien befragt wurden (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2019; Albert et al. 2019). Wichtige Einzelaktivitäten der befragten Berliner Jugendlichen sind Chillen und das Treffen von Freund*innen. Außerdem gehen viele der Jugendlichen Aktivitäten aus dem Bereich Sport und Medienkonsum nach. Die meisten Freizeitaktivitäten finden zuhause statt. Außerdem halten sie sich häufig draußen in Parks, auf Straßen oder Plätzen auf. Jugendzentren werden nur von wenigen Berliner Jugendlichen genutzt. Draußen und in öffentlichen Gebäuden gehen sie vor allem unternehmungslustigen und unspezifischen Aktivitäten nach, zu denen neben Shoppen auch das Chillen und Freund*innentreffen gehört. Dies unterstreicht die Bedeutung öffentlicher Räume als Orte für spontane und unstrukturierte Aktivitäten (vgl. Maimon und Browning 2010; Neumann 2016). Bei einem detail-

lierteren Blick auf die vorliegenden Ergebnisse ergeben sich Differenzen bei den präferierten Freizeitaktivitäten und genutzten Orte nach individuellen Merkmalen.

Geschlecht

Während Jungen ihre Freizeit eher sportlich und medial gestalten, sind Mädchen eher kreativ und gesellig. Öffentliche Räume werden von Jungen wie Mädchen gleichermaßen genutzt, Jungen sind allerdings – auch aufgrund ihrer häufigeren sportlichen Aktivitäten – mehr draußen unterwegs. Mädchen nutzen eher öffentlich zugängliche Gebäude, wie Einkaufszentren. Vermutlich bieten sie ihnen mehr Sicherheit, da diese Räume durch Hausordnungen und Sicherheitspersonal stärker reglementiert und überwacht werden als Straßen, Plätze und Grünflächen (vgl. Haytko und Baker 2004).

Sozialer Status

Mit Blick auf den sozialen Status, der für diese Forschung annäherungsweise über den Status der besuchten Schule bestimmt wurde, lassen sich folgende Unterschiede im Freizeitverhalten ausmachen: Jugendliche von statusniedrigen Schule halten sich häufiger draußen und in öffentlichen Gebäuden auf als jene, die statushohe Schulen besuchen. Für letztere sind öffentliche Räume neben dem eigenen Zuhause zwar ebenfalls wichtige Freizeitorte, sie nutzen aber auch häufig Vereinsgelände. Diese Differenzen zwischen den Statusgruppen korrespondiert mit den Unterschieden bei den präferierten Aktivitäten: Strukturierte Aktivitäten mit festem zeitlichem und räumlichem Kontext, die häufig im Rahmen von Vereinen stattfinden, spielen bei der Freizeitgestaltung der statushohen Befragten eine deutliche größere Rolle als bei statusniedrigeren Jugendlichen.

Die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen sind Ausdruck einer geschlechtlichen Sozialisation, die bereits im Kindesalter beginnt und spätestens im Jugendalter zu unterschiedlichen Freizeitpräferenzen führt (vgl. Faulstich-Wieland 2008). Auch die Unterschiede zwischen Jugendlichen mit niedrigem und hohem sozialem Status sind Ergebnis einer kindlichen Sozialisation in unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus. Hinzu kommt, dass viele strukturierte Aktivitäten Geld kosten (z. B. Vereinsbeiträge, Kosten für Instrumente usw.) und dies eine Barriere für Familien mit geringerem sozialem Status und damit auch geringerem ökonomischem Kapital darstellt.

7.1.2 Verteilung und Erreichbarkeit von jugendlichen Freizeitornten

Um die Sozialisationsrelevanz von Freizeitaktivitäten und -orten zu ergründen, wurde herausgearbeitet, wo die Aktivitäten in der Stadt stattfinden. Denn je nach umgebendem Sozialraum ergeben sich unterschiedliche Erfahrungen mit sozialen und physischen Kontexten. Die Verteilung von attraktiven Orten bestimmt dabei auch, ob das eigene Wohnquartier für die Aktivitäten verlassen wird oder ob die Freizeit überwiegend wohnortnah gestaltet wird. Dafür galt es zunächst zu eruieren:

Wie sind Freizeitornte in der Stadt verteilt und welchen Einfluss hat ihre Erreichbarkeit auf das Freizeitverhalten von Jugendlichen? (Forschungsfrage 2)

Da sich Struktur, Verteilung von Infrastruktur und Qualität des Mobilitätsangebots von Stadt zu Stadt unterscheiden, musste diese Frage mit Blick auf den Forschungsort Berlin beantwortet werden. Daher wurde vorab eine umfangreiche Auswertung von Daten zur Stadt- und Infrastruktur Berlins vorgenommen: Welche Struktur weist eine Großstadt im Allgemeinen auf und welche Besonderheiten zeichnen Berlin im Speziellen aus? Wo liegen die für Jugendliche relevanten Freizeitornte in der Stadt?

Stadtstruktur

Typisch für eine Großstadt ist die höhere Bevölkerungs-, Bebauungs- und Infrastrukturdichte im Zentrum (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2020). In Berlin betrifft dies den Bereich innerhalb des S-Bahn-Rings. Die Stadt zeichnet sich jedoch gleichzeitig durch eine polyzentrale Struktur aus. Das heißt, neben den beiden Zentrumsbereichen – rund um den Kurfürstendamm und zwischen Leipziger Platz und Alexanderplatz – existieren auch Subzentren mit einer Verdichtung von gewerblicher, sozialer und kultureller Infrastruktur in anderen Bereichen der Stadt (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt 2016b). Dies gilt sogar für Stadtteile am Stadtrand.

Verteilung von Freizeitorten

Die für die jugendliche Freizeitgestaltung wichtigen Shoppingmalls sind überwiegend in den Haupt- und Subzentren der Stadt angesiedelt. Sie sind daher im ganzen Stadtbereich zu finden, wie die Auswertung vorliegender Daten gezeigt hat. Auch Grünflächen, Jugendfreizeiteinrichtungen und Schulen, deren oft frei zugänglichen Außengelände von Jugendlichen in ihrer Freizeit genutzt werden, sind breit über das Stadtgebiet gestreut. Die detaillierte Auswertung zeigt zwar, dass Jugendfreizeiteinrichtungen häufiger in marginalisierten Quartieren lokalisiert sind. Insgesamt lässt sich aber konstatieren, dass sich alle für die jugendliche Freizeitgestaltung wichtigen öffentlichen Ortstypen nicht in bestimmten Bereichen der Stadt konzentrieren, sondern in allen Stadtteilen zu Fuß oder mit dem Fahrrad erreichbar sind. Zugleich ermöglicht das gut ausgebaute System des Öffentlichen Personen Nahverkehrs (ÖPNV) Berliner Jugendlichen, eigenständig auch weiter entfernte Gebiete der Stadt zu erreichen. Je nach Entfernung ist dies zwar mit einem gewissen Zeitaufwand verbunden, die Kosten halten sich für Jugendliche mit Schülerticket jedoch in Grenzen. Auf Grundlage dieser Auswertungen lässt sich auf der Ebene der Stadt- und Infrastruktur keine Einschränkung des Freizeitverhaltens von Jugendlichen feststellen, weder durch eine ungleiche Verteilung von präferierten öffentlichen Freizeitorten noch durch ein eingeschränktes Mobilitätsangebot. Schlägt sich die für Berlin spezifische polyzentrale Stadtstruktur also im Freizeitverhalten von Jugendlichen nieder? Nutzen sie die wohnortnahen Orte? Oder nutzen sie den gut ausgebauten ÖPNV, um je nach individueller Präferenz die ganze Stadt für Freizeitaktivitäten zu nutzen?

Mobilitätsverhalten

Die Auswertung der Fragen zum Mobilitätsverhalten zeigt, dass die meisten der befragten Berliner Jugendlichen über ein Schülerticket verfügen und den ÖPNV häufig nutzen. Allgemein zeigen sich beim Besitz eines Schülerticket nur geringe Unterschiede nach sozialem Status. Die Jugendlichen von statushohen Schulen verfügen etwas häufiger über ein Auto und ein Fahrrad. Da die statusniedrigen Schüler*innen zu über 90 % – und damit deutlich häufiger als statushohe Befragte – ein Schülerticket besitzen, ist jedoch nicht davon auszugehen, dass die eigenständige Erkundung entfernterer Bereiche der Stadt durch geringere finanzielle Mittel eingeschränkt ist. Noch häufiger als mit dem ÖPNV werden Wege zu Fuß zurückgelegt, wie die Befragung der Jugendlichen zeigt. Dies verweist auf die polyzentrale Struktur Berlins. Auch die schulbezogenen kartografischen Auswertungen der Aktivitäten belegen die Relevanz der polyzentralen Struktur. Sie zeigen, dass die befragten Schü-

ler*innen ihre Freizeitaktivitäten überwiegend in der Umgebung ihrer Wohn- und Schulorte verbringen und dabei auch das nächstgelegene (Sub)Zentrum aufsuchen. Dies gilt gleichermaßen für Jugendliche peripherer und zentraler Schulen. Vor allem Jugendliche von statushohen Schulen in peripheren Stadtgebieten suchen in ihrer Freizeit aber vereinzelt auch Orte in den Zentrumsbereichen auf. Trotz des wohnortnahen Angebots öffentlicher Orte gibt es also Anlässe für diese Schüler*innen, andere Stadtteile, insbesondere das Stadtzentrum, aufzusuchen. Während peripher wohnende Jugendliche genauso häufig zu Fuß unterwegs sind wie Jugendliche aus zentralen Quartieren, nutzen sie doch häufiger als jene den ÖPNV und das Auto.

Ortstypen

Unterschiede in der Nutzung der Ortstypen ergeben sich nach Wohnlage und Quartierstatus. Jugendliche aus zentralen Quartieren nutzen häufiger Parks, Jugendlichen aus peripheren Gebieten halten sich häufiger in Shoppingmalls auf. Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Attraktivität von Parks und Einkaufszentren als Freizeitorte für Jugendliche je nach Lage variiert. Bei jungen Menschen beliebte Parks, wie z. B. der Mauerpark, sind vor allem in zentralen Quartieren lokalisiert. Sie bieten eine offene Atmosphäre und ziehen vor allem ein junges Publikum an. Sie eignen sich daher als interessanter Treffpunkt und zugleich als Bühne für die jugendliche Selbstinszenierung (vgl. Herlyn et al. 2003). Da es in den peripheren Quartieren Berlins keine Parks mit vergleichbaren Qualitäten gibt, nutzen die Jugendlichen zu diesen Zwecken Einkaufszentren. Dass die Attraktivität von Einkaufszentren und Parks stark variiert, belegen auch Aussagen aus den Leitfadenterviews der qualitativen Forschungsphase. Die größeren Shoppingmalls in den Zentrumsbereichen werden von Jugendlichen, deren Freizeitaktivitäten und soziale Kontakte weniger stark auf das eigene Wohnquartier bezogen sind, genutzt, um Freund*innen aus weiter entfernten Stadtteilen zu treffen. Neben der Zentralität schätzen sie auch die größere Anonymität dieser Einkaufszentren gegenüber jenen im eigenen Quartier, in denen sie eher bekannten Personen begegnen.

Jugendfreizeiteinrichtungen werden deutlich seltener genutzt als Parks und Einkaufszentren. Die meisten Nutzer*innen finden sich unter den Jugendlichen aus marginalisierten Quartieren. Dieses Ergebnis korrespondiert mit der überdurchschnittlichen Dichte an Jugendzentren in benachteiligten Quartieren. Unklar bleibt, ob diesem Zusammenhang eine Kausalität zugrunde liegt. Nutzen in benachteiligten Quartieren mehr Jugendliche Jugendfreizeiteinrichtungen, weil das Angebot besser ist?

Individuelle Präferenzen

Die Nutzung von öffentlichen Orten für Freizeitaktivitäten ist nicht nur eine Frage des objektiven Angebots und der Erreichbarkeit, wichtig sind auch individuelle Präferenzen und subjektive Wahrnehmungen. Dazu gehören auch negative Wahrnehmungen. So meiden einige der interviewten Jugendlichen bestimmte Parks oder ganze Stadtteile, weil sie diese mit bestimmten ihnen unangenehmen Personengruppen und deviantem Verhalten in Verbindung bringen. Einige Jugendliche mit türkischem und arabischem Migrationshintergrund befürchteten, im Osten Berlins Opfer rassistischer Anfeindungen zu werden. Diese Befürchtung schränkt die Jugendlichen voraussichtlich in ihrer Nutzung der Stadt ein, sodass sie eher Freizeitorte im Westen Berlins wählen. Diese Vorbehalte von Jugendlichen mit türkischem und arabischem Migrationshintergrund sind auch durch die Forschung belegt (vgl. Manitz 2001; Merten 2010). Hier spielt der Migrationshintergrund als Dimension von Ungleichheit aufgrund von Diskriminierung eine Rolle.

7.1.3 Die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher

Es konnte – wie oben dargestellt – also gezeigt werden, dass Jugendliche sich in ihrem Freizeitverhalten nach Geschlecht und sozialem Status unterscheiden: Je nach Freizeitstil und Wohnort nutzen sie unterschiedliche öffentliche und private Orte für ihre Aktivitäten. Der polyzentralen Struktur Berlins folgend, sind die von Jugendlichen bevorzugten öffentlichen Orte im gesamten Stadtgebiet vorhanden. Sie variieren jedoch in ihrer Attraktivität je nach Lage und individueller Präferenz der Jugendlichen. Daher stellt sich die Frage:

Wie gestalten sich die Aktivitätsräume von Jugendlichen in der Großstadt und wie differenzieren sie sich nach individuellen Merkmalen und nach Eigenschaften des Wohnquartiers? (Forschungsfrage 3)

Verschiedene Studien aus dem Bereich der Mobilitäts- und Aktionsraumforschung belegen für andere Altersgruppen und Forschungsorte sowohl den Einfluss des Geschlechts (vgl. Tobias Müller 2009; von Seggern et al. 2009) und des sozialen Status (vgl. Chen und Akar 2016; Konrad und Wittowsky 2016; Plöger 2012) als auch Merkmale der Stadtstruktur (vgl. Chen und Akar 2017) und der Lage des Wohnortes innerhalb der Stadt auf den Aktivitätsradius (vgl. Chen und Akar 2017; Hesse und

Scheiner 2010). Für die Stichprobe Berliner Jugendlicher ließ sich Folgendes feststellen: Insgesamt sind die Freizeitaktivitäten der meisten befragten Jugendlichen im eigenen Stadtteil und den angrenzenden Quartieren lokalisiert. Die jugendlichen Aktivitätsräume erstrecken sich somit in der Regel nicht über weite Teile des Stadtgebietes. Durch multiple Regressionsanalysen wurde untersucht, welche Faktoren dazu führen, dass auch Aktivitäten in entfernteren Gebieten nachgegangen wird und sich die Aktivitätsräume weiter ausdehnen. Die Ergebnisse zeigen, dass die Größe der Aktivitätsräume nicht primär durch eine Variable bestimmt wird, sondern dass fast alle untersuchten Variablen einen gewissen Einfluss haben.

Individuelle Merkmale

Auf der individuellen Ebene sind das Geschlecht und die Strukturiertheit des Freizeitstils prägend. Weibliche Befragte legen im Durchschnitt weitere Strecken zu ihren Freizeitaktivitäten zurück als männliche. Hintergrund ist vermutlich das unterschiedliche Freizeitverhalten. Jungen nutzen für sportlichen Aktivitäten eher das eigene Zuhause oder wohnortnahe Gelegenheiten. Mädchen hingegen legen für ihre geselligen und unternehmungslustigen Aktivitäten weitere Strecken zurück und treffen sich mit Freund*innen beispielsweise im Kino oder in einer Shoppingmall im Stadtzentrum. Unabhängig vom Geschlecht führt ein höherer Anteil strukturierter Aktivitäten tendenziell zu einem größeren Aktivitätsraum. Spontane und unstrukturierte Freizeitaktivitäten, wie Medienkonsum, Chillen, Freund*innentreffen oder nicht-vereinsgebundene sportliche Aktivitäten, können zuhause oder an geeigneten Orten im Stadtteil stattfinden. Für strukturierte Aktivitäten müssen zuweilen weitere Wege zurückgelegt werden, denn die Dichte an Musikschulen, Sportvereinen etc. ist weniger hoch und ein Angebot somit nicht in jedem Stadtteil vorhanden.

Sozialer Status

Obwohl andere Studien aus dem Bereich der Mobilitäts- und Aktionsraumforschung belegen, dass der soziale Status einen Einfluss auf die Bewegungsradien im Alltag hat (vgl. Chen und Akar 2016; Konrad und Wittowsky 2016; Plöger 2012), konnte ein Einfluss des Schulstatus für die vorliegende Stichprobe Berliner Jugendlicher nicht nachgewiesen werden. Es zeigt sich für die befragten Berliner Jugendlichen zwar auf bivariater Ebene eine Korrelation zwischen hohem Schulstatus und einem größeren Anteil an strukturierten Freizeitaktivitäten sowie ein Einfluss der strukturierten Aktivitäten auf die Aktivitätsraumgröße. In Gegenwart der übrigen Variablen lässt sich in den Regressionsanalysen jedoch kein Effekt des Schulstatus auf die Aktivitätsraumgröße feststellen – auch nicht vermittelt über den Anteil struk-

turierter Aktivitäten. Der Schulstatus stellt allerdings nur eine Annäherung an den individuellen sozialen Status dar. Erstens misst er neben dem sozialen Status der Schülerschaft auch andere Merkmale der Schule, die sich bei der Analyse nicht trennen lassen. Zweitens beruht er auf einer kollektiven Zuschreibung und ignoriert dabei individuelle Unterschiede: Nicht alle Schüler*innen von statushohen Schulen haben individuell einen hohen sozialen Status und umgekehrt haben nicht alle Schüler*innen statusniedrigere Schulen individuell einen niedrigen sozialen Status. Es ist also durchaus möglich, dass sich durch eine validere Operationalisierung des sozialen Status ein Einfluss auf die Aktivitätsraumgröße ergeben hätte. Definitiv ohne Einfluss ist nur der anhand von Merkmalen der Schule allen Schüler*innen einer Schule zugeschriebene Schulstatus.

Wohnlage

Auch Merkmale des Wohnortes sind prägend für die durchschnittlichen Aktivitätsradien der befragten Berliner Jugendlichen. Je zentraler der Wohnort, desto kleiner im Durchschnitt der Aktivitätsraum. Trotz der polyzentralen Struktur Berlins und der allgemein eher auf den Wohnstandort fokussierten Aktivitäten, hat die Wohnlage einen Einfluss auf die Aktivitätsraumgröße. Denn obwohl die peripher wohnenden Jugendlichen ihren Beschäftigungen meistens in der Nähe ihres Wohn- und Schulstandortes und damit im Stadtteil nachgehen, führen sie vereinzelte Abstecher auch in den Zentrumsbereich. Umgekehrt ist das seltener oder gar nicht der Fall.

Entfernung zu Schule und Freundeskreis

Den deutlichsten Einfluss auf die Aktivitätsraumgröße haben die Entfernungen vom Wohnort der Jugendlichen zu ihrem Schulort und zu den Wohnorten ihrer Freund*innen. Je weiter diese Orte entfernt liegen, desto größer ist im Durchschnitt auch der Radius ihrer Aktivitäten. Ein Teil des Einflusses, den die Distanz zur Schule hat, wird dabei über die Entfernung zu den Wohnorten der Freund*innen vermittelt. Eine weiter entfernt liegende Schule zieht also Kontakte in entfernteren Gebieten nach sich. Diese bedingen – genau wie der Schulstandort –, dass die Jugendlichen auch Freizeitbeschäftigungen in weniger wohnortnahen Gebieten nachgehen. Die aktivitätsräumlichen Bezüge zum Stadtteil der Schule oder der Freund*innen ist zum Teil durch Umzüge zu erklären. Denn ein Teil der befragten Jugendlichen, deren Schulen in entfernteren Stadtteilen liegen, haben vorher näher zur Schule gewohnt und sind in den letzten Jahren weggezogen. Der Einfluss von entfernteren Schulen und Freund*innen auf die Aktivitätsradien der Jugendlichen ist also teilweise durch

Bezüge zu vorherigen Wohnstandorten begründet. Welche anderen Gründe es für den Besuch einer weiter entfernten Schule gibt, ist aus den Daten nicht ersichtlich.

Aus den Ergebnissen der Regressionsanalysen lässt sich also ablesen, dass weiter entfernte Schulorte und Wohnorte von Freund*innen zu größeren Aktivitätsräumen führen. Ob die weiter entfernten Aktivitäten dann in der Nähe der Schule, in der Nähe der Wohnorte der Freund*innen oder in einem anderen Teil der Stadt jenseits dieser Orte und des eigenen Zuhauses lokalisiert sind, ist aus den Ergebnissen der Regressionsanalyse nicht ersichtlich. Hier sind die Auswertungen der Leitfadenterviews und kartografische Analysen instruktiv. Die Aussagen aus den Leitfadenterviews belegen, dass Jugendliche, deren Freund*innen weiter entfernt wohnen, diese in ihrem Stadtteil besuchen. Voraussetzung ist, dass der Wohnstadtteil der Freund*innen Freizeitorte bietet, die zusammen genutzt werden. Auch das Zuhause der Freund*innen kann ein Ort für gemeinsame Beschäftigungen sein. Daneben werden aber auch öffentliche Orte im Zentrumsbereich Berlins für Treffen mit weiter entfernt wohnenden Freund*innen genutzt, wie die Interviews ebenfalls zeigen. Die Ergebnisse der kartografischen Analysen zu den wenigen Jugendlichen mit weiter entfernten Schulen zeigen zudem, dass diese zumindest einem Teil ihrer Aktivitäten in der Umgebung ihrer Schule nachgehen. Wohnen Jugendliche weiter entfernt von ihrer Schule und ihren Freund*innen, kann dies dazu führen, dass Freizeitaktivitäten in der Umgebung der Schule, im Wohnstadtteil der Freund*innen oder im Zentrumsbereich nachgegangen wird. Jugendliche mit größeren Distanzen zur Schule und zu den Wohnorten ihrer Freund*innen sind in ihren Aktivitäten daher weniger auf den eigenen Stadtteil fokussiert.

7.1.4 Segregierte Freizeiträume

Die oben dargestellten Untersuchungsergebnisse zeigen, dass Berliner Jugendliche einem Großteil ihrer Aktivitäten im eigenen Wohnquartier oder zumindest im eigenen Stadtteil nachgehen. Die Größe ihrer Aktivitätsräume variiert nichtsdestotrotz und hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab. Vor dem Hintergrund der Annahme, dass insbesondere marginalisierte Quartiere einen negativen Einfluss auf die Sozialisation ihrer jugendlichen Bewohner*innen haben, stellt sich nun die Frage:

Setzt sich die residentielle Segregation in den Aktivitätsräumen der Jugendlichen fort und welche Rolle spielen dabei Quartier, Schulort und Freundeskreis? (Forschungsfrage 4)

Neuere Studien aus dem Feld der Aktionsraumforschung können einen Zusammenhang zwischen residentieller und aktivitätsräumlicher Segregation für altersübergreifende Stichproben in Los Angeles (vgl. Jones und Pebley 2014; Krivo et al. 2013) und Jugendliche im Ruhrgebiet (vgl. Plöger 2012) empirisch nachweisen. Lässt sich dieser Zusammenhang auch für die Stichprobe Berliner Jugendlicher nachweisen? Welche Faktoren führen dazu, dass Jugendliche ihre Freizeit in marginalisierten Quartieren verbringen? Dafür wurde mit einer multiplen Regression der Einfluss verschiedener Variablen auf den Anteil an Freizeitaktivitäten in benachteiligten Quartieren geprüft.

Quartierstatus und Schulstatus

Die Analysen bestätigen die Ergebnisse der erwähnten Studien zu anderen Städten: Die Marginalisierung des Freizeitkontextes der befragten Berliner Jugendlichen ist stark durch die Marginalisierung des eigenen Wohnquartiers bestimmt. Je benachteiligter das eigene Wohnquartier, desto mehr Aktivitäten sind in marginalisierten Kontexten lokalisiert. Ebenfalls einflussreich ist der soziale Status der Jugendlichen bzw. der Status der besuchten Schule. Ein Teil seines Einflusses wird über die Marginalisierung des Wohnquartiers vermittelt. Das heißt konkret, dass Jugendliche von statusniedrigeren Schulen mehr Freizeit in marginalisierten Sozialräumen verbringen. Gleichzeitig wohnen sie eher in benachteiligten Quartieren und verbringen auch daher mehr Aktivitäten in benachteiligten Kontexten. Neben dem Wohnen in einem marginalisierten Quartier führt also auch ein niedriger sozialer Status zu mehr Aktivitäten in marginalisierten Sozialräumen.

Zentralität

Bedeutsam, wenn auch mit geringerem Einfluss auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes ist die Peripherität bzw. Zentralität des Wohnortes. Je zentraler der Wohnort, desto größer der Anteil an Aktivitäten in marginalisierten Quartieren. Ein zentralerer Wohnort verstärkt zudem den Einfluss der Marginalisierung des Wohnquartiers auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes. Jugendliche, die in einem zentralen benachteiligten Quartier wohnen, verbringen im Durchschnitt einen noch größeren Teil ihrer Freizeitaktivitäten in einem benachteiligten Quartier als jene in peripheren benachteiligten Quartieren. Es liegt zunächst nahe anzunehmen, dass die nachweislich kleineren Aktivitätsräume der zentral wohnenden Jugendlichen dazu führen, dass mehr Aktivitäten im eigenen Wohnquartier stattfinden und somit Wohnquartier und Aktivitätsraum bzw. Freizeitkontext weitgehend identisch sind. Dieser Zusammenhang zwischen Wohnlage und Aktivitätsraumgröße erklärt den

Zusammenhang zwischen Wohnlage und Marginalisierung des Freizeitkontextes jedoch nicht. Denn die Regressionsanalyse zeigt, dass die Aktivitätsraumgröße keinen Einfluss auf die Marginalisierung des Freizeitkontextes hat. Sie verändert auch nicht den Einfluss, den die Marginalisierung des Wohnquartiers auf den Anteil an Aktivitäten in benachteiligten Quartieren hat. Größere Aktivitätsräume führen also nicht dazu, dass Jugendliche aus marginalisierten Quartieren weniger Aktivitäten in marginalisierten bzw. mehr in nicht-marginalisierten Quartieren verbringen. Der Grund könnte vielmehr sein, dass es im Zentrum größere zusammenhängenden Gebieten benachteiligter Quartiere als am Stadtrand gibt. Bei gleicher Aktivitätsraumgröße verbleiben also Jugendliche aus zentralen benachteiligten Quartieren mit größerer Wahrscheinlichkeit innerhalb des Bereichs benachteiligter Quartiere, in dem sie wohnen.

Aktivitätsraumgröße und Bezüge zu anderen Quartieren

Warum führen größere Aktivitätsräume bei den untersuchten Berliner Jugendlichen nicht zu einem heterogeneren Freizeitkontext, ob obwohl das in anderen Studien nachgewiesen wurde (vgl. Jones und Pebley 2014; Krivo et al. 2013)? Eine Erklärung bieten die allgemein eher kleinen Aktivitätsradien und die Bezüge von Jugendlichen aus marginalisierten Quartieren in weiter entfernte benachteiligte Nachbarschaften. Die kartografische Auswertung zu den Aktivitäten der Schüler*innen dreier zentraler Schulen im marginalisierten Gesundbrunnen und in den nicht-marginalisierten Stadtteilen Prenzlauer Berg und Mitte zeigt, dass Aktivitäten überwiegend im Stadtteil der Schule und in angrenzenden Gebieten stattfinden. Obwohl der benachteiligte Stadtteil unmittelbar an die beiden nicht-benachteiligten grenzt, wird diese Grenze von beiden Seiten nur selten überschritten. Jugendliche aus Prenzlauer Berg und Mitte verbringen ihre Aktivitäten im eigenen Stadtteil sowie in angrenzenden Quartieren, aber nur sehr selten in Gesundbrunnen. Weiter entfernte Aktivitäten dieser Schüler*innen liegen ausschließlich in nicht marginalisierten Gebieten. Die Jugendlichen der Schule aus dem Gesundbrunnen besuchen umgekehrt kaum die Stadtteile Mitte und Prenzlauer Berg. Weiter entfernten Aktivitäten gehen sie in nicht-marginalisierten aber auch in marginalisierten Quartieren, wie Neukölln, nach.

Aussagen aus den Leitfadeninterviews der qualitativen Forschungsphase zeigen, dass Bezüge zu entfernteren Stadtteilen durch Umzüge bestehen. Einige Interviewte aus Gesundbrunnen und Wedding lebten früher in Neukölln oder Kreuzberg. Diese Schüler*innen gaben an, dort noch immer regelmäßig Verwandte zu besuchen. Vorbehalte gegen diese Stadtteile – die einige Mädchen äußerten – hielten die Jugendlichen in diesen Fällen nicht vom Besuch der Stadtteile ab. Ob die Umzüge nach

Gesundbrunnen/Wedding die Folge von Verdrängung durch zunehmende Aufwertungsprozesse in Kreuzberg/Neukölln waren (vgl. Döring und Ulbricht 2016; Holm 2011), bleibt unklar. Aber es verdeutlicht, wie sozial segregierte Aktivitätsräume entstehen können, die zugleich in ihrer Ausdehnung über den eigenen benachteiligten Stadtteil hinausgehen: Durch Umzüge aus marginalisierten aber sich in Aufwertungsprozessen befindlichen Quartieren in entferntere benachteiligte Quartiere, in denen es noch preiswerten Wohnraum gibt. Diese Bezüge von Jugendlichen aus marginalisierten Quartieren zu anderen marginalisierten Quartieren müssen aber nicht zwangsläufig durch Umzüge entstehen. Jugendliche aus benachteiligten Nachbarschaften haben häufig einen niedrigen sozialen Status (vgl. Friedrichs 2013; Häußermann und Kronauer 2009). Mitglieder ihres erweiterten Familienkreises und ihre Freund*innen haben meist ebenfalls einen niedrigen sozialen Status und wohnen aufgrund dessen in einem benachteiligten Quartier. Insgesamt bestätigt sich, dass sich eine soziale Segregation durch alle Bereiche unserer Gesellschaft zieht. Für verschiedene Bereiche, wie Wohnquartiere, soziale Netzwerke und Schulen ist dies bereits empirisch gut belegt. Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, dass die soziale Segregation auch die Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher betrifft und dass eine Interdependenz mit den anderen gesellschaftlichen Bereichen besteht.

7.2 Beitrag zur Jugend- und Stadtforschung

Mit diesen Forschungsergebnissen leistet die vorliegende Arbeit einen Beitrag zu einer zentralen Frage der Stadt- und Jugendforschung: Welche städtischen Räume sind als physische und soziale Umwelt für die Sozialisation von Jugendlichen relevant? Die detaillierte Analyse zur Nutzung städtischer Räume durch Jugendliche in ihrer Freizeit zeigt, welche öffentlichen Orte und Stadträume von Jugendlichen genutzt werden. Differenziert wird dabei nach individuellen, sozialstrukturellen und wohnortbezogenen Merkmalen. Dadurch wird über die pauschale Annahme der Nachbarschaftseffektforschung, das Wohnquartier stelle den primären städtischen Sozialisationsraum dar, hinausgegangen. Mit einem aktivitätsräumlichen Ansatz wird das Freizeitverhalten Berliner Jugendlicher detailliert nachgezeichnet. Im Gegensatz zu anderen Studien zu Aktivitätsräumen von Jugendlichen (vgl. Tobias Müller 2009; Plöger 2012) wird dabei systematisch der Einfluss von individuellen und wohnortbezogenen Faktoren verglichen. Damit konnte nicht nur die Frage beantwortet werden, welche städtischen Orte und Räume von Jugendlichen genutzt werden, sondern auch die Frage, welche Jugendlichen diese Räume nutzen und für wen sie damit sozialisationsrelevant sind.

Die Relevanz, die öffentliche Orte, wie Parks und Einkaufszentren, für das jugendliche Freizeitverhalten haben, wurde bereits durch andere Studien belegt (vgl. Herlyn et al. 2003; Neumann 2016) und wird durch die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit auch für den Forschungsort Berlin noch einmal bestätigt. Dies unterstreicht die Forderung von Stadtforscher*innen und Sozialarbeiter*innen, die Bedürfnisse von Jugendlichen bei der Planung öffentlicher Räume stärker mit einzubeziehen (vgl. Freudenu et al. 2004). Jugendliche werden häufig als störende Gruppe im öffentlichen Raum wahrgenommen (vgl. Kemper und Reutlinger 2015). Diese Perspektive muss sich ändern, denn die eigenständige Nutzung des öffentlichen Raums und die damit verbundene Auseinandersetzung mit der Erwachsenenwelt befördert zwei der wichtigsten Sozialisationsaufgaben der Jugendphase: Sie unterstützt Jugendliche dabei, selbstständiger zu werden und eine eigene Identität zu entwickeln (vgl. Ecarius et al. 2011; Frey 2004; Kilb 2012).

Bisherige Untersuchungen zur räumlichen Ausprägung jugendlichen Freizeitverhaltens verzichten auf eine eingehende Analyse zur räumlichen Verteilung der für Jugendliche wichtigen Freizeitorte (vgl. Herlyn et al. 2003; Tobias Müller 2009; Plöger 2012). Diese Arbeit verdeutlicht jedoch, dass nicht nur untersucht werden sollte welche öffentlichen Räume Jugendliche nutzen, sondern auch wie sie in der Stadt verteilt sind. Denn die Verteilung von Freizeitorten beeinflusst, in welchen Sozialräumen Jugendlichen ihre Freizeit verbringen. Dies zeigt zum Beispiel der Blick auf Jugendfreizeiteinrichtungen: Mit ihren für Jugendliche frei zugänglichen offenen Bereiche sind sie häufiger in marginalisierten Quartieren zu finden. Für einige Jugendliche, deren Freundeskreise auf das eigene Quartier oder den eigenen Stadtteil bezogen sind, bilden sie wichtige Treffpunkte. So wird die Stadtteilkussierung dieser Jugendlichen und der damit verbundene Aufenthalt in marginalisierten Sozialräumen verstärkt.

In dieser Arbeit wurde systematisch analysiert, welche Faktoren zu kleineren und damit potenziell stärker auf den eigenen Stadtteil fokussierten Aktivitätsräumen führen. Finden die Freizeitaktivitäten überwiegend im eigenen Stadtteil statt, ist das Wohnquartier identisch mit dem Freizeitkontext und damit primärer städtischer Sozialisationsraum. Jugendliche aus marginalisierten Quartieren mit stadtteilkussiertem Aktivitätsraum sind somit im besonderem dem benachteiligenden Kontext ihres Wohnquartiers ausgesetzt. Nachbarschaftseffekte sollten sich bei diesen Jugendlichen am stärksten bemerkbar machen. Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse erscheint der Fokus der Nachbarschaftseffektforschung auf Jugendliche in benachteiligten Quartieren auch aus einer aktionsräumlichen Perspektive gerechtfertigt. Nichtsdestotrotz sollte dabei differenziert untersucht werden, welche Jugendlichen aus den benachteiligten Quartieren in welchem Umfang dem Kontext des Quartiers ausgesetzt sind. Nur so kann aufgedeckt werden, welche Faktoren

dazu führen, dass Jugendliche aus benachteiligten Nachbarschaften dem benachteiligenden Sozialraum ihres Wohnquartiers weniger stark ausgesetzt sind.

Die Ergebnisse dieser Arbeit belegen, dass ein größerer Aktivitätsradius kein Faktor ist, der dazu führt, dass Jugendliche aus marginalisierten Berliner Nachbarschaften in nicht-marginalisierte Kontexte gelangen. Es konnte gezeigt werden, dass sich die soziale residentielle Segregation von Jugendlichen mit geringerem sozialen Status – unabhängig von der Aktivitätsraumgröße – in den Freizeitkontexten fortsetzt. Dies unterstreicht wie wichtig es ist, nicht nur die Größe bzw. Ausdehnung der Aktivitätsräume zu untersuchen, sondern auch die konkreten sozialräumlichen Kontexte, die im Alltag aufgesucht werden.

Die Untersuchung zeigt, wie segregiert und damit sozial homogen die Räume der täglichen Aktivitäten von Jugendlichen aus marginalisierten Quartieren sind. Um der benachteiligenden Wirkung marginalisierter Nachbarschaften entgegenzuwirken, wurde von Politik und Sozialer Arbeit bisher darauf gesetzt, unterstützende Angebote für Jugendliche in den entsprechenden Quartieren zu schaffen (vgl. Lang 2009). Ein anderer, bisher kaum verfolgter Ansatz wäre, nach Wegen zu suchen, Jugendliche aus marginalisierten Quartieren dem benachteiligenden Kontext ihres Quartiers zu entziehen. Dafür wären Kontakte zu Jugendlichen aus nicht-marginalisierten gesellschaftlichen Milieus in nicht-benachteiligten Quartieren wichtig. Ein Weg dies zu erreichen, wäre eine konsequente Desegregation von Schulen und gemeinsamer Unterricht für Schüler*innen verschiedener Milieus und Herkünfte. Im Schulkontext können nachhaltige soziale Kontakte entstehen, die auch zu gemeinsamen Freizeitaktivitäten in den unterschiedlichsten sozialräumlichen Kontexten führen. Zugleich muss aber auch verhindert werden, dass sich die soziale Segregation in deutschen Städten weiter verstärkt, damit sich das Problem der benachteiligten Sozialräume nicht weiter verschärft.

Auf methodischer Ebene kann konstatiert werden, dass sich das Forschungsdesign dieser Arbeit zur Erforschung jugendlicher Aktivitätsräume bewährt hat. Die aus der Sozialen Arbeit stammende Nadelmethode (vgl. Deinet 2010; Krisch 2009), ursprünglich ein zur Partizipation aktivierendes Instrument zur Beschreibung von Sozialräumen, wurde zu einer stadtsoziologischen Methode zur Erfassung des individuellen räumlichen Freizeitverhaltens transformiert. Die im Zuge dieser Methode entwickelte Anwendung bietet einen guten Kompromiss zwischen begrenztem Aufwand für die befragten Jugendlichen und möglichst detaillierten Informationen zu deren Freizeitaktivitäten inklusive ihrer präzisen räumlichen Lokalisierung. So wurde ein innovatives Forschungsinstrument entwickelt, welches auch zukünftig einen wichtigen methodischen Beitrag zur aktivitätsräumlichen Forschung leisten kann.

7.3 Limitationen der Arbeit

Durch die Auswahl der Forschungspopulation und des Forschungsorts sowie durch Schwierigkeiten bei der Stichprobenziehung ist die Aussagekraft der vorliegenden Ergebnisse zum Teil mit Einschränkungen versehen. Mit Blick auf den Forschungs-ort muss diskutiert werden, inwiefern die Erkenntnisse auf andere Großstädte in Deutschland übertragbar sind. Ein Vergleich mit den Ergebnissen der explorativen Vorerhebungen in Kassel zeigt sowohl Konvergenzen als auch Divergenzen im räumlichen Freizeitverhalten der Jugendlichen. Der Zusammenhang zwischen sozialem Status auf der einen und Freizeitstil und Quartierstatus auf der anderen Seite lässt sich für Berlin und Kassel gleichermaßen feststellen. Jugendliche mit niedrigerem sozialem Status gehen seltener strukturierten Aktivitäten nach und wohnen mit größerer Wahrscheinlichkeit in benachteiligten Quartieren. In Kassel haben die Jugendlichen mit höherem sozialem Status zugleich weitere Aktivitätsradien als jene mit niedrigerem Status. Dies hängt mit ihren strukturierten Aktivitäten zusammen, denen sie breit über das Stadtgebiet verstreut nachgehen. Für Berlin zeigen sich zwar ebenfalls größere Aktivitätsräume bei Jugendlichen mit mehr strukturierten Aktivitäten, dies lässt sich jedoch nicht auf Statusunterschiede zurückzuführen. Der soziale Status bzw. Schulstatus hat bei den Berliner Jugendlichen keinen Einfluss auf die Größe der Aktivitätsräume. Eine Erklärung für die unterschiedliche Relevanz des sozialen Status für die Aktivitätsraumgröße könnte die Operationalisierung des sozialen Status sein. Während in den explorativen Voruntersuchungen in Kassel der soziale Status über individuelle sozioökonomische Merkmale der Befragten, wie Bildung und Beruf der Eltern, bestimmt wurde, wurde der soziale Status für die Berliner Stichprobe annäherungsweise über den Schulstatus bestimmt. Welche Folgen die Verwendung des Schulstatus als Annäherungsgröße zur Feststellung des Sozialstatus hat, wird am Ende des Kapitels noch einmal detailliert diskutiert.

Eine Divergenz zwischen Kassel und Berlin ergibt sich bei der Qualität des ÖPNV-Netzes, die sich auch in den Aktivitätsräumen der Jugendlichen niederschlagen scheint. Während die ausgewerteten Daten für Berlin keine Hinweise auf eine eingeschränkte Erreichbarkeit durch mangelnde ÖPNV-Anbindung liefern, scheinen die stadtteilkonzentrierten Aktivitätsräume der Jugendlichen aus Rothendit-mold auch auf eine schlechte ÖPNV-Anbindung dieses Kasseler Stadtteils zurückzuführen zu sein. Die unterschiedlichen Ergebnisse zu den Aktivitätsräumen von Jugendlichen in Berlin und Kassel legen nahe, dass die Erkenntnisse zum Forschungs-ort Berlin nicht unumschränkt auch für Städte mit einem weniger gut ausgebauten ÖPNV-Netz Gültigkeit besitzen.

Eine eingeschränkte Übertragbarkeit ergibt sich des Weiteren durch die untersuchte Altersgruppe von 15–17 Jahren. Studien zeigen, dass sich Freizeitverhalten

und Raumnutzung bei Jugendlichen je nach Alter unterscheiden (vgl. Freudenau et al. 2004). Daher war es notwendig, die Untersuchung auf eine begrenzte Altersgruppe zu beschränken. Die Erkenntnisse treffen somit allerdings primär auf diese Altersgruppe zu. Insbesondere die mit dem Alter zunehmende Selbstständigkeit und Fähigkeit, eigenständig die Freizeit zu gestalten und die Stadt zu nutzen, dürfte zu unterschiedlich ausgeprägten Aktivitätsräumen führen.

Die Beschränkungen durch Forschungsort und -population sind durch das gewählte Forschungsdesign bedingt. Hinzu kommen ungeplante Limitationen durch nicht erreichte Zielstichproben in der quantitativen und qualitativen Forschungsphase. So konnte keine Schule mit hohem Status in einem zentral gelegenen marginalisierten Quartier für die Teilnahme an der Befragung gewonnen werden. Daher sind kaum Jugendliche von statushohen Schulen, die in einem zentralen marginalisierten Quartieren wohnen, in der Stichprobe. Die wenigen Befragten mit diesen Merkmalen besuchen statushohe Schulen in nicht-zentralen oder nicht-benachteiligten Quartieren, wohnen aber in einer zentralen benachteiligten Nachbarschaft. Insgesamt ist die Teilstichprobe der Jugendlichen, die aus einem benachteiligten Wohnquartier stammen, sehr klein. Daher sind die Erkenntnisse der quantitativen Forschungsphase zu Jugendlichen aus benachteiligten Quartieren mit einer gewissen Unsicherheit behaftet. Verzerrungen durch wenige vom Durchschnitt der Subgruppe abweichende Fälle sind nicht gänzlich auszuschließen.

In der Stichprobe der qualitativen Forschungsphase sind Jugendliche aus marginalisierten Quartieren und mit niedrigerem sozialen Status hingegen überrepräsentiert. Hier konnte das Ziel einer ausgewogenen Stichprobe bezüglich Quartier und sozialem Status nicht erreicht werden. Die Zusammenhänge aus der quantitativen Forschungsphase zur Attraktivität von Freizeitorien, zu gemiedenen Orten und Bereichen sowie zur Bedeutung von Freund*innen für die Ausrichtung des Aktivitätsraumes konnten daher nur für statusniedrige Jugendliche aus benachteiligten Quartieren fundiert vertieft werden. Durch die wenigen Interviewten aus nicht-benachteiligten Quartieren mit höherem sozialen Status sind deren Sichtweisen nicht in gleichem Umfang vertreten.

Bei der Interpretation der Ergebnisse ist des Weiteren zu beachten, dass der soziale Status der Schüler*innen, wie bereits erwähnt, nur ein Annäherungswert ist, der über den Schulstatus erhoben wurde. Aufgrund vieler Ausfälle bei den Indexvariablen konnte der individuelle soziale Status nur für eine Minderheit der befragten Jugendlichen erhoben werden, sodass der Behelfswert über den Schulstatus verwendet werden musste. Dabei wurde allen Schulen, basierend auf dem Vorhandensein einer Oberstufe und weiteren Kriterien, entweder ein hoher oder ein niedriger Status zugewiesen. Unter der Prämisse, dass an Schulen in Berlin eine große soziale Homogenität vorherrscht (vgl. Helbig und Nikolai 2017; Jurczok 2019), wurde

allen Befragten einer Schule der Schulstatus als Ersatzvariable für den individuellen sozialen Status zugewiesen. Bei den Schüler*innen, für die sich beide Variablen bestimmten ließen, zeigte sich eine deutliche aber nicht vollständige Korrelation zwischen individuellem sozialen Status und Schulstatus. Der Schulstatus ist also keine exakte Abbildung des sozialen Status. Dies ergibt sich aus der Tatsache, dass erstens keine trennscharfe soziale Segregation an Berliner Schulen existiert: An statushohen Schulen gibt es (wenige) Schüler*innen mit niedrigem sozialen Status und umgekehrt an statusniedrigen Schulen (wenige) Schüler*innen aus der Mittel- und Oberschicht. Zweitens bildet der Schulstatus nicht nur den potenziellen sozialen Status der Schüler*innen ab, sondern misst auch weitere Merkmale der Schule. So bieten statushohe Schulen möglicherweise häufiger organisierte Freizeitaktivitäten im Nachmittagsbereich an. Es ist schwierig, derartige mit dem Schulstatus verbundenen Einflüsse zu bestimmen und sie bei der Auswertung vom Einfluss des individuellen sozialen Status der Schüler*innen zu trennen.

7.4 Anschlüsse für zukünftige Forschung

Die vorliegende Arbeit bietet einen neuen methodischen Ansatz, der für Anschlussforschung zu Aspekten jugendlicher Aktivitätsräume genutzt werden kann. Die in dieser Arbeit aufgedeckten schichtspezifischen Unterschiede beim Freizeitverhalten, der Stadtnutzung und den Aktivitätsräumen von Jugendlichen deuten auf unterschiedliche Sozialisationsbedingungen hin, die zu einer Verfestigung sozialer Ungleichheit beitragen. Zukünftige Forschung zu diesen Themengebieten sollte daher den Einfluss des sozialen Status vertiefend untersuchen, um Wege zu finden, die marginalisierende Wirkung von bestimmtem Raum- und Freizeitverhalten zu durchbrechen.

Um die Erkenntnisse zum Einfluss städtischer Strukturen auf Freizeitverhalten und Aktivitätsräume von Jugendlichen auszubauen, sind Studien in weiteren Städten nötig. Wie diese Arbeit gezeigt hat, ist es dabei fruchtbar zu analysieren, welches Angebot an Freizeitorten es für Jugendliche gibt und wie dieses im Stadtraum verteilt und erreichbar ist. Der hier gewählte Forschungsort Berlin ist sowohl in Hinblick auf seine Größe als auch auf seine Polyzentralität ein Extrembeispiel unter deutschen Städten. Interessant wäre daher, im Kontrast jugendliche Aktivitätsräume in stärker monozentrischen und kleineren Städten zu untersuchen. Die Ergebnisse der explorativen Vorerhebungen aus Kassel zeigen, dass es hier zu abweichenden Ergebnissen kommen kann.

Für weitere Studien zu Aktivitätsräumen von Jugendlichen in anderen Städten sollte an die in dieser Arbeit herausgearbeiteten und überprüften Hypothesen ange-

knüpft werden. Die Hypothesen zu den Geschlechts- und Statusunterschieden im Freizeitverhalten (H1.a und H1.b) und der Bedeutung der öffentlichen Räume (H1.c) bestätigen für die vorliegende Stichprobe. Da sie aus Studien abgeleitet wurden, die für deutsche Jugendliche repräsentative sind (vgl. Grgic und Züchner 2016; Feierabend et al. 2019; Albert et al. 2019), sollten sie sich auch in anderen deutschen Städten bestätigen. Die Hypothese 1.d, dass Jungen in öffentlichen Räumen präsenter sind und sie eher zum Chillen nutzen, Mädchen eher für den Konsum, sollte für zukünftige Forschung differenzierter formuliert werden. Denn erstens sind aufgrund der Ergebnisse dieser Arbeit neben den Differenzen nach Geschlecht auch Unterschiede nach sozialem Status zu erwarten. Zweitens bestätigt sich zwar, dass Jungen öffentliche Räume eher zum Chillen und Mädchen eher für den Konsum nutzen. Erstere sind jedoch nicht generell präsenter im öffentlichen Raum. Aufgrund des durchs Geschlecht geprägten Freizeitstils, nutzen Jungen und Mädchen verschiedene öffentliche Räume aber unterschiedlich intensiv.

Die Hypothesen des zweiten Sets zur Bedeutung von Stadtstruktur und Mobilitätsangebot für das räumliche Freizeitverhalten von Jugendlichen konnten bestätigt werden. In zukünftiger Forschung müssen sie mit Blick auf den konkreten Forschungsort reformuliert werden. Dafür ist eine eingehende Analyse – wie in dieser Arbeit für Berlin vorgenommen – zur Verteilung der für Jugendliche attraktiven Freizeitorte und des ÖPNV-Angebots für die zu untersuchende Stadt notwendig. Unabhängig von der Stadtstruktur ist dabei auch für andere Städte anzunehmen, dass Schul- und Wohnstandort sowie städtische Zentren prägend Elemente jugendlicher Aktivitätsräume sind.

Die Ergebnisse der Arbeit zeigen, dass – wie in Hypothesen-Set 3 formuliert – sozialstrukturelle und wohnstandortbezogene Faktoren die Aktivitätsräume Berliner Jugendliche bestimmen. Der Einfluss von Merkmalen des Wohnortes muss dabei vor dem Hintergrund der konkreten physischen und sozialräumlichen Struktur des Forschungsortes neu formuliert werden. Als besonders prägend hat sich die Entfernung zwischen Wohnort und Schulort bzw. dem Wohnort der Freund*innen für die Aktivitätsräume erwiesen. Diese Faktoren sollten daher auch in zukünftigen Aktivitätsraumstudien zu Jugendlichen weiter erforscht werden.

Die Auswertungen zum Einfluss des sozialen Status und der Marginalisierung des Wohnortes auf den Freizeitkontext (Hypothesen-Set 4) belegen deutlich, dass sich die residentielle Segregation in den Aktivitätsräumen der Jugendlichen fortsetzt. Inwiefern dies auch für Städte mit einer anderen sozialräumlichen Struktur zutrifft, ist zu untersuchen. Dass die Größe der Aktivitätsräume Berliner Jugendliche keinen Einfluss auf die aktivitätsräumliche Segregation hat, kann auch dem Forschungsort Berlin mit seinen größeren zusammenhängenden Gebieten sozial-

räumlicher Marginalisierung geschuldet sein. Auch hier wären weitere Studien zu anderen Städten instruktiv.

In zukünftiger Forschung zum räumlichen Freizeitverhalten von Jugendlichen, lässt sich die modifizierte Nadelmethode verwenden, die im Rahmen dieser Arbeit entwickelt wurde. Eine Digitalisierung der Methode könnte ihren Einsatz vereinfachen und eine Umsetzung mit mobilen Endgeräten den Aufwand für Befragte und Forschende verringern (vgl. Meer et al. 2018; Rösch und Rohrauer 2016). Denkbar wäre auch eine Erweiterung der Ortsabfrage, um eine größere Anzahl an Aktivitäten und Wohnorten von Freund*innen zu erfragen. So ließe sich ein noch umfassenderes Bild des alltäglichen Raumverhaltens zeichnen.

Zusätzlich empfiehlt sich für zukünftige Forschungsprojekte die Ergänzung durch eine stärker betonte qualitative Forschungsphase. Wie die Ergebnisse der qualitativen Forschungsphase belegen, sind die subjektiven Wahrnehmungen der Jugendlichen nicht zu vernachlässigen, wenn es darum geht, welche Orte und Räume sie nutzen. Daher sollten Forschungsprojekte zu Aktivitätsräumen von Jugendlichen die Verwendung von Mixed-Methods-Designs in Betracht ziehen. Die quantitative Erforschung der Aktivitätsräume kann dadurch sinnvoll und instruktiv um eine subjektive Ebene des Raumverhaltens ergänzt werden.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Literatur

- Abraham, Martin, Hans Dietrich, Holger Sachse, und Brigitte Schels. 2015. *Adaption der Berufsaspiration bei Jugendlichen – eine Befragung von Haupt- und Realschüler/innen in Nürnberg*. Nürnberg: Lehrstuhl für Soziologie und Empirische Sozialforschung, Friedrich-Alexander-Universität.
- Aehnel, Reinhard. 2011. Trends und Ausmaß der Polarisierung in deutschen Städten. In *Die Zukunft der „Sozialen Stadt“*, Hrsg. Walter Hanesch, 63–79. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ahlfeldt, Gabriel M., und Nicolai Wendland. 2008. Die Zentralität war schon da! Die Bedeutung des öffentlichen Schienenverkehrs für die Entstehung der Berliner City West. *disP – The Planning Review* 44: 5–14.
- Ahrens, Gerd-Axel. 2013a. *Mobilitätssteckbrief für Berlin. Äußere Stadt (Wohnbevölkerung)*. Dresden: TU Dresden.
- Ahrens, Gerd-Axel. 2013b. *Mobilitätssteckbrief für Berlin. Innere Stadt (Wohnbevölkerung)*. Dresden: TU Dresden.
- Ahrens, Gerd-Axel. 2016. *Sonderauswertung zum Forschungsprojekt „Mobilität in Städten – SrV 2013“*. *Städtevergleich*. Dresden: TU Dresden.
- Ainsworth, James W. 2002. Why Does It Take a Village? The Mediation of Neighborhood Effects on Educational Achievement. *Social Forces* 81: 117–152.
- Akar, Gulsah, Na Chen, und Steven I. Gordon. 2016. Influence of Neighborhood Types on Trip Distances: Spatial Error Models for Central Ohio. *International Journal of Sustainable Transportation* 10: 284–293.
- Albert, Mathias, Klaus Hurrelmann, und Gudrun Quenzel. 2019. *Jugend 2019: Eine Generation meldet sich zu Wort*. Weinheim: Beltz.
- Albrecht, Janna. 2014. Aktionsräumliche Bezüge zum vorherigen Wohnstandort. In *Suchst du noch oder wohnst du schon? Wohnen in polyzentrischen Stadtregionen*, vol. 12, *Stadtzu-künft*, Hrsg. Rainer Danielzyk, Sebastian Lentz und Claus-C. Wiegandt, 121–140. Münster: LIT.
- Alisch, Monika. 2018. Sozialräumliche Segregation: Ursachen und Folgen. In *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung*, Hrsg. Ernst-Ulrich Huster, Jürgen Boeckh und Hildegard Mogge-Grotjahn, 503–522. Wiesbaden: Springer VS.
- Alleweldt, Erika. 2009. Jugend als Zeit der Freundschaft. In *Jugend im Diskurs – Beiträge aus Theorie und Praxis*, Hrsg. Mathias Lindenau, 85–95. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

- Alvarado, Steven Elias. 2017. The Impact of Childhood Neighborhood Disadvantage on Adult Joblessness and Income. *Social Science Research* 68: 11–17.
- Amt für Statistik Berlin-Brandenburg. 2017. *Einwohnerinnen und Einwohner im Land Berlin am 31. Dezember 2016*. Potsdam.
- Amt für Statistik Berlin-Brandenburg. 2013. *Gebietssystematik für das Land Berlin*. Potsdam.
- Andersen, Patrick Lie, und Anders Bakken. 2018. Social Class Differences in Youths' Participation in Organized Sports: What Are the Mechanisms? *International Review for the Sociology of Sport* 54: 921–937.
- Anderson, Nels. 1923. *The Hobo. The Sociology of the Homeless Man*. Chicago: University of Chicago Press.
- Andersson, Eva K., und Bo Malmberg. 2014. Contextual Effects on Educational Attainment in Individualised, Scalable Neighbourhoods: Differences across Gender and Social Class. *Urban Studies* 52: 2117–2133.
- Andersson, Eva K., und Bo Malmberg. 2018. Segregation and the Effects of Adolescent Residential Context on Poverty Risks and Early Income Career: A Study of the Swedish 1980 Cohort. *Urban Studies* 55: 365–383.
- Arcaya, Mariana C. et al. 2016. Research on Neighborhood Effects on Health in the United States: A Systematic Review of Study Characteristics. *Social Science & Medicine* 168: 16–29.
- Arnold, Von Felix, Johannes Brinkmann, Maximilian Brill, und Ronny Freier. 2016. Investitionstätigkeit in Berlin: Schulen und Verkehr kommen zu kurz. *DIW- Wochenbericht* 83: 645–655.
- Atkinson, Rowland, und Keith Kintrea. 2001. Disentangling Area Effects: Evidence from Deprived and Non-Deprived Neighbourhoods. *Urban Studies* 38: 2277–2298.
- Ballas, Dimitris, Graham Clarke, Rachel S. Franklin, und Andy Newing. 2018. *GIS and the Social Sciences: Theory and Applications*. London/New York: Routledge.
- Baron, Reuben M, und David A Kenny. 1986. The Moderator-Mediator Variable Distinction in Social Psychological Research: Conceptual, Strategic, and Statistical Considerations. *Journal of Personality and Social Psychology* 51: 1173–1182.
- Barwick, Christine. 2014a. Beyond the Deficit Perspective: Family Ties & Residential Choice of Upwardly Mobile Turkish-Germans. *Sociologia Urbana e Rurale* 105: 20–35.
- Barwick, Christine. 2014b. *Upwards, Outwards, Backwards? Residential Choice and Neighbourhood Use of Middle-Class Turkish-Germans*. Paris: Sciences Po.
- Bauder, Harald. 2002. Neighbourhood Effects and Cultural Exclusion. *Urban Studies* 39: 85–93.
- Bauer, Ullrich. 2012. *Sozialisation und Ungleichheit: Eine Hinführung*. 2., überarbeitete Aufl. 2013. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baur, Christine. 2013. *Schule, Stadtteil, Bildungschancen. Wie ethnische und soziale Segregation Schüler/g-innen mit Migrationshintergrund benachteiligt*. Bielefeld: Transcript.
- Baur, Christine, und Hartmut Häussermann. 2009. Ethnische Segregation in deutschen Schulen. *Leviathan* 37: 353–366.
- Becker, Howard S. [1963] 2019. *Außenseiter: Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. engl. Originalausgabe 1963. Wiesbaden: Springer VS.
- Becker, Howard S. 1999. The Chicago School, So-Called. *Qualitative Sociology* 22: 3–12.

- Becker, Rolf. 2016. Soziale Ungleichheit von Bildungschancen und Chancengerechtigkeit – Eine Reanalyse mit bildungspolitischen Implikationen. In *Bildung als Privileg*, Hrsg. Rolf Becker und Wolfgang Lauterbach, 183–219. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Becker, Rolf, und Andreas Hadjar. 2017. Meritokratie – Zur gesellschaftlichen Legitimation ungleicher Bildungs-, Erwerbs- und Einkommenschancen in modernen Gesellschaften. In *Lehrbuch der Bildungssoziologie*, Hrsg. Rolf Becker, 33–62. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Beckmann, Klaus J., Markus Hesse, Christian Holz-Rau, und Marcel Hunecke. 2006. *Stadt-Leben: Wohnen, Mobilität und Lebensstil: neue Perspektiven für Raum- und Verkehrsentwicklung*. 1. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Beran, Fabian, Felix Czarnetzki, und Henning Nuissl. 2015. Von der Suburbanisierung zur Reurbanisierung in Berlin?: Eine Analyse des Wanderungsgeschehens in der Stadtregion Berlin von 2006 bis 2013. *Standort* 39: 62–68.
- Beran, Fabian, und Henning Nuissl. 2019. *Verdrängung auf angespannten Wohnungsmärkten. Das Beispiel Berlin*. Hrsg. Wüstenrot Stiftung. Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung.
- Bergmann, Marie Christine, Sören Kliem, Yvonne Krieg, und Laura Beckmann. 2019. *Jugendliche in Niedersachsen. Ergebnisse des Niedersachsensurveys 2017*. Hannover: Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen.
- Berner, Laura, Andrej Holm, und Inga Jensen. 2015. *Zwangsräumungen und die Krise des Hilfesystems. Eine Fallstudie in Berlin*. Berlin: Humboldt-Universität Berlin.
- Beyer, Wolf, und Marlies Schulz. 2001. Berlin – Suburbanisierung auf Sparflamme!? In *Suburbanisierung in Deutschland: Aktuelle Tendenzen*, Hrsg. Klaus Brake, Jens S. Dangschat und Günter Herfert, 123–150. Opladen: Leske + Budrich.
- Björkegren, Evelina. 2018. *Neighborhoods and Youth Health: Everybody Needs Good Neighbors?* Uppsala: Institute for Evaluation of Labour Market and Education Policy.
- Bluth, Friedrich. 2004. Stadt – Umland – Wanderung im Raum Berlin. *Berliner Statistik Monatsschrift* 94–99.
- Bömermann, Hartmut. 2017. Räumliche Struktur der Ergebnisse der Abgeordnetenhauswahl von Berlin am 18. September 2016 – ein Werkstattbericht. *Zeitschrift für amtliche Statistik Berlin Brandenburg* 58–67.
- Bortz, Jürgen, und Christof Schuster. 2010. *Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler*. 7., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Springer.
- Brake, Klaus. 2012. Berlin – relative Reurbanisierung einer gewendeten Stadt. In *Reurbanisierung*, Hrsg. Klaus Brake und Günter Herfert, 258–286. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brake, Klaus, und Rafael Urbanczyk. 2012. Reurbanisierung – Strukturierung einer begrifflichen Vielfalt. In *Reurbanisierung: Materialität und Diskurs in Deutschland*, Hrsg. Klaus Brake und Günter Herfert, 34–51. Wiesbaden: Springer VS.
- Braumüller, Birgit, und Ilse Hartmann-Tews. 2017. Jugendliche als mediatisierte Stubenhocker? Eine Analyse der Zusammenhänge zwischen sportlichem und medialem Handeln von Jugendlichen aus Geschlechterperspektive. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 12: 49–70.
- Bronfenbrenner, Urie. 1979. *The Ecology of Human Development*. Cambridge: Harvard University Press.

- Browning, Christopher R., und Brian Soller. 2014. Moving Beyond Neighborhood: Activity Spaces and Ecological Networks As Contexts sfor Youth Development. *Cityscape* 16: 165–196.
- Budras, Robert, und Martin Axnick. 2019. Trends der Bevölkerungsentwicklung in der Hauptstadtregion. *Zeitschrift für amtliche Statistik Berlin-Brandenburg* 8–13.
- Bulmer, Martin. 1984. *The Chicago School of Sociology: Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. 2017. *15. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland*. Berlin.
- Bunel, Mathieu, Yannick L'Horty, und Pascale Petit. 2016. Discrimination Based on Place of Residence and Access to Employment. *Urban Studies* 53: 267–286.
- Caglar, Ayse. 2001. Constraining Metaphors and the Transnationalisation of Spaces in Berlin. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 27: 601–613.
- Calmbach, Marc, Silke Borgstedt, Inga Borchard, Peter Martin Thomas, und Berthold Bodo Flaig. 2016. *Wie ticken Jugendliche? 2016: Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland*. Wiesbaden: Springer.
- CBRE GmbH, und Berlin Hyp AG. 2018. *Wohnmarktreport Berlin 2018*. Berlin.
- Center Nahverkehr Berlin. 2017. *ÖPNV in Berlin 2013–2015. Umsetzungsstand und Wirkungen des Berliner Nahverkehrsplans 2014–2018*. Berlin.
- Chen, Na, und Gulsah Akar. 2016. Effects of Neighborhood Types & Socio-Demographics on Activity Space. *Journal of Transport Geography* 54: 112–121.
- Chen, Na, und Gulsah Akar. 2017. How Do Socio-Demographics and Built Environment Affect Individual Accessibility Based on Activity Space? Evidence from Greater Cleveland, Ohio. *Journal of Transport and Land Use* 10: 477–503.
- Chen, Na, Chih-Hao Wang, und Gulsah Akar. 2017. Geographically Weighted Regression Approach to Investigate Spatial Variations in Activity Space. *Transportation Research Record: Journal of the Transportation Research Board* 2671: 40–50.
- Clausen, Marten. 2006. Warum wählen Sie genau diese Schule? Eine inhaltsanalytische Untersuchung elterlicher Begründungen der Wahl der Einzelschule innerhalb eines Bildungsgangs. *Zeitschrift für Pädagogik* 52: 69–90.
- Cohen, Jacob. 1988. *Statistical Power Analysis for the Behavioral Sciences*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Cohen-Cline, Hannah et al. 2017. Associations between Neighbourhood Characteristics and Depression: A Twin Study. *J Epidemiol Community Health* jech-2017-209453.
- Coleman, James S. 1987. Microfoundations and Macrosocial Behavior. In *The Micro-Macro-Link*, vol. 68, *SI: Frontiers in Transportation*, Hrsg. Jeffrey C. Alexander, Bernhard Giesen, Richard Munch und Neil Smelser, 153–173. Berkeley: University of California Press.
- Crane, Jonathan. 1991. The EpidemicTheory of Ghettos and Neighborhood Effects on Dropping Out and Teenage Childbearing. *American Journal of Sociology* 96: 1226–1259.
- Dangschat, Jens S., Wolfram Droth, Jürgen Friedrichs, und Klaus Kiehl. 1982. *Aktionsräume von Stadtbewohnern: Eine empirische Untersuchung in der Region Hamburg*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- DeBoer, Mike. 2015. Understanding the Heat Map. *Cartographic Perspectives* 39–43.

- Decker, Martha J. et al. 2018. Neighborhoods Matter. A Systematic Review of Neighborhood Characteristics and Adolescent Reproductive Health Outcomes. *Health & Place* 54: 178–190.
- Deinet, Ulrich. 2010. Lebensweltanalyse – ein Beispiel raumbezogener Methoden aus der offenen Kinder- und Jugendarbeit. In *Sozialraum*, Hrsg. Fabian Kessl und Christian Reutlinger, 59–74. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Deinet, Ulrich. 2014. Rauman eignung Jugendlicher zwischen Schule, McDonald's und der Shopping mall. In *Tätigkeit – Aneignung – Bildung: Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit, Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit*, Hrsg. Ulrich Deinet und Christian Reutlinger, 215–232. Wiesbaden: Springer VS.
- Deinet, Ulrich, Heike Okroy, Georg Dodt, und Angela Wüsthof. 2009. *Betreten erlaubt! Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum*. Opladen: Budrich.
- Deinet, Ulrich, Sophie Thomas, und David Gilles. 2018. Teil I: Ergebnisse einer Befragung von Jugendlichen und Fachkräften in drei Malls und fünf Kommunen in Deutschland. In *Jugendliche und die "Räume" der Shopping Malls: Aneignungsformen, Nutzungen, Herausforderungen für die pädagogische Arbeit: mit aktuellen Studien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, Soziale Arbeit und sozialer Raum*, Hrsg. Ulrich Deinet, 9–123. Opladen: Budrich.
- Decerek, Ahmet. 2015. *Praxisbuch Schulfreiraum*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Diehl, Nicola. 2012. Die Großwohnsiedlung ein Ghetto? Wie Hiphop-Videos Raumbilder generieren und so die Gesellschaft ordnen. *Europa Regional* 20: 103–118.
- Ditton, Hartmut, und Kai Maaz. 2011. Sozioökonomischer Status und soziale Ungleichheit. In *Empirische Bildungsforschung*, Hrsg. Heinz Reinders, Hartmut Ditton, Cornelia Gräsel und Burkhard Gniewosz, 193–208. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dörhöfer, Kerstin. 2008. *Shopping Malls und neue Einkaufszentren: urbaner Wandel in Berlin*. Berlin: Reimer.
- Döring, Christian, und Klaus Ulbricht. 2016. Gentrification-Hotspots und Verdrängungsprozesse in Berlin. Eine quantitative Analyse. In *Gentrifizierung in Berlin: Verdrängungsprozesse und Bleibestrategien, Urban studies*, Hrsg. Ilse Helbrecht, 17–43. Bielefeld: Transcript.
- Döring, Christian, und Jürgen Bortz. 2016. *Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften*. Berlin: Springer.
- Dosch, Fabian. 2018. Stadtgrün unter Nutzungsdruck – Das Weißbuch Stadtgrün zur Sicherung grüner Infrastruktur. In *Flächennutzungsmonitoring X. Flächenpolitik – Flächenmanagement – Indikatoren*, vol. 76, *IÖR Schriften*, Hrsg. Gotthard Meinel, Ulrich Schumacher, Martin Behnisch und Tobias Krüger, 113–122. Berlin: Rhombos.
- Dresing, Thorsten, und Thorsten Pehl. 2015. *Praxisbuch Interview. Transkription & Analyse: Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende*. 6. Aufl. Marburg: Eigenverlag.
- Drope, Tilman, und Anne Jurczok. 2013. Weder gleichwertig noch gleichartig. Besonderheiten und Problemlagen Integrierter Sekundarschulen in einem sozio-ökonomisch schwachen Stadtteil Berlins. *Zeitschrift für Pädagogik* 59: 496–507.
- Durkheim, Emile. [1903] 1984. Antrittsvorlesung. In *Erziehung, Moral und Gesellschaft. Vorlesungen an der Sorbonne 1902/1903*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ecarius, Jutta, Marcel Eulenbach, Thorsten Fuchs, und Katharina Walgenbach. 2011. *Jugend und Sozialisation*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

- Eksner, H. Julia. 2013. Revisiting the „Ghetto“ in the New Berlin Republic: Immigrant Youths, Territorial Stigmatisation and the Devaluation of Local Educational Capital, 1999–2010. *Social Anthropology* 21: 336–355.
- Ellis, Paul D. 2010. *The Essential Guide to Effect Sizes*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Elwert, George. 1982. Probleme der Ausländerintegration: Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34: 717–731.
- Engel, Uwe, und Björn Oliver Schmidt. 2014. Unit- und Item-Nonresponse. In *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, Hrsg. Nina Baur und Jörg Blasius, 331–348. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Engelbert, Angelika, und Alois Herlth. 2002. Sozialökologische Ansätze. In *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*, Hrsg. Heinz-Hermann Krüger und Cathleen Grunert, 99–116. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Engels, Dr Dietrich, und Christine Thielebein. 2011. *Zusammenhang von sozialer Schicht und Teilnahme an Kultur-, Bildungs- und Freizeitangeboten für Kinder und Jugendliche*. Köln: Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik.
- Evans, James, und Phil Jones. 2011. The Walking Interview: Methodology, Mobility and Place. *Applied Geography* 31: 849–858.
- Fabian, Thomas. 2000. The Evolution of the Berlin Urban Railway Network. *Japan Railway & Transport Review* 25: 18–24.
- Fahrn, Joachim. 2020. BVG und S-Bahn erwischen 623.000 Schwarzfahrer. *Berliner Morgenpost*.
- Fahrn, Joachim, und Thomas Fülling. 2019. Tickets für Busse und Bahnen in Berlin sollen teurer werden. *Berliner Morgenpost*.
- Fairchild, Amanda J., und David P. MacKinnon. 2009. A General Model for Testing Mediation and Moderation Effects. *Prevention Science* 10: 87–99.
- Farwick, Andreas. 2012. Segregation. In *Handbuch Stadtsoziologie*, Hrsg. Frank Eckardt, 381–419. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Faulstich-Wieland, Hannelore. 2008. Sozialisation und Geschlecht. In *Handbuch Sozialisationsforschung*, Hrsg. Klaus Hurrelmann, Matthias Grundmann und Sabine Walper, 240–253. Weinheim: Beltz.
- Feierabend, Sabine, Theresa Plankenhorn, und Thomas Rathgeb. 2017. *JIM-STUDIE 2017. Jugend, Information, (Multi-)Media*. Hrsg. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest.
- Feierabend, Sabine, Thomas Rathgeb, und Theresa Reutter. 2018. *JIM-STUDIE 2018. Jugend, Information, Medien*. Hrsg. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest.
- Feierabend, Sabine, Thomas Rathgeb, und Theresa Reutter. 2019. *JIM-STUDIE 2019. Jugend, Information, Medien*. Hrsg. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest.
- Flick, Uwe. 2009. *An Introduction to Qualitative Research*. 4th ed. Los Angeles: SAGE.
- Forman, Murray. 2002. *The 'Hood Comes First: Race, Space, and Place in Rap and Hip-Hop*. Middletown: Wesleyan University Press.
- Frank, Lawrence D, und Gary Pivo. 1994. Impacts of Mixed Use and Density on Utilization of Three Modes of Travel: Single-Occupant Vehicle, Transit, and Walking. *Transportation Research Record* 1466: 44–52.

- Freudenau, Henrik, Sebastian Rabe, und Ulrike Reutter. 2004. *Kids im Quartier. Altersbedingte Ansprüche von Kindern und Jugendlichen an ihre Stadt- und Wohnquartiere*. Dortmund: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung und Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Frey, Oliver. 2004. Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. In „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik: Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte, Hrsg. Ulrich Deinet und Christian Reutlinger, 219–233. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Friedrichs, Jürgen. 2017. Effekte des Wohngebiets auf die mentale und physische Gesundheit der Bewohner/Innen. In *Quartier und Gesundheit, Quartiersforschung*, Hrsg. Carlo Fabian, Matthias Drilling, Oliver Niemann und Olaf Schnur, 41–57. Wiesbaden: Springer VS.
- Friedrichs, Jürgen. 2014. Kontexteffekte von Wohngebieten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 66: 287–316.
- Friedrichs, Jürgen. 2013. Sozialräumliche Kontexteffekte der Armut. In *Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten?*, Hrsg. Dietrich Oberwittler, Susann Rabold und Dirk Baier, 11–44. Wiesbaden: Springer.
- Friedrichs, Jürgen, und Jörg Blasius. 2000. *Leben in benachteiligten Wohngebieten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Friedrichs, Jürgen, und Jörg Blasius. 2003. Social Norms in Distressed Neighbourhoods: Testing the Wilson Hypothesis. *Housing Studies* 18: 807–826.
- Friedrichs, Jürgen, und Alexandra Nonnenmacher. 2014. Die Analyse sozialer Kontexte. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 66: 1–16.
- Friedrichs, Jürgen, und Alexandra Nonnenmacher. 2010. Welche Mechanismen erklären Kontexteffekte? In *Komparative empirische Sozialforschung*, Hrsg. Tilo Beckers, Klaus Birkelbach, Jörg Hagenah und Ulrich Rosar, 469–497. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Furtado, Mirella, und Vinicius M. Netto. 2017. Mobility and Sociability As Issues of Spatial Inequality: Effects of Location, Income and Mobility Differences on Social Housing Residents in Rio de Janeiro. In *Research in Transportation Economics*, vol. 68, SI: *Frontiers in Transportation*, 11–17. São Paulo.
- Galster, George C. 2012. The Mechanism(s) of Neighbourhood Effects: Theory, Evidence, and Policy Implications. In *Neighbourhood Effects Research: New Perspectives*, Hrsg. Maarten van Ham, David Manley, Nick Bailey, Ludi Simpson und Duncan Maclennan, 23–56. Dordrecht: Springer Netherlands.
- Galster, George C., Anna Santiago, Jessica Lucero, und Jackie Cutsinger. 2015. Adolescent Neighborhood Context and Young Adult Economic Outcomes for Low-Income African Americans and Latinos. *Journal of Economic Geography* Ibv004.
- Gegner, Martin, und Oliver Schwedes. 2014. Der Verkehr des Leviathan Zur historischen Genese des städtischen Verkehrs im Rahmen der Daseinsvorsorge. In *Öffentliche Mobilität*, Hrsg. Oliver Schwedes, 47–68. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Gehrke, Marvin. 2016. *Fahrscheinfrei im ÖPNV – Eine Alternative für Großstädte? Ein Maßnahmensortiment und die Realisierbarkeit in Berlin*. Berlin: TU Berlin.
- Geier, Boris. 2015. Zwischen Familie, Bildung und Peers. Die Bedeutung von Alter und sozialer Herkunft für Freizeitaktivitäten Jugendlicher. In *Aufwachsen in Deutschland heute. Erste Befunde aus dem DJI-Survey AID: A.*, Hrsg. Sabine Walper, Walter Bien und Thomas Rauschenbach, 41–46. München: Deutsches Jugendinstitut.

- Gerike, Regine, Stefan Hubrich, Frank Ließke, Sebastian Wittig, und Rico Wittwer. 2020. *Sonderauswertung zum Forschungsprojekt Mobilität in Städten. SrV 2018: Städtevergleich*. Dresden: TU Dresden.
- Gerike, Regine, Stefan Hubrich, Frank Ließke, Sebastian Wittig, und Rico Wittwer. 2019. *Tabellenbericht zum Forschungsprojekt „Mobilität in Städten – SrV 2018“ in Berlin*. Dresden: TU Dresden.
- Gestring, Norbert, und Ute Neumann. 2007. Von Mall Rats und Mall Bunnies. Jugendliche in Shopping Malls. In *Shopping Malls: Interdisziplinäre Betrachtungen Eines Neuen Raumtyps, Stadt, Raum und Gesellschaft*, Hrsg. Jan Wehrheim, 135–152. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grabka, Markus M., und Christoph Halbmeier. 2019. Vermögensungleichheit in Deutschland bleibt trotz deutlich steigender Nettovermögen anhaltend hoch. *DIW-Wochenbericht* 86: 735–745.
- Grabka, Von Markus M, Jan Goebel, und Stefan Liebig. 2019. Wiederanstieg der Einkommensungleichheit – aber auch deutlich steigende Realeinkommen. *DIW-Wochenbericht* 86: 343–353.
- Green, Samuel B. 1991. How Many Subjects Does It Take To Do A Regression Analysis. *Multivariate Behavioral Research* 26: 499–510.
- Greenpeace e.V. 2017. *Städteranking zur nachhaltigen Mobilität*. Hamburg.
- Grgic, Mariana, und Ivo Züchner, Hrsg. 2016. *Medien, Kultur und Sport: was Kinder und Jugendliche machen und ihnen wichtig ist: die MediKuS-Studie. 2.*, überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.
- Groh-Samberg, Olaf. 2019. Ökonomische Ungleichheiten: Armut und Reichtum. In *Handbuch Sozialpolitik*, Hrsg. Herbert Obinger und Manfred G. Schmidt, 833–862. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hallenberg, Bernd, Rainer Dettmar, und Jürgen Aring. 2018. *Migranten, Meinungen, Milieus. vhw-Migrantenmilieu-Survey 2018*. Berlin: vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V.
- Halliday, Emma, Jennie Popay, Rachel Anderson de Cuevas, und Paula Wheeler. 2018. The Elephant in the Room? Why Spatial Stigma Does Not Receive the Public Health Attention It Deserves. *Journal of Public Health* 1–6.
- Hans, Nils, Mona Wallraff, und Ralf Zimmer-Hegmann. 2020. Ankunftsquartiere als Kontext der Integration. In *Integration im Sozialraum: Theoretische Konzepte und empirische Bewertungen*, Hrsg. Katja Jepkens, Lisa Scholten und Anne van Rießen, 163–176. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Harring, Marius. 2011. *Das Potenzial der Freizeit: Soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital im Kontext heterogener Freizeitwelten Jugendlicher*. 1. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Häußermann, Hartmut. 2000. Die Krise der “sozialen Stadt”. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 13–21.
- Häußermann, Hartmut, und Andreas Kapphan. 2002. *Berlin: Von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990. 2.* überarbeitete Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Häußermann, Hartmut, und Martin Kronauer. 2009. Räumliche Segregation und innerstädtisches Ghetto. In *Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen*

- Ungleichheit*, Hrsg. Rudolf Stichweh und Paul Windolf, 157–173. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Häußermann, Hartmut, Kristin Schwarze, Wolfgang Jaedicke, Gesine Bär, und Ina Bugenhagen. 2010. *Möglichkeiten der verbesserten sozialen Inklusion in der Wohnumgebung*. Bonn: Bundesministeriums für Arbeit und Soziales.
- Hayes, Andrew F. 2018. *Introduction to Mediation, Moderation, and Conditional Process Analysis: A Regression-Based Approach*. 2. Aufl. New York: Guilford Press.
- Haytko, Diana L, und Julie Baker. 2004. It's All at the Mall: Exploring Adolescent Girls' Experiences. *Journal of Retailing* 80: 67–83.
- Heine, Jörg-Henrik, Gabriel Nagy, Sabine Meinck, Olaf Zühlke, und Julia Mang. 2017. Empirische Grundlage, Stichprobenausfall und Adjustierung im PISA-Längsschnitt 2012-2013. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 20: 287–306.
- Helbig, Marcel. 2010. Neighborhood does matter! Soziostrukturelle Nachbarschaftscharakteristika und Bildungserfolg. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 62: 655–679.
- Helbig, Marcel, und Stefanie Jähnen. 2018. *Wie brüchig ist die soziale Architektur unserer Städte?* Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Helbig, Marcel, und Rita Nikolai. 2017. *Alter Wolf im neuen Schafspelz? Die Persistenz sozialer Ungleichheiten im Berliner Schulsystem*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Helbig, Marcel, und Rita Nikolai. 2019. *Bekommen die sozial benachteiligten Schüler*innen die „besten“ Schulen? Eine explorative Studie über den Zusammenhang von Schulqualität und sozialer Zusammensetzung von Schulen am Beispiel Berlins*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Helbig, Marcel, Rita Nikolai, und Michael Wrase. 2017. Privatschulen und die soziale Frage Wirkung rechtlicher Vorgaben zum Sonderungsverbot in den Bundesländern. *Leviathan* 45: 357–380.
- Helbrecht, Ilse, Hrsg. 2016. *Gentrifizierung in Berlin: Verdrängungsprozesse und Bleibestrategien*. Bielefeld: Transcript.
- Hemming, Karen, und Birgit Reißig. 2015. Freizeitaktivitäten jugendlicher Hauptschüler/innen und ihr Einfluss auf berufliche Zielorientierungen und den Übergang in Ausbildung und Beruf. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 10: 81–97.
- Hennig, Eike. 2012. Chicago School. In *Handbuch Stadtsoziologie*, Hrsg. Frank Eckardt, 95–124. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Herlyn, Ulfert. 1990. Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf. In *Lebenslauf und Raumerfahrung, Biographie und Gesellschaft*, Hrsg. Lothar Bertels und Ulfert Herlyn, 7–34. Opladen: Leske + Budrich.
- Herlyn, Ulfert, Hille von Seggern, Claudia Heinzelmann, und Daniela Karow. 2003. *Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt: Chancen und Restriktionen der Raumaueignung*. Hrsg. Wüstenrot Stiftung. Opladen: Leske + Budrich.
- Hertel, Thorsten. 2020. *Entziffern und Strafen: Schulische Disziplin zwischen Macht und Marginalisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Hesse, Markus, und Joachim Scheiner. 2010. Mobilität, Erreichbarkeit und gesellschaftliche Teilhabe: Die Rolle von strukturellen Rahmenbedingungen und subjektiven Präferenzen. *Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung* 79: 94–112.

- Hinrichs, Wilhelm. 1999. *Wohnsuburbanisierung am Beispiel Berlin. Ein Erklärungsrahmen*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Hinz, Thomas, und Katrin Auspurg. 2017. Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt. In *Handbuch Diskriminierung*, Hrsg. Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani und Emine Gökçen Yüksel, 1–20. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hlavac, Marek. 2018. Stargazer: Well-Formatted Regression and Summary Statistics Tables.
- Hoffmann, Dagmar, und Jürgen Mansel. 2010. Jugendsoziologie. In *Handbuch Spezielle Soziologien*, Hrsg. Georg Kneer und Markus Schroer, 163–178. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoffmann, Hansjoachim. 1998. *Berlin: Eine politische Landeskunde*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Holm, Andrej. 2011. Gentrification in Berlin: Neue Investitionsstrategien und lokale Konflikte. In *Die Besonderheit des Städtischen*, Hrsg. Heike Herrmann, Carsten Keller, Rainer Neef und Renate Ruhne, 213–232. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Holm, Andrej. 2016. Gentrification und das Ende der Berliner Mischung. In *Wohnen, Stadtforschung aktuell*, Hrsg. Eberhard von Einem, 191–231. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Holm, Andrej. 2012. Paradoxien und Begleiterscheinungen der Reurbanisierung. In *Reurbanisierung*, Hrsg. Klaus Brake und Günter Herfert, 239–256. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hopf, Christel. 2010. Qualitative Interviews – ein Überblick. In *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Hrsg. Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke, 349–360. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hopf, Christel, und Christiane Schmidt. 1993. *Zum Verhältnis von innerfamilialen sozialen Erfahrungen, Persönlichkeitsentwicklung und politischen Orientierungen: Dokumentation und Erörterung des methodischen Vorgehens in einer Studie zu diesem Thema*. Hildesheim: Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim.
- Horner, Sharon D. 2000. Using Focus Group Methods with Middle School Children. *Research in Nursing & Health* 23: 510–517.
- Horton, Frank E., und David R. Reynolds. 1971. Effects of Urban Spatial Structure on Individual Behavior. *Economic Geography* 47: 3648.
- Hummrich, Merle, und Rolf-Torsten Kramer. 2017. *Schulische Sozialisation*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hunecke, Marcel, Claus J. Tully, und Doris Bäumer, Hrsg. 2002. *Mobilität von Jugendlichen: psychologische, soziologische und umweltbezogene Ergebnisse und Gestaltungsempfehlungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hurrelmann, Klaus, und Ullrich Bauer. 2015. *Einführung in die Sozialisationstheorie: Das Modell Der produktiven Realitätsverarbeitung*. 11., vollst. überarb. Auflage. Weinheim: Beltz.
- Hüttermann, Jörg, und Tino Minas. 2015. Mit der Straßenbahn durch Duisburg: Der Beitrag indifferenzbasierter Interaktion zur Figuration urbaner Gruppen. *Zeitschrift für Soziologie* 44: 63–82.
- Ivankova, Nataliya V., John W. Creswell, und Sheldon L. Stick. 2006. Using Mixed-Methods Sequential Explanatory Design: From Theory to Practice. *Field Methods* 18: 3–20.
- Järv, Olle, Kerli Müürisepp, Rein Ahas, Ben Derudder, und Frank Witlox. 2015. Ethnic Differences in Activity Spaces as a Characteristic of Segregation: A Study Based on Mobile Phone Usage in Tallinn, Estonia. *Urban Studies* 52: 2680–2698.

- Jencks, C., und S. E. Mayer. 1990. The Social Consequences of Growing up in a Poor Neighborhood. In *Inner City Poverty in the United States*, vol. 68, *SI: Frontiers in Transportation*, Hrsg. N. Lynn und M. G. H. McGeary, 111–186. Washington DC: National Academy Press.
- Jones, Malia, und Anne R. Pebley. 2014. Redefining Neighborhoods Using Common Destinations: Social Characteristics of Activity Spaces and Home Census Tracts Compared. *Demography* 51: 727–752.
- Jung, Birte. 2019. „Eventisierungsdruk. Nachhaltige Nutzung öffentlicher Freiräume als Veranstaltungsorte – am Beispiel Berlin.“ phdthesis, Berlin: Technische Universität Berlin.
- Jurczok, Anne. 2019. *Schulwahl unter „gleichwertigen“ Einzelschulen: Elterliche Übergangentscheidungen im zweigliedrigen Sekundarschulsystem*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Jurczok, Anne, und Wolfgang Lauterbach. 2014. Schulwahl von Eltern: Zur Geografie von Bildungschancen in benachteiligten städtischen Bildungsräumen. In *Urbane Ungleichheiten, Sozialstrukturanalyse*, Hrsg. Peter A. Berger, Carsten Keller, Andreas Klärner und Rainer Neef, 135–155. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Kalender, Ural. 2012. *Die Geschichte der Verkehrsplanung Berlins*. Köln: Forschungsges. für Straßen- und Verkehrswesen Köln.
- Kalter, Frank, und Clemens Kroneberg. 2014. Between Mechanism Talk And Mechanism Cult: New Emphases in Explanatory Sociology And Empirical Research. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 66: 91–115.
- Kamleithner, Christa. 2009. „Regieren durch Community“: Neoliberale Formen der Stadtplanung. In *Governance der Quartiersentwicklung*, Hrsg. Matthias Drilling und Olaf Schnur, 29–47. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kaplan, Andreas. 2002. *Das arme Berlin. Sozialräumliche Polarisierung, Armutskonzentration und Ausgrenzung in den 1990er Jahren*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kaplan, Andreas. 2001. Migration und Stadtentwicklung. Die Entstehung ethnischer Konzentrationen und ihre Auswirkungen. In *Migration und Integration in Berlin: wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven*, Hrsg. Frank Gesemann, 89–109. Opladen: Leske + Budrich.
- Kelle, Udo. 2010. Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Hrsg. Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke, 485–502. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kelle, Udo, und Susann Kluge. 2010. *Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. 2., überarb. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Carsten. 2007. Selektive Effekte des Wohnquartiers. Sozialisation in räumlicher Segregation. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 27: 181–196.
- Kemper, Franz-Josef, Elmar Kulke, und Marlies Schulz. 2012. *Die Stadt der kurzen Wege – Alltags- und Wohnmobilität in Berliner Stadtquartieren*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kemper, Raimund, und Christian Reutlinger, Hrsg. 2015. *Umkämpfter öffentlicher Raum. Herausforderungen für Planung und Jugendarbeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kilb, Rainer. 2012. Die Stadt als Sozialisationsraum. In *Handbuch Stadtsoziologie*, Hrsg. Frank Eckardt, 613–632. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kleinschmit, Birgit, Gesa Geißler, und Hendrikje Leutloff. 2011. Sozialräumliche Verteilung der Freiflächenversorgung in Berlin. In *Themenheft Umweltgerechtigkeit*, vol. 2, *UMID*:

- Umwelt und Mensch – Informationsdienst*, Hrsg. Bundesamt für Strahlenschutz, Bundesinstitut für Risikobewertung, Robert Koch-Institut und Umweltbundesamt, 36–38. Berlin: Aktionsprogramm Umwelt und Gesundheit.
- Klemm, Klaus, Lars Hoffmann, Kai Maaz, und Petra Stanat. 2018. *Privatschulen in Deutschland: Trends Und Leistungsvergleiche*. Hrsg. Friedrich-Ebert-Stiftung. Berlin: Friedrich Ebert Stiftung.
- Knie, Andreas, und Lisa Ruhrort. 2020. *Ride-Pooling-Dienste und ihre Bedeutung für den Verkehr. Nachfragemuster und Nutzungsmotive am Beispiel von „CleverShuttle“*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Koch, Simon, Marrike Kortus, Christine Schierbaum, und Stephanie Schramm. 2016. Wohin (ver-)drängt es die Kreuzberger_innen? Wohin ziehen die Verdrängten innerhalb eines Gentrification-Prozesses? In *Gentrifizierung in Berlin: Verdrängungsprozesse und Bleibestrategien, Urban studies*, Hrsg. Ilse Helbrecht, 69–107. Bielefeld: Transcript.
- Kodukula, Santhosh, Frederic Rudolph, Ulrich Jansen, und Eva Amon. 2018. *Living Moving Breathing. Ranking of European Cities in Sustainable Transport*. Hamburg: Greenpeace e.V.
- Konrad, Kathrin, und Sören Groth. 2019. Consistency or contradiction? Mobility-Related Attitudes and Travel Mode Use of the Young „New Generation“. *Raumforschung und Raumordnung / Spatial Research and Planning* 77: 1–17.
- Konrad, Kathrin, und Dirk Wittowsky. 2016. *Digitalisierung der Lebenswelten junger Menschen – der Zusammenhang von virtueller und physischer Mobilität*. Dortmund: ILS NRW (Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung).
- Konrad, Kathrin, und Dirk Wittowsky. 2018. Virtual Mobility and Travel Behavior of Young People - Connections of Two Dimensions of Mobility. *Research in Transportation Economics* 68: 11–17.
- Krajewski, Christian. 2013. Gentrification in Berlin. Innenstadtaufwertung zwischen etablierten „In-Quartieren“ und neuen „Kult-Kiezen“. *Geographische Rundschau* 20–27.
- Krämer-Badoni, Thomas. 1991. Die Stadt als sozialwissenschaftlicher Gegenstand. In *Stadt und Raum: Soziologische Analysen*, Hrsg. Hartmut Häußermann et al., 1–29. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Krisch, Richard. 2009. *Sozialräumliche Methodik der Jugendarbeit: aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren*. Weinheim, München: Beltz Juventa.
- Kritische Geographie Berlin. 2014. Touristification in Berlin. Ein Bericht zur Workshop-Reihe des Vereins Kritische Geographie Berlin. *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 2: 167–180.
- Krivo, Lauren J. et al. 2013. Social Isolation of Disadvantage and Advantage: The Reproduction of Inequality in Urban Space. *Social Forces* 92: 141–164.
- Kronauer, Martin, und Berthold Vogel. 2004. Erfahrungen und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte? In *An den Rändern der Städte: Armut und Ausgrenzung, Edition Suhrkamp*, Hrsg. Hartmut Häußermann, Martin Kronauer und Walter Siebel, 235–258. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krüger, Thomas, und Monika Walther. 2007. Auswirkungen Innerstädtischer Shopping Center. In *Shopping Malls: Interdisziplinäre Betrachtungen Eines Neuen Raumtyps, Stadt, Raum und Gesellschaft*, Hrsg. Jan Wehrheim, 191–208. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

- Kuckartz, Udo. 2010. *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. 3., aktualisierte Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuckartz, Udo. 2014. *Mixed Methods: Methodologie, Forschungsdesigns und Analyseverfahren*. Auflage: 2014. Wiesbaden: Springer VS.
- Kühl, Jana. 2016. Walking Interviews als Methode zur Erhebung alltäglicher Raumproduktionen. *Europa Regional* 23.2015: 35–48.
- Kurtenbach, Sebastian. 2016. Diskriminierung und territoriale Reputation. In *Handbuch Diskriminierung*, Hrsg. Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani und Emine Gökçen Yüksel, 1–16. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Kurtz, Lester R. 1986. *Evaluating Chicago Sociology: A Guide to the Literature, With an Annotated Bibliography*. Reprint. Chicago: University of Chicago Press.
- Kusenbach, Margarethe. 2003. Street Phenomenology: The Go-Along as Ethnographic Research Tool. *Ethnography* 4: 455–485.
- Kwan, Mei-Po. 2000. Gender Differences in Space-Time Constraints. *Area* 32: 145–156.
- Kwan, Mei-Po. 2018. The Neighborhood Effect Averaging Problem (NEAP): An Elusive Confounder of the Neighborhood Effect. *International Journal of Environmental Research and Public Health* 15: 1841.
- Lampert, T., G. B. M. Mensink, N. Romahn, und A. Woll. 2007. Körperlich-sportliche Aktivität von Kindern und Jugendlichen in Deutschland: Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS). *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz* 50: 634–642.
- Landesvereinigung Kulturelle Jugendbildung Berlin e.V. 2016. *Wo ist was los! Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen in Berlin*. Berlin.
- Lang, Susanne. 2009. Politische Programme Gegen Soziale Ausgrenzung Jugendlicher in Deutschland. In *Jugendliche Im Abseits. Zur Situation in Französischen Und Deutschen Marginalisierten Stadtquartieren*, Hrsg. Markus Ottersbach und Thomas Zitzmann, 269–282. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Latcheva, Rossalina, und Eldad Davidov. 2014. Skalen und Indizes. In *Handbuch Methoden der Empirischen Sozialforschung, Handbuch*, Hrsg. Nina Baur und Jörg Blasius, 745–756. Wiesbaden: Springer VS.
- Leitner, Barbara, und Jens Stiller. 2010. *Die Schulreform – bessere Bildung für Berlin*. Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung.
- Levy, Brian L. 2018. Heterogeneous Impacts of Concentrated Poverty During Adolescence on College Outcomes. *Social Forces* 1–36.
- Lewis, Oscar. 1966a. *La Vida. A Puerto Rican Family in the Culture of Poverty*. New York: Random House.
- Lewis, Oscar. 1966b. The Culture of Poverty. *Scientific American* 215: 19–25.
- Li, Dongying, Brian Deal, Xiaolu Zhou, Marcus Slavenas, und William C. Sullivan. 2018. Moving beyond the Neighborhood: Daily Exposure to Nature and Adolescents' Mood. *Landscape and Urban Planning* 173: 33–43.
- Long, Jacob A. 2019. Interactions: Comprehensive, User-Friendly Toolkit for Probing Interactions.
- Lück, Detlev, und Uta Landrock. 2014. Datenaufbereitung und Datenbereinigung in der quantitativen Sozialforschung. In *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, Hrsg. Nina Baur und Jörg Blasius, 397–409. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

- Lupton, Ruth. 2003. *Neighbourhood Effects: Can We Measure Them and Does It Matter?* London: Centre for Analysis of Social Exclusion, LSE.
- MacKinnon, David P., Amanda J. Fairchild, und Matthew S. Fritz. 2007. Mediation Analysis. *Annual review of psychology* 58: 593–614.
- Maimon, David, und Christopher R. Browning. 2010. Unstructured Socializing, Collective Efficacy, and Violent Behavior Among Urban Youth. *Criminology* 48: 443–474.
- Manderscheid, Katharina. 2008. Pierre Bourdieu – ein ungleichheitstheoretischer Zugang zur Sozialraumforschung. In *Schlüsselwerke der Sozialraumforschung*, Hrsg. Fabian Kessl und Christian Reutlinger, 155–171. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Manley, David, Maarten van Ham, und Lina Hedman. 2018. *Experienced and Inherited Disadvantage: A Longitudinal Study of Early Adulthood Neighbourhood Careers of Siblings*. Bonn: Institute for the Study of Labor (IZA).
- Mannitz, Sabine. 2001. 'West Side Stories'. Warum Jugendliche aus Migrantenfamilien das wiedervereinigte Berlin als geteilte Stadt erleben. In *Migration und Integration in Berlin: wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven*, Hrsg. Frank Gesemann, 273–292. Opladen: Leske + Budrich.
- Mansel, Jürgen, und Viktoria Spaier. 2010. Hintergründe von Bildungserfolgen und -misserfolgen junger Migrant/innen. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 5: 209–225.
- Matthiesen, Ulf, Hrsg. 2002. *An den Rändern der deutschen Hauptstadt: Suburbanisierungsprozesse, Milieubildungen und biographische Muster in der Metropolregion Berlin-Brandenburg*. Opladen: Leske + Budrich.
- Mayer, Tanja, und Thomas Koinzer. 2019. Schulwahl und Bildungsungleichheit – Ein holistisches Modell zur Erklärung von Segregation und Bildungsdisparitäten bei der Einzelschulwahl. *Pädagogische Rundschau* 73. Jahrgang / 2019: 265–280.
- McDonald's Deutschland. 2019. *McDonald's Ausbildungsstudie 2019. Kinder der Einheit. Same same but (still) different!* München.
- Meer, Maren van der, Fran Meissner, Moritz Merten, und Daniel Münderlein. 2018. Entwicklung und Potentiale digitaler Raumforschung. Ethische Fragestellungen und Impulse für die Hochschullehre. *RaumPlanung* 196: 20–27.
- Meier, Gerd, und Jochen Hansen. 2014. Quotenverfahren. In *Stichproben-Verfahren in der Umfrageforschung*, Hrsg. ADM Arbeitskreis Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute e.V., 197–207. Wiesbaden: Springer VS.
- Mennis, Jeremy, Michael Mason, und Andreea Ambrus. 2018. Urban Greenspace Is Associated with Reduced Psychological Stress among Adolescents: A Geographic Ecological Momentary Assessment (GEMA) Analysis of Activity Space. *Landscape and Urban Planning* 174: 1–9.
- Merkens, Hans. 2001. Die Nutzung sozialer Räume durch Jugendliche in ihrer Freizeit. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 4: 437–455.
- Merkens, Hans, und Dieter Kirchhöfer. 1993. Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Freizeit Ost- und Westberliner Schüler. *Zeitschrift für Pädagogik* 39: 931–951.
- Merten, Moritz. 2013. Die Positionierungen deutsch-türkischer Jugendlicher zwischen ethnizierenden Zuschreibungen und Alltagserfahrungen. Eine Kritik am dominanten Diskurs über Zugehörigkeit. In *Migrationsforschung als Kritik? – Spielräume kritischer Migrationsforschung*, Hrsg. Paul Mecheril, Oscar Thomas-Olalde, Claus Melter, Susanne Arens und Elisabeth Romaner, 227–242. Wiesbaden: Springer VS.

- Merten, Moritz. 2017. William Julius Wilson: The Truly Disadvantaged. In *Schlüsselwerke der Stadtforschung*, Hrsg. Frank Eckardt, 203–220. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Merten, Moritz. 2010. *Zwischen dominanten Diskursen und Alltagsrealität: Selbstpositionierungen von Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund in Neukölln*. Freie Universität Berlin: Unveröffentlichte Magisterarbeit.
- Meyer, Reto, und Heidi Bruderer Enzler. 2013. Geographische Informationssysteme (GIS) und ihre Anwendung in den Sozialwissenschaften am Beispiel des Schweizer Umweltsurveys. *Methoden, Daten, Analysen 7*: 317–346.
- Miles, Matthew B., und A. Michael Huberman. 1994. *Qualitative Data Analysis: An Expanded Sourcebook*. Second. Thousand Oaks: SAGE.
- Mindl, Felix. 2019. *Home-sharing, ein Geschäftsmodell mit lokalen Nebenwirkungen – Erkenntnisse am Beispiel von Airbnb in Berlin*. Köln: Institut für Wirtschaftspolitik an der Universität zu Köln.
- Misoch, Sabina. 2015. *Qualitative Interviews*. Berlin: De Gruyter.
- Moehr, Matthew J. 2017. The Chicago School, Human Ecology, and Neighborhood Effects: A Reappraisal. In *Research in Transportation Economics*, vol. 68, *SI: Frontiers in Transportation*, 11–17.
- Muchow, Martha, und Hans Heinrich Muchow. [1935] 2012. *Der Lebensraum des Großstadtkindes*. Originalausgabe 1935. Hrsg. Imbke Behnken und Michael-Sebastian Honig. Weinheim: Beltz Juventa.
- Müller, Dirk. 2009. Moderatoren und Mediatoren in Regressionen. In *Methodik der empirischen Forschung*, Hrsg. Sönke Albers, Daniel Klapper, Udo Konradt, Achim Walter und Joachim Wolf, 237–252. Wiesbaden: Gabler Verlag.
- Müller, Tobias. 2009. *Aktions- und Aktivitätsräume Berliner Jugendlicher*. Berlin: Freie Universität Berlin, Institut für Geographische Wissenschaften.
- Muri, Gabriela, und Sabine Friedrich. 2009. *Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität*. 1. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Neumann, Ute. 2016. „Jugendliche in ‘öffentlichen Räumen’“. Transformation und Verlust urbaner Möglichkeitsräume? phdthesis, Kaiserslautern: TU Kaiserslautern.
- Niederbacher, Arne, und Peter Zimmermann. 2011. Sozialisation und Geschlecht. In *Grundwissen Sozialisation*, 159–176. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nieszery, Andrea. 2014. Class, race, gender... neighbourhood? Zur Bedeutung von Quartiereffekten in der europäischen Stadtforschung. In *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis.*, Hrsg. Olaf Schnur, 135–155. Wiesbaden: Springer VS.
- Nieuwenhuis, Jaap et al. 2017. Being Poorer Than the Rest of the Neighborhood: Relative Deprivation and Problem Behavior of Youth. *Journal of Youth and Adolescence* 46: 1891–1904.
- Nonnenmacher, Alexandra. 2007. Eignen sich Stadtteile für den Nachweis von Kontexteffekten?: Eine empirische Analyse am Beispiel von Disorder und Kriminalitätsfurcht. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 59: 493–511.
- O A. 2011a. *Klassifikation der Berufe 2010 – Band 1: Systematischer und alphabetischer Teil mit Erläuterungen*. Nürnberg.
- O A. 2011b. *Klassifikation der Berufe 2010 – Band 2: Definitiver und beschreibender Teil*. Nürnberg.

- O'Brien, Robert M. 2007. A Caution Regarding Rules of Thumb for Variance Inflation Factors. *Quality & Quantity* 41: 673–690.
- Oberwittler, Dietrich. 2011. Jugendkriminalität in sozialen Kontexten – Zur Rolle von Wohngebieten und Schulen bei der Verstärkung von abweichendem Verhalten Jugendlicher. In *Handbuch Jugendkriminalität*, Hrsg. Bernd Dollinger und Henning Schmidt-Semisch Diplom Kriminologe und Soziologe, 213–227. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Oberwittler, Dietrich. 2004. Stadtstruktur, Freundeskreise und Delinquenz. Eine Mehrebenenanalyse zu sozialökologischen Kontexteffekten auf schwere Jugenddelinquenz. In *Soziologie der Kriminalität*, vol. 43/2003, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderhefte*, Hrsg. Dietrich Oberwittler und Susanne Karstedt, 135–170. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Oberwittler, Dietrich. 2007. The Effects of Neighbourhood Poverty on Adolescent Problem Behaviours: A Multi-Level Analysis Differentiated by Gender and Ethnicity. *Housing Studies* 22: 781–803.
- Oberwittler, Dietrich. 2013. Wohnquartiere und Kriminalität – Überblick über die Forschung zu den sozialräumlichen Dimensionen urbaner Kriminalität. In *Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten?*, Hrsg. Dietrich Oberwittler, Susann Rabold und Dirk Baier, 45–95. Wiesbaden: Springer VS.
- Oberwittler, Dietrich, T. Blank, T. Köllisch, und T. Naplava. 2001. *Soziale Lebenslagen und Delinquenz von Jugendlichen*. Freiburg: Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht.
- Oskamp, Anke. 2013. Kinder- und Jugendarmut. In *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*, Hrsg. Ulrich Deinert und Benedikt Sturzenhecker, 127–134. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Palmer, John RB. 2013. „Activity-Space Segregation: Understanding Social Divisions in Space and Time“. phdthesis.
- Park, Robert E. 1915. The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment. *American Journal of Sociology* 20: 577–612.
- Park, Robert E., Ernest W. Burgess, und Roderick D. McKenzie, Hrsg. [1925] 1984. *The City*. engl. Originalausgabe 1925. Chicago: University of Chicago Press.
- Peters, Günter. 1995. *Kleine Berliner Baugeschichte: Von der Stadtgründung bis zur Bundeshauptstadt*. Berlin: Stapp.
- Petrović, Ana, David Manley, und Maarten van Ham. 2018. *Freedom from the Tyranny of Neighbourhood: Rethinking Socio-Spatial Context Effects*. Rochester: Social Science Research Network.
- Petzold, Knut, und Thomas Wöhler. 2017. Räumliche Manifestationen sozialer Schließung: Methoden, Daten, Mechanismen. *Geschlossene Gesellschaften – 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* 38.
- Plöger, Jörg. 2012. *Jugendliche Lebenswelten: Die räumliche Ausprägung des Freizeitverhaltens von Heranwachsenden im Ruhrgebiet*. 1. Aufl. Essen: Klartext.
- Preacher, Kristopher J., und Andrew F. Hayes. 2008. Asymptotic and Resampling Strategies for Assessing and Comparing Indirect Effects in Multiple Mediator Models. *Behavior Research Methods* 40: 879–891.
- Preissing, Sonja. 2018. *Jugend am Rande der Stadt. Eine vergleichende Studie zu Marginalisierung und Raumanneignung in Deutschland und Frankreich*. Wiesbaden: Springer VS.

- R Core Team. 2020. R: A Language and Environment for Statistical Computing.
- Reicher, Christa. 2015. Jugendgerechte Planung und Gestaltung öffentlicher Räume. In *Umkämpfter öffentlicher Raum, Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit*, Hrsg. Raimund Kemper und Christian Reutlinger, 85–99. Wiesbaden: Springer VS.
- Reutlinger, Christian. 2008. Sozialisation in räumlichen Umwelten. In *Handbuch Sozialisationsforschung, Pädagogik*, Hrsg. Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann und Sabine Walper, 333–350. Weinheim: Beltz.
- Richter, Benjamin, Martin Behnisch, und Karsten Grunewald. 2017. Messansatz zur Grünflächenversorgung von Einwohnern auf Stadt- und Stadtteilebene. In *Flächennutzungsmonitoring IX. Nachhaltigkeit der Siedlungs- und Verkehrsentwicklung?*, vol. 74, *IÖR Schriften*, Hrsg. Gotthard Meinel, Ulrich Schumacher, Steffen Schwarz und Benjamin Richter, 229–239. Berlin: Rhombos.
- Richter, Benjamin, Karsten Grunewald, und Gotthard Meinel. 2016. Urbane Grünflächenausstattung und deren Erreichbarkeit – Indikatordesign und empirischer Städtevergleich. In *Flächennutzungsmonitoring VIII. Flächensparen – Ökosystemleistungen – Handlungsstrategien*, vol. 69, *IÖR Schriften*, Hrsg. G. Meinel, D. Förtsch, S. Schwarz und T. Krüger, 293–303. Berlin: Rhombos.
- Rohrauer, Bernd. 2014. Die Erweiterung der Nadelmethode und das Potential aktueller kartenbasierter Technologien für die sozialräumliche Methodenentwicklung. *soziales_kapital* 12: 117–130.
- Rösch, Eike, und Bernd Rohrauer. 2016. Sozialräume (auch) digital analysieren. *Deutsche Jugend* 64: 77–85.
- Ruijsbroek, Annemarie et al. 2017. Does the Health Impact of Exposure to Neighbourhood Green Space Differ between Population Groups? An Explorative Study in Four European Cities. *International Journal of Environmental Research and Public Health* 14: 618.
- Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration. 2013. *Segregation an deutschen Schulen Ausmaß, Folgen und Handlungsempfehlungen für bessere Bildungschancen*. Berlin.
- Saelens, Brian E., James F. Sallis, und Lawrence D. Frank. 2003. Environmental Correlates of Walking and Cycling: Findings from the Transportation, Urban Design, and Planning Literatures. *Annals of Behavioral Medicine* 25: 80–91.
- Sampson, Robert J., Jeffrey D. Morenoff, und Thomas Gannon-Rowley. 2002. Assessing „Neighborhood Effects“: Social Processes and New Directions in Research. *Annual Review of Sociology* 28: 443–478.
- Sander, Uwe. 2000. 100 Jahre Jugend in Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 3–11.
- Sander, Uwe, und Ralf Vollbrecht, Hrsg. 2000. *Jugend Im 20. Jahrhundert: Sichtweisen, Orientierungen, Risiken*. Neuwied: Luchterhand.
- Saunders, Doug. 2013. *Die neue Völkerwanderung: Arrival City*. 2. Aufl. München: Pantheon.
- Sawyer, Alexia D. M. et al. 2017. Cross-Sectional Interactions between Quality of the Physical and Social Environment and Self-Reported Physical Activity in Adults Living in Income-Deprived Communities Hrsg. Rodrigo Huerta-Quintanilla. *PLOS ONE* 12.
- Schäfer, Philipp, und Nicole Braun. 2016. Misuse through Short-Term Rentals on the Berlin Housing Market. *International Journal of Housing Markets and Analysis* 9: 287–311.
- Scheiner, Joachim. 1998. Aktionsraumforschung auf phänomenologischer und handlungs-theoretischer Grundlage. *Geographische Zeitschrift* 86: 50–66.

- Scheiner, Joachim. 1999. *Die Mauer in den Köpfen und in den Füßen? Wahrnehmungs- und Aktionsraummuster im vereinten Berlin*. Berlin: Freie Universität.
- Scheiner, Joachim. 2010. Social Inequalities in Travel Behaviour: Trip Distances in the Context of Residential Self-Selection and Lifestyles. *Journal of Transport Geography* 18: 679–690.
- Scheiner, Joachim. 2006. Wohnen und Aktionsraum: Welche Rolle spielen Lebensstil, Lebenslage und Raumstruktur? *Geographische Zeitschrift* 94: 43–62.
- Scheiner, Joachim, Kathrin Sicks, und Christian Holz-Rau. 2011. Gendered Activity Spaces: Trends over Three Decades in Germany. *Erdkunde* 65: 371–387.
- Scherr, Albert. 2018. Jugend als gesellschaftliche Institution und Lebensphase. In *Handbuch Jugendkriminalität*, Hrsg. Bernd Dollinger und Henning Schmidt-Semisch, 17–33. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Schielzeth, Holger. 2010. Simple Means to Improve the Interpretability of Regression Coefficients: Interpretation of Regression Coefficients. *Methods in Ecology and Evolution* 1: 103–113.
- Schipper, Sebastian, und Felix Wiegand. 2015. Neubau-Gentrifizierung und globale Finanzkrise. Der Stadtteil Gallus in Frankfurt am Main zwischen immobilienwirtschaftlichen Wertungszyklen, stadtpolitischen Aufwertungsstrategien und sozialer Verdrängung. *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 3: 7–32.
- Schlich, Robert, Stefan Schönfelder, Susan Hanson, und Kay W. Axhausen. 2004. Structures of Leisure Travel: Temporal and Spatial Variability. *Transport Reviews* 24: 219–237.
- Schmidt, Christiane. 2010. Analyse von Leitfadentinterviews. In *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Hrsg. Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke, 447–456. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schneidmesser, Dirk von. 2014. Öffentliche Mobilität und neue Formen der Governance: das Beispiel Volksentscheid Fahrrad. In *Öffentliche Mobilität*, Hrsg. Oliver Schwedes, 47–68. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Schnur, Olaf. 2014. Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven. In *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis.*, Hrsg. Olaf Schnur, 21–56. Wiesbaden: Springer VS.
- Schönduwe, Robert, Benno Bock, und Inga Deibel. 2012. *Alles wie immer, nur irgendwie anders? Trends und Thesen zu veränderten Mobilitätsmustern junger Menschen*. Berlin: Innovationszentrum für Mobilität und gesellschaftlichen Wandel (InnoZ) GmbH.
- Schönfelder, Stefan, und Kay W Axhausen. 2003. Activity Spaces: Measures of Social Exclusion? *Transport Policy* 10: 273–286.
- Schorn, Martina. 2018. Die Shoppingmall als third place? Über die manifesten und latenten Funktionen der Shoppingmall für Jugendliche in Wien. In *Jugendliche und die "Räume" der Shopping Malls: Aneignungsformen, Nutzungen, Herausforderungen für die pädagogische Arbeit: mit aktuellen Studien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, Soziale Arbeit und sozialer Raum*, Hrsg. Ulrich Deinet, 189–202. Opladen: Budrich.
- Schreier, Margrit. 2014. Qualitative Content Analysis. In *The SAGE Handbook of Qualitative Data Analysis*, Hrsg. Uwe Flick, 170–184. Los Angeles: SAGE.
- Schubert, Hans-Joachim. 2007. The Chicago School of Sociology. Theorie, Empirie und Methode. In *Jahrbuch für Soziologiegeschichte*, Hrsg. Carsten Klingemann, 119–164. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schulz, Marlies. 1998. Berlin: Abschied von einer geteilten Stadt? *Europa Regional* 6: 2–14.

- Schweigard, Eva. 2020. *2020 München. Der Wirtschaftsstandort. Fakten und Zahlen*. München: Landeshauptstadt München, Referat für Arbeit und Wirtschaft.
- Selle, Klaus. 2010. Stadträume in Spannungsfeldern: Untersuchungsperspektiven. Neue Blicke auf Plätze, Parks und Promenaden. In *Stadträume in Spannungsfeldern: Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten, Edition Stadtentwicklung*, Hrsg. Ulrich Berding, Antje Havemann, Juliane Pegels und Bettina Perenthaler, 23–43. Detmold: Rohn.
- Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie. 2017. *Blickpunkt Schule. Schuljahr 2016/2017*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. 2007. *Berliner Mietspiegel 2007*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. 2010. *Das Berliner Quartiersmanagement*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. 2011. *Stadtentwicklungsplan Verkehr Berlin*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt. 2016a. *Flächennutzung und Stadtstruktur. Dokumentation der Kartiereinheiten und Aktualisierung des Datenbestandes 2015*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt. 2014a. *Nahverkehrsplan Berlin 2014–2018*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt. 2013. *Stadtentwicklungsplan Verkehr 2025. Nachhaltig unterwegs*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt. 2014b. *Stadtentwicklungsplan Wohnen 2025*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt. 2016b. *Stadtentwicklungsplan Zentren 3. Statusbericht 2016*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt. 2016c. *Zweiter Bericht zur Umsetzung des Stadtentwicklungsplanes Verkehr 2025*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung. 2015. *Monitoring Soziale Stadtentwicklung Berlin 2015*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. 2017. *Berliner Mietspiegel 2017*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. 2019a. *Mehrfachnutzung sozialer Infrastrukturen. Eine Perspektive für das wachsende Berlin*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. 2018. *Siedlungen der 1990er Jahre in Berlin und Umgebung*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. 2019b. *Stadtentwicklungsplan Zentren 2030. Lebendige Zentren und wohnungsnaher Versorgung für die wachsende Stadt*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. 2020. *Umweltatlas Berlin*.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. o.J. *Was bedeutet der Mietendeckel für Sie? Antworten auf die wichtigsten Fragen*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung. 2017. *Monitoring Soziale Stadtentwicklung 2017*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Referat IA, Stadtentwicklungsplanung. 2019. *Monitoring Soziale Stadtentwicklung 2019*. Berlin.
- Sharkey, Patrick, and Jacob W. Faber. 2014. Where, When, Why, and For Whom Do Residential Contexts Matter? Moving Away from the Dichotomous Understanding of Neighborhood Effects. *Annual Review of Sociology* 40: 559–579.
- Simmel, Georg. [1903] 2006. *Die Großstädte und das Geistesleben*. Originalausgabe 1903. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Small, Mario Luis, und Katherine Newman. 2001. Urban Poverty after the Truly Disadvantaged: The Rediscovery of the Family, the Neighborhood, and Culture. *Annual Review of sociology* 68: 23–45.
- Smith, Melody et al. 2017. Systematic Literature Review of Built Environment Effects on Physical Activity and Active Transport – an Update and New Findings on Health Equity. *International Journal of Behavioral Nutrition and Physical Activity* 14: 158.
- SPLENDIDRESEARCH GmbH. 2017. *Wie zufrieden sind die Deutschen mit dem öffentlichen Personennahverkehr?* Hamburg.
- Stark, Juliane, Ilil Beyer Bartana, Alexander Fritz, Wiebke Unbehaun, und Reinhard Hössinger. 2018. The Influence of External Factors on Children's Travel Mode: A Comparison of School Trips and Non-School Trips. *Journal of Transport Geography* 68: 55–66.
- Stark, Juliane, und Reinhard Hössinger. 2015. Verkehrsmittelwahl bei Jugendlichen – Integration von objektiven Wegemerkmalen in die Theory of Planned Behaviour. In *Räumliche Mobilität und Lebenslauf: Studien zu Mobilitätsbiografien und Mobilitätssozialisation, Studien zur Mobilitäts- und Verkehrsforschung*, Hrsg. Joachim Scheiner und Christian Holz-Rau, 179–198. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Steinig, Melanie. 2016. Gespaltener Wohnungsmarkt: Berlin-Neukölln versus Berlin-Spandau. In *Wohnen, Stadtforschung aktuell*, Hrsg. Eberhard von Einem, 99–123. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Sürig, Inken, und Maren Wilmes. 2011. *Die Integration der zweiten Generation in Deutschland Ergebnisse der TIES-Studie zur türkischen und jugoslawischen Einwanderung*. Osnabrück: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS).
- Tabachnick, Barbara G., und Linda S. Fidell. 2013. *Using Multivariate Statistics*. 6. Aufl. Boston: Pearson.
- Tingley, Dustin, Teppei Yamamoto, Kentaro Hirose, Luke Keele, und Kosuke Imai. 2014. Mediation: R Package for Causal Mediation Analysis. *Journal of Statistical Software* 59: 1–38.
- Trostorf, Lutz. 1991. *Die geometrische Struktur der Aktionsräume von Großstadtbewohnern am Beispiel von Berlin*. Berlin.
- Üblacker, Jan. 2018. *Gentrifizierungsforschung in Deutschland: Eine Systematische Forschungssynthese Der Empirischen Befunde Zur Aufwertung Von Wohngebieten*. 1. Auflage. Opladen: Budrich.
- Urban, Dieter, und Jochen Mayerl. 2018. *Angewandte Regressionsanalyse: Theorie, Technik und Praxis*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Van Hecke, Linde et al. 2018. Public Open Space Characteristics Influencing Adolescents' Use and Physical Activity: A Systematic Literature Review of Qualitative and Quantitative Studies. *Health & Place* 51: 158–173.
- Velte, Maria, und Tilman Versch. 2014. *Hostels und Ferienwohnungen in Berlin-Kreuzberg. Eine explorative kartographische und statistische Analyse*. Berlin: Geographisches Institut der Humboldt-Universität zu Berlin.
- Volkman, Anne. 2012. *Quartiereffekte in der Stadtforschung und in der sozialen Stadtpolitik – Die Rolle des Raumes bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit*. Berlin: Forum Stadt- und Regionalplanung e.V.
- von Seggern, Hille et al. 2009. *Stadtsurfer, Quartierfans & Co.: Stadtkonstruktionen Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume*. Hrsg. Wüstenrot Stiftung. Berlin: Jovis.
- Vossen, Lorenz. 2016. So teuer werden BVG und S-Bahn ab 2017. *Berliner Morgenpost*.

- Walper, Sabine, Walter Bien, und Thomas Rauschenbach. 2015. *Aufwachsen in Deutschland heute. Erste Befunde aus dem DJI-Survey AID: A*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Wang, Donggen, und Fei Li. 2016. Daily Activity Space and Exposure: A Comparative Study of Hong Kong's Public and Private Housing Residents' Segregation in Daily Life. *Cities* 59: 148–155.
- Wang, Donggen, Fei Li, und Yanwei Chai. 2012. Activity Spaces and Sociospatial Segregation in Beijing. *Urban Geography* 33: 256–277.
- Warner, Rebecca M. 2013. 15. Moderation. Tests for Interaction in Multiple Regression. In *Applied Statistics: From Bivariate Through Multivariate Techniques*, 611–644. Thousand Oaks: SAGE.
- Wickham, Hadley. 2016. *Ggplot2: Elegant Graphics for Data Analysis*. 2. Aufl. Cham: Springer.
- Wiehe, Sarah E. et al. 2008. Using GPS-Enabled Cell Phones to Track the Travel Patterns of Adolescents. *International Journal of Health Geographics* 7: 1–11.
- Wiesner, Margit, und Rainer K Silbereisen. 1996. Freizeitverhalten bei Jugendlichen in Ost und West als Funktion des Identitätsstatus. *Unterrichtswissenschaft* 24: 128–141.
- Wikström, Per-Olof H., Vania Ceccato, Beth Hardie, und Kyle Treiber. 2010. Activity Fields and the Dynamics of Crime. *Journal of Quantitative Criminology* 26: 55–87.
- Will, Nadine, Steffen Schmidt, und Alexander Woll. 2016. Die Motorik-Modul-Studie (MoMo). *sportunterricht* 65: 239–244.
- Wilson, William J. [1987] 2012. *The Truly Disadvantaged: The Inner City, the Underclass, and Public Policy*. Second edition. Chicago: University of Chicago Press.
- Wilson, William J. 1996. *When Work Disappears: The World of the New Urban Poor*. New York: Knopf.
- Witte, Wolfgang. 2001. Entwicklungslinien und Schwerpunkte der Jugendarbeit in Berlin. In *Jugendarbeit in Großstädten: Leitlinien Schwerpunkte Praxismodelle*, Hrsg. Günter Pleiner, 36–46. Opladen: Leske + Budrich.
- Wittenberg, Jochen, und Susanne Wallner. 2016. Devianz und Delinquenz. In *Devianz und Delinquenz im Kindes- und Jugendalter*, Hrsg. Jost Reinecke, Mark Stemmler und Jochen Wittenberg, 27–52. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Wollschläger, Daniel. 2017. *Grundlagen Der Datenanalyse Mit R: Eine Anwendungsorientierte Einführung*. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Springer Spektrum.
- Wong, David W. S., und Shih-Lung Shaw. 2011. Measuring Segregation: An Activity Space Approach. *Journal of Geographical Systems* 13: 127–145.
- Worbs, Susanne. 2003. The Second Generation in Germany: Between School and Labor Market. *International Migration Review* 37: 1011–1038.
- Wrase, Michael, und Marcel Helbig. 2016. Das missachtete Verfassungsgebot – Wie das Sonderungsverbot nach Art. 7 IV 3 GG unterlaufen wird. *NVwZ – Neue Zeitschrift für Verwaltungsrecht* 35: 1591–1598.
- Zanger, Christoph. 2015. The Social Geography of Education: Neighborhood, Class Composition, and the Educational Achievement of Elementary School Students in Zurich, Switzerland. *Zeitschrift für Soziologie* 44: 292–310.
- Zock, Jan-Paul et al. 2018. The Impact of Social Capital, Land Use, Air Pollution and Noise on Individual Morbidity in Dutch Neighbourhoods. *Environment International* 121: 453–460.
- Zschach, Maren, und Nicolle Pfaff. 2014. Peerkultur und Schule. In *Jugend, Schule und Identität: Selbstwerdung und Identitätskonstruktion im Kontext Schule*, Hrsg. Jörg Hagedorn, 441–457. Wiesbaden: Springer Fachmedien.